P. o. germ. 651c (1

<36602765540017

<36602765540017

Bayer. Staatsbibliothek

P.o.germ. 651 e

Umrisse

zur

Geschichte und Kritik

der

schönen Literatur Deutschlands,

während der

Jahre 1790 bis 1818.

Von

Franz Horn.

Berlin, 1819,
bei Theodor Christian Friedrich Enslin.
(Breite Straße Nr. 23.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Leser.

Obwohl ich selbst Vorreden mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten pflege, so hat man mich doch so häufig versichert, die meisten Leser verführen in dieser Hinsicht anders, daß ich endlich wohl daran glauben muß. Ich habe deshalb gar manches, was ich über dieses Buch auf dem Herzen hatte, und was vielleicht in der Vorrede hätte stehen sollen, in das Buch selbst hineingetragen, damit es nicht etwa übersehen werde. Dennoch bleibt noch manches zu sagen übrig, wovon indessen nur Folgendes kurz angedeutet werden möge.

Dieses Buch schließt sich gewissermaßen an mein früheres, das unter der Aufschrift: „Die schöne Literatur Deutschlands, während des achtzehnten Jahrhunderts," Berlin 1812 und 13, in zwei Theilen erschienen ist, und es kann dieser Umstand den guten Kritikern vielleicht zu einer nützlichen Vergleichung Anlaß geben.

Schon in den genannten Jahren war es mein Plan, ein Buch zu schreiben wie das gegenwär-

tige; doch bestimmt ausgesprochen ward derselbe erst später, und zwar bei Gelegenheit der Kritik einer in Charkow erschienenen, im Ganzen empfehlenswerthen deutschen Chrestomathie von Rommel. (Siehe die Blätter zur Kritik, Beilage zu den „Erholungen" 1815, Nro. 7). Ich äußerte dabei den Wunsch, daß doch auch einmal eine ächte Blumen- und Fruchtlese aus dem neunzehnten Jahrhundert erscheinen möge, da wir aus dem achtzehnten so viele haben, die nur leider fast immer das Abgeschriebene wieder abschreiben, und, wenn ich so sagen darf, in einer gewissen unerfreulichen Unendlichkeit schwimmen, aus der die Rettung nicht leicht ist. Auch damals gedachte ich, wie immer, des guten Wortes, daß wir Deutschen alles mit Ernst und Liebe treiben sollen, denn dieser Ernst und diese Liebe setzen ja den heitern Scherz und den edlen Haß voraus. Was wir aber hassen sollen, das wissen wir Deutschen gottlob recht wohl, und ebendeshalb wird unsre Liebe stets inniger und fröhlicher.

In seinem ganzen Umfange ist der obige Wunsch noch nicht erfüllt worden, doch verdient Einiges, was der fleißige Raßmann für einzelne Partien der neuesten Literatur gethan, lobende Anerkennung, obwohl noch manche Verbesserungen zu wünschen sind.

Für die **Kritik** dieser neusten Literatur ist im Einzelnen manches Vortreffliche geleistet worden; doch ein **Buch**, das die gesammten ästhetischen Bestrebungen dieser Zeit als ein Ganzes betrachtet und der Kritik unterworfen hätte, fehlte bisher noch, und wenn ich deshalb das gegenwärtige als den **ersten** Versuch, würdigen Männern und Frauen zur Prüfung vorlege, so darf ich wohl auf jene Nachsicht rechnen, die, der Idee nichts vergebend, dennoch wohl bedenkt, daß ja immer im irdischen Leben, die Erscheinung nicht vollkommen der Idee entspreche.

Auf das, was man so obenhin und gewöhnlich Vollständigkeit nennt, macht dieses Buch keinen Anspruch; doch möchte ich erwähnen, daß manche Dichter, welche hier nicht vorzukommen scheinen, doch wohl wirklich vorkommen, wenn auch ohne Namen, und nur im Allgemeinen beschrieben.

Finden sich aber dennoch auch rügenswerthe Auslassungen, so nenne man sie mir freundlich, und ich will gern gut machen, falls ich gefehlt.

Einige Auslassungen, die ich selbst finde, waren nicht zu vermeiden, da manches selbst ehrenwerthe literarische Bemühen der neuesten Zeit noch nicht deutlich genug sich entwickelt hat, um ein entschiedenes Urtheil zu leiden. Ueberhaupt setzen Werke wie dieses stets die Möglichkeit der Nach-

träge voraus, und der Einzelne soll sich stets klar erhalten, daß er bei der Abfassung einer solchen Schrift leichter noch als sonst fehlen könne.

Daß das dritte Buch einen weit größern Umfang hat als das erste oder zweite, sieht freilich ein jeder, und es brauchte deshalb nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden; da dies aber doch wohl geschehen wird, so möchte ich nur erinnern, daß dies gar leicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn es hätte vermieden werden sollen. Vielleicht könnte man in jenem Umstande etwas Allegorisches finden, das nicht ohne gute Bedeutung ist.

Der zweite Theil meiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts schloß mit dem innigen Wunsche, daß der Schriftsteller bald aufstehen möge, der uns eine Literaturgeschichte gebe, welche die meinige weit übertreffe, und ich äußerte die Hoffnung, dann der Erste zu sein, der ihm freudig dafür den Kranz reiche. — Lasset mich, ihr lieben Leser, auch hier das wohlgemeinte Wort wiederholen, mit dem es mir, wie sich von selbst versteht, ein wahrhaftiger und tiefer Ernst war, ist, und sein wird.

Berlin, am 19. Januar 1819.

Franz Horn.

Kurze Inhalts-Andeutung.

Vorrede. Erstes Buch.
Schwierigkeit des Unternehmens. Was die Kritik sein solle. §. 1 bis 4.
Rückblick auf die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts; und von da bis zum Ausbruch der französischen Revolution. 5 bis 10.
Damaliger Zustand der schönen Literatur in Deutschland.
Klopstock. 11 bis 13.
Wieland. Gesner. 14 bis 18.
Lessing. 19.
Goethe. 20. 21.
Schiller. 22. 23.
Irrige Tendenzen. Falsche Aufklärung. Volkserziehung. Jugenderziehung. 24 bis 30.
Zustand der Künste. Musik. Poesie. Schauspielkunst. Malerkunst. 31. 32.
Kritik der schönen Redekünste. 33. 34.
Wirkungen von Frankreich aus auf deutsche Bildung, und Bemerkungen über das Verhältniß beider Völker zu einander. 35 bis 40.
Richtung der schriftstellerischen Thätigkeit der Deutschen seit 1789. Die politische überwiegt die producirende Kunstthätigkeit. 41. 42.
Klopstock. 43.
Wieland. 44.
Goethe. 45. 46.
Schiller. 47. 48
Herder. 49.

Kotzebue. Iffland. Cramer. Spieß. Lafontaine. Schlenkert. Starke. §. 50 bis 55.
Neue Zeit in der Literatur, beginnend mit Fichte's Wissenschaftslehre und Schillers Horen. Ansichten über beide Werke und Wirkungen derselben. 56 bis 70.
Xenien. 71 bis 75.
Aufnahme derselben. 76. 77.
Benehmen der Dichter selbst. 78.
J. P. Fr. Richter. 79 bis 83.

Zweites Buch.

Stimmung des Publikums. §. 1.
A. W. Schlegel. — Umgang mit Bürger u. s. w. 2 bis 5.
Verdienste um Shakspear. — Behandlung Shakspears von Seiten der Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Deutschen. Wielands, Eschenburgs und Schlegels Uebersetzung. 6 bis 14.
Andere Uebersetzungen. 15.
Schlegels Gedichte. Sonette. Das Wesen des Sonetts. 16 bis 18.
Romanzen. 19.
Kritik. 20 bis 24.
Friedrich Schlegel. Kurze Geschichte seiner Geistesrichtungen bis 1812. 25.
Ausführlichere Bemerkungen. Verhältniß zum Publikum.
Dessen Lucinde. 26.
Gedichte. 27.
Weltgeschichte. 28.
Literaturgeschichte. 29.
Styl. 30.
Poetische Schule. 31. 32.
Ludwig Tieck. Dessen Abdallah. Lovell. Peter Lebrecht. Der gestiefelte Kater. Die verkehrte Welt u. s. w.
Polemik. 33 bis 36.
Blaubart. 37 bis 41.

Karl von Berneck. §. 42.
Der blonde Eckbert. Runenberg. Liebeszauber. 43. 44.
Sternbald. 45.
Genoveva. 46.
Spätere Bestrebungen. 47.
Urtheile über Tieck. 48. 49.
Wackenroder. Altdeutsche Malerkunst. 50 bis 52.
Novalis. Krankheit. Religiöser Tiefsinn. Heinrich von Ofterdingen. Seine Ansicht über Goethe. Fragmente. Geistliche Gedichte. 53 bis 57.
Wirkungen des Vereins der genannten Männer. Das Benehmen der Gegner. 58 bis 66.
Die Freunde der sogenannten Schule. 67 bis 69.
Häufiger Mangel an produktiver Kraft. Häufige Ausländerei im Geschmack. Nicht seltene Nachahmerei. Nicht seltener politischer Leichtsinn. Gesellige Verhältnisse. 70 bis 72.

Drittes Buch.

A. F. Bernhardi. §. 1. 2.
Wilh. v. Schütz. Bernhard Vermehren. 3. 4.
Heinrich von Kleist. 5 bis 13.
J. G. Seume. 14.
K. L. A. von Münchhausen. 15.
Friedrich Rochlitz. 16. 17.
August Mahlmann. 18.
Heinrich J. von Collin. 19 bis 23.
Friedrich Baron von Fouqué. 24. bis 34.
Caroline Baronin von Fouqué. 35.
F. L. Z. Werner. 36 bis 39.
Allgemeine historisch-kritische Bemerkungen. Die Jahre 1806 und 1813. Religion. Vaterland. Altdeutsche Literatur. 40 bis 44.
August Apel. 45. 46.
Friedrich Kind. 47. 48.
Gustav Schilling. 49.

Ernst Wagner. §. 50. 51.
Julius von Voß. — Ueber das Lustspiel. 52. 53.
K. L. Methus. Müller. (Ueber Wieland). 54 bis 56.
Friedrich August Schulz (Laun). 57. 58.
Ludwig Achim von Arnim. 59 bis 61.
St. Schütze. 62. 63.
Cl. Brentano. 64.
A. Klingemann. 65 bis 68.
Adam Oehlenschläger. 69 bis 74.
Karoline Pichler. 75. 76.
C. J. Contessa und C. W. Salice Contessa. 77 bis 82.
Adalbert von Chamisso. 83. 84.
Max von Schenkendorf. 85.
Amalie von Hellwig. 86.
Helmina von Chezy. 87. 88.
Therese Huber. 89. 90.
Maria Mnioch. 91.
Fanny Tarnow. 92 bis 95.
E. T. A. Hoffmann. 96.
Adolph Müllner. 97.
Otto Heinrich Graf von Loeben. 98.
F. W. Gubitz. Andeutungen über den Witz und das Lustspiel. 99 bis 102.
Theodor Körner. 103. 104.
Ludwig Uhland. 105 bis 107.
Freimund Raimar. 108. 109.
Franz Horn. 110.
Allgemeine Betrachtungen, Mahnungen, Rügen, Andeutungen und Tröstungen. 111 bis zum Schlusse.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

§. 1.

Das Werk, an welches ich jetzt gehe, die Umrisse der Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der letzt verflossenen zwanzig bis dreißig Jahre, bietet so große und mannigfaltige Schwierigkeiten, daß sie selbst den leichthin Lebenden und Schreibenden schrecken würden. Wir alle sind mehr oder weniger Söhne dieser Zeit, haben von der frühesten Kindheit an ihre Eindrücke empfangen, in ihr und zum Theil auch durch sie lieben und hassen, ahnden und meinen gelernt, und Wissen und Glauben erfaßt; und sollen sie dennoch als Gegenstand der Betrachtung und Beschreibung sonderen und hinstellen. Wir werden dabei ferner keinesweges stets im Allgemeinen bleiben dürfen, sondern auch manche der einzelnen Männer und Frauen, die durch lebendige Schrift auf die Zeit wirkten oder wohl gar sie umzugestalten versuchten, nennen und nach Vermögen schildern, wobei vielleicht zu besorgen ist, daß dieses individuelle Auffassen nicht ganz ohne Unzufriedenheit von Seiten einiger der Darzustellenden abgehen werde.

§. 2.

Diese und noch unzählige bedenkliche Punkte verhehle ich mir keinesweges, wage jedoch zu hoffen, daß manche sich

leise und freundlich ausgleichen lassen. Ich hasse die Kritik, die nur darauf ausgeht, das Fehlerhafte und Untröstliche eines Buchs, eines Menschen, oder einer Zeit aufzufinden, eine Kritik, die sich sehr bequem ausüben läßt, da in der Welt nichts leichter, aber auch nichts unersprießlicher ist, als, ohne Liebe und Anschauung des Ganzen, und des aus ihm hervorgehenden Geistes, der schon durch seine Vollständigkeit bedeutend und anziehend sein muß, lediglich das einzelne Mangelhafte aufzuspüren und wiederzugeben.

Die wahrhaftige Kritik ist der so eben beschriebenen rein entgegengesetzt. Sie erkennt das Gute und Schöne im Leben und in der Schrift als sein sollend, und da sie selbst hervorgegangen ist aus der reinen Idee jener beiden Elemente des Lebens, so kann sie nie ohne Liebe sein, ja es wird die Liebe als ihre Mutter betrachtet werden müssen, die milde ist weil sie streng, und streng weil sie milde ist. So nun, ausgegangen von der Idee und der Liebe, und auf ihrer Vereinigung ruhend, soll sie das Geschaffene wiedergeben, seine Entstehung möglichst zeigen, und besonders von dieser historischen Seite, die Entschuldigungen hernehmen für die Mängel der Ausführung, ohne jedoch jemals dem Gedanken selbst etwas zu vergeben. Die Kritik ist die betrachtende und reproducirende Poesie, keinesweges die bloße Hofmeisterin oder Hausverwalterin derselben, wofür sie häufig genug gegolten hat, wenn nicht noch für etwas geringeres, wobei wol gar ein Vergleich mit dem frère terrible und Knecht Ruprecht zum Vorschein kommen dürfte.

§. 3.

Die Kritik soll nicht bloß in der höchsten Pflicht, das Vortrefflichste genau zu erkennen, ihren Lohn und ihre Freude finden, sondern sie soll auch jedes kleinere Talent

bemerklich machen; und, wie der Religiöse nicht bloß in Sonne, Mond und Sternen Gott findet, sondern selbst in den kleinsten erschaffenen Dingen, deren Bedeutung nur dem liebenden Gemüth aufgeht, so soll sie überall selbst nach dem schwächsten Abglanz des Schönen fröhlich suchen. Zum vollständigen Besitz der Kunst gelangt der Mensch in diesem Leben ohnehin nie; wohl aber sollen wir alle in diesem begränzten Leben und bei diesen begränzten Anlagen, dem Unendlichen nachstreben, und die Kritik hat dann zu untersuchen, wie weit etwa sich jeder Einzelne von seinem individuellen und dem objektiven Ideal befinden möge. Einen Ehren-Platz in der Welt findet jeder rechtliche Mensch am Ende immer, und so soll auch jeder Schriftsteller, der ein wirklicher und ächter ist, seine gute Stelle finden, es sei nun einen hohen Dichterthron, einen vornehm gesperrten Sitz, eine reich blühende Laube oder eine unschuldige Rasenbank u. s. w.

Die leichteste und verwerflichste Kritik ist die enge und arme, welche nur mit den Worten „göttlich" und „abscheulich" wechseln mag. Keine aber wird öfter geübt.

§. 4.

Die Kritik, sagten wir oben, sei milde, aber es ward auch nicht vergessen hinzu zu setzen, daß sie streng sei, und zwar, weil die Milde das will. Wer das Gute wahrhaft will, kann das Böse nie wollen, und wenn gewünscht wird, daß das Schöne überhaupt sei, so soll das Häßliche nicht sein.

Die Polemik ist deshalb nicht bloß erlaubt, sondern nothwendig, und als Wissenschaft zu betrachten. Für die Idee soll der Mensch kämpfen können, oder er wäre der Idee nicht werth; nur soll er nicht vergessen, daß der Kampf nicht um des Kampfes willen geführt wird; und

wenn er für den Gedanken der Schönheit kämpft, soll er sich wohl hüten, keine trübe Leidenschaft hinein zu bringen, die ihn selbst, den Kämpfer für das Anmuthige, wohl gar häßlich machen könnte, ein Umstand, der sich leider nur zu häufig in Deutschland ereignet hat. — Endlich ist es gewiß überaus zweckmäßig und wichtig, wenn man sich stets wohl besinnt, daß man mit — Menschen streitet.

So gehe ich denn mit stiller Heiterkeit an das Werk, herzlich wünschend, daß es gedeihen möge, und daß dem redlichen Bemühen, Gutes zu wirken, auch diesmal Erfüllung werde.

---

§. 5.

Um zu unserm Zwecke zu gelangen, scheint es wohl gethan, die Perioden der Geschichte der schönen Literatur der Deutschen, während der neuern Zeit überhaupt, (vom siebzehnten Jahrhundert an) mit kurzen Worten hier anzudeuten.

Höchster Aufwand der Kraft während der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — Höchstes Elend in der letzten Hälfte desselben an der Tagesordnung, und durch den jammervollen westphälischen Frieden bestätigt. Da aber jeder wohl gemeinte, Edles wollende Kraftaufwand in der Staatenwelt, auch im Reiche der Dichtkunst treffliche Erfolge hat, und doch auch durch jenen Frieden ein einziges Köstliches, (wiewohl zum Theil aus unreinen Händen) — Freiheit in der Ansicht der Religion und deren Uebung, gegeben ward, so hatte in der Zeit und bald nachher, Deutschland eine treffliche Dichter-Reihe, sehr zahlreich nicht, aber bedeutsam. Wir nennen die wohlbekannten: Opitz, Flemming, A. Gryph, Logau, Tscherning, Dach, Gerhard u. s. w.

§. 6.

Wir bemerken sodann: Immer vergrößerte Uebermacht des Hauses Bourbon, Frankreichs atheistische Politik, im Vortheil nach außen hin, Ludwigs stets erneuete Raubkriege, Deutschlands politische Schwäche, Zerrissenheit, bestraft durch Abtretung herrlicher deutscher Länder, Armuth u. s. w. Die Poesie sinkt herab zur Ueberkünstlichkeit, Unnatur und Fratzenhaftigkeit; doch waltet noch hie und da schätzbares wenn auch verderblich wirkendes Talent in Lohenstein, Hoffmannswaldau u. s. w. Nur die Religion beflügelt noch, und die geistlichen Lieder aus dieser Zeit sind die einzigen, welche die Zeit rechtfertigen, oder wenigstens einigermaßen mit ihr versöhnen können.

§. 7.

Nach Ludwigs des vierzehnten Tode: Ruhe der Ohnmacht, fast nach allen Seiten hin verbreitet, — fast gänzlicher Mangel an ausgezeichneten poetischen Erzeugnissen, veranlaßt durch das immer vermehrte Eindringen des fremden Geistes, und die daraus entspringende Entbehrung bedeutender nationaler Stoffe. Fast gänzlicher Mangel an Geschmack und Kritik. Kindisches Lallen oder steife Pracht bei dürrer Dürftigkeit; sehr wenige Dichter, welche Auszeichnung verdienen. — Günther, sehr talentreich, doch vergehend in Unsittlichkeit und thörichtem Herzenswust; Liskow, keck, gewandt, witzig; aber gemüthlos und nicht das Zeitalter überschauend, wie der Satiriker soll.

§. 8.

Versuch eine bessere Zeit der Literatur hervorzurufen durch Bodmer und Gottsched, aber bei fehlender Kraft und Tiefe findet sich nur Geistes-Zähheit und Erborgtheit, welcher ein unersprießlicher Hochmuth zur Seite geht. Gottsched sucht der Poesie wenigstens einen Leib zu geben; doch

da er, ohne Dichtergeist, die einzelnen Glieder nur mit mechanischer Fertigkeit und nur aus Bruchstücken Griechischer und Römischer Kritiker hervorsucht, so ist die Ausbeute des Strebens sehr dürftig. Bodmer will höher hinaus, rennt sich aber fest in einigen gleichfalls entlehnten unfruchtbaren Halb-Ideen, die er auf unerquickliche Weise funfzig Jahre lang, hochmüthig und tyrannisch gebieten wollend, wiederholt, wobei er leider viele Anhänger gewinnt.

§. 9.

Gleichzeitig mit den beiden genannten geringhaltigen Anführern und deren oft geringhaltigen Schülern, erhebt sich endlich die Blüthe deutscher Poesie von neuem durch Klopstock. Sein Beispiel weckt und zündet, und regsame, löbliche Männer helfen das Feuer erhalten. Elias Schlegel, Cramer, Gellert u. s. w. Der Charakter der Periode ist einseitige Erhabenheit, und neben ihr feine Correktheit; doch nur durch Lessings scharfen und späterhin durch Herders tiefen Geist erhöht, und vor Starrheit und Versteinerung gesichert.

Nur die jugendliche Frische und die romantische Farbenpracht fehlt noch. Sie wird gegeben durch den schönen Jünglingsbund in den siebziger Jahren, wo Bürger, Stollberg, Voß, Hölty, Claudius erscheinen. Freieres Flügelregen, fast allgemeine Gesangeslust in Deutschland. Auf der anderen Seite überhand nehmende seichte Reflexionssucht und Klügelei, die sich zuletzt in frechen Unglauben ausspricht, doch wird das Volk im Ganzen noch nicht sehr davon berührt. Die Gefühlspoesie steht allein glänzend da; tiefere Denker, wie Herder, werden weniger verstanden und genossen, der tiefste: Hamann, bleibt fast ganz fremd, oder wird abgelehnt und verhöhnt, so daß er kaum als in jener Zeit *vorhanden* betrachtet werden darf.

§. 10.

Goethe tritt auf, der Gipfel der deutschen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts. Sein Publikum ist das gesammte deutsche Volk. Vergötterung seiner ersten Werke: Götz, Werther, Clavigo, Stella. In den achtziger Jahren gewinnt er die vielseitigste Bildung und das Publikum in der Mehrheit vermag ihm nicht mehr zu folgen. Herrschend ist gewissermaßen nur Wieland. Schillers frühere kolossale Werke werden von dem Volke bewundert und geliebt, während sie einseitigen und nüchternen Kritikern fast ganz ungenießbar erscheinen. Das Volk gewöhnt sich an die Opposition gegen die größtentheils arm und hochmüthig verwaltete Kritik.

§. 11.

So waren etwa funfzig Jahre verflossen, seit dem Wiederaufblühen der deutschen Dichtkunst, und manche unvergängliche Frucht war gereift, als der Ausbruch der französischen Revolution (1789) und das Schauspiel, welches sie gab, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Sie hätte für die deutsche Literatur zu keiner ungelegnern Zeit kommen können.

Man befand sich gewissermaßen auf einem Ruhepunkte, wie man sich nicht hätte befinden sollen, da Ruhe in der geistigen Welt auf langsames Rückschreiten deutet, oder doch damit drohet.

Wir hatten große Dichter und Denker, aber sie waren entweder in ungenügenden Bestrebungen begriffen, oder ihr Verhältniß zu dem Publikum zeigte irgend eine ungünstige Seite. Es ist von besonderer Wichtigkeit, dies möglichst genau und in Beziehung auf die einzelnen wichtigsten Dichter und Schriftsteller zu erörtern.

§. 12.

Klopstock hatte seit beinahe zwei Jahrzehnten keinen

großen Einfluß mehr hervorgebracht, seine großartige Dichternatur hatte sich in den frühern Oden und den ersten Gesängen des Messias so rein, gewaltig und würdig ausgesprochen, daß er in dieser Hinsicht fast erschöpft scheinen konnte; wenigstens war ihm nicht möglich, durch neuere poetische Erzeugnisse jenen Eindruck zu steigern; und es ist nicht zu verhehlen, daß die spätern Gesänge des Messias nicht ohne die Mühe des einzeln waltenden kühlen Verstandes langsam und schwer hervorgetreten sind. Dazu kam, daß er überhaupt von dem Großen, was die spätere Zeit gebracht hatte, keine besondere Kenntniß nahm, und, sich selbst zu sehr genügend, nicht selten unzugänglich und schroff erschien. So setzte er sich gewissermaßen außerhalb der Zeit nieder, ohne doch höher zu stehen als deren Gipfel, und vermochte nicht mehr auf dieselbe einzuwirken. Die Vergangenheit nur war ihm Gegenwart, und keine andere als die er kannte und liebte wollte er gelten lassen.

Als Dichter trat er nur noch sehr selten auf, und zwar in einigen wohl angestaunten, doch nicht sehr geliebten Oden; desto bedeutsamer und ruhmwürdiger erscheint er in seiner Gelehrten-Republik und in den grammatischen Gesprächen, doch ist leider jener Zeit nachzusagen, daß sie kaum beachtet wurden, und Jahrzehnte lang fast spurlos vorübergingen.

§. 13.

Fast eben so kalt war die Aufnahme seiner Trauerspiele, deren stolze, jeden Schmuck verschmähende Kraft, weder dem verweichlichten, noch dem wirklich poetischen Theile des Publikums ganz zusagen konnten, besonders, da man (wenn ich mich so ausdrücken darf) eben erst aus dem reichen Blüthenregen der Bürger, Stolberg, Hölty'schen Sängerperiode kam. Doch hatte man immer sehr Unrecht mit

dieser Kälte, denn gar viel wäre, trotz ihrer Fehler, aus jenen Tragödien zu lernen gewesen.

Ward nun aber Klopstock auch nicht mehr viel gelesen, so war es dennoch ein Glück und Trost für Deutschland, daß er noch lebte, da man ihn gewissermaßen als den Consul der deutschen Poesie zu betrachten pflegte. Man wußte doch, und erinnerte sich dessen mit Freuden, daß er Nachahmerei, Fremdsucht und flaches Allerwelt-Wesen gebrandmarkt, und die Deutschen auf sich selbst verwiesen hatte. Man war recht sehr stolz auf ihn, und dieses Gefühl that wohl; ja es war von wirklich großer Bedeutung, da es, tüchtig gegründet, auch manches Gute erzeugen konnte.

§. 14.

Ganz anders stand Wieland dem Publikum gegenüber, leicht faßlich, freundlich, mitunter sogar recht anmuthig. Zwar hatte auch er seine größern Werke bereits gegeben, doch diese waren nicht immer das Beste, obwohl sie noch immer häufig bewundert und im Ganzen mehr gelesen wurden als Klopstock. Dieser letztere war zwar der einzige entschieden anerkannte Klassiker; doch als der wahrhaftige Herzens-Liebling erscheint Wieland.

Es ist jetzt wohl fast nur Eine Stimme des Bedauerns unter uns, daß dieser Schriftsteller sein großes und herrliches Talent, durch Entfremdung von wahrhaft deutschem Wesen, und Hingebung an das leichte und oft gehaltlose ästhetische Franzosenthum verderbte. Aber in der damaligen Zeit finden wir höchst selten eine Stimme, die solches Bedauern öffentlich bekundete, sondern man schätzte und liebte das eben gar sehr. Die Journalisten und Zeitungsschreiber zündeten häufig ordentliche Freudenfeuer in ihren Blättern an, daß wir Deutschen denn doch nun endlich einmal einen leicht flatternden, frei scherzenden, ohne

entschiedene Christlichkeit und rigoristisch sittliche Erhabenheit in seinen Gedichten auskommenden, höchst anmuthigen, und durchaus aufgeklärten Autor hätten, den man doch im Nothfalle den Franzosen vorhalten könne, als thue er es ihnen nach, oder gar zuvor.

§. 15.

Die Franzosen und deren Kritik zu beschwichtigen und sich gegen sie auf — französische Weise in die Brust zu werfen, war leider für viele deutsche Schriftsteller die Hauptsache. Man betrübte und empörte sich nämlich alle Woche und Monate regelmäßig, so oft kritische Blätter aus Paris ankamen, wo noch oft genug bittere Anspielungen und freche Scherze gegen deutschen Witz zu finden waren, wie etwa der Aff sich über den Elephanten oder Löwen lustig macht. Statt nun dergleichen in der Natur des neckischen Geschöpfs gegründete possenhafte Urtheile, die seit Jahrhunderten wiederholt worden waren, mit gründlicher Gelassenheit und Heiterkeit zu verachten, und nächstdem als historische Merkwürdigkeit anzuerkennen, hatte man sie sich schon seit langer Zeit sehr zu Herzen genommen. Man rathschlagte oft sehr ernsthaft, ja fast ängstlich zusammen, ob es denn gar nicht möglich sei, ein wenig frivol und gottlos zu werden, oder doch wenigstens von Zeit zu Zeit so frivolen Scherz zu treiben, daß die Franzosen daran einiges Gefallen fänden. Da ward denn nun auch gescherzt nach Vermögen; aber es fehlte doch immer noch die rechte lustige Ruchlosigkeit, und so war es fast zum Erbarmen, daß alle diese Bemühungen um den Beifall der Fremden vergeblich waren. Wer mochte bestehen gegen ihren Crebillon?

§. 16.

Dennoch wäre jener Beifall wol mit erträglich leichten Mitteln zu erhalten gewesen, und es führten gewiesene

Wege dahin. Zuvörderst hatten sogar Gottsched und sein trauriger Schüler Schönaich Ruhm und Beifall in französischen Blättern gefunden, denn ihre matten und farbenlosen, doch sogenannt correcten Erzeugnisse, hatten jenes Negative, welches jenseit der Ardennen gern ertragen, ja sogar gelobt wird.

Und nun vollends Geßner! Ihm haben die Franzosen recht eigentlich ihr poetisches Bürgerrecht gegeben, und dies ist in der That ein gutes Zeichen, denn so viel ihm auch zu einem wahrhaft guten Idyllendichter fehlt, so ist er doch weit besser, als ihr bester Fontenelle. Die Decorationen, auf welchen seine Scenen spielen sollen, sind mit löblicher Kunst leicht und klar hingetuscht, so wie auch die Thiere und Sachen, Schäfchen, Hündchen (Hunde weniger), Bäume, Körbchen u. s. w. recht wohl geformt sind. Nur mit den Menschen, (schon Herder äußerte Aehnliches) steht es übler, und es möchte kaum einer zu nennen sein, der eine wirklich reife Individualität mitbrächte. Es sind auch nicht zarte Wesen, sondern nur Begriffe von Zartheit, sie sind nicht schuldlos, sondern sie erklären nur, sie seien es, und ein leichter Anflug von Koketterie wehrt uns, sie für harmlos zu halten, obwohl sie sich auch damit brüsten. Diese gemachte Natur und künstliche Einfalt aber gefiel gerade den Franzosen, und sie hatten nicht übel Lust zu meinen, haben es auch oftmals drucken lassen, dieser deutsche Dichter sei denn doch unendlich gebildeter als Theokrit und Bion und Moschus.

§. 17.

Die Deutschen ließen sich das ganz wohl gefallen, konnten sich aber nicht recht von Herzen darüber freuen, da selbst die Mittelmäßigen unter ihnen in so weit klassisch gebildet zu sein pflegen, um jenen Irrthum innerlich zu belächeln.

Da jedoch Eine Schwalbe keinen Sommer macht, und der eine Geßner nicht ganz Deutschland vertreten konnte, da ferner, so oft man etwa französischer Seits anerkannte, daß die Deutschen die Natur auf eine erträgliche Weise abmalen könnten, stets mit Hochmuth hinzugesetzt wurde, aber mit dem Witze stehe es noch immer nicht sonderlich, so war jetzt Wielands Erscheinung, für die Mehrheit der Autoren in den zehn deutschen Kreisen überaus erfreulich. Hatte er nicht in seinem Don Sylvio von Rosalba den Don Quixote an Eleganz übertroffen? Hatte er nicht in seinem Agathon der Weisheit und Tugend mit wahrhaft französischer Feinheit ihre Gränzen abgesteckt? War nicht sein Idris so angenehm schlüpfrig als man es irgend nur wünschen konnte? Waren nicht die Griechen, deren Wieland in Menge geschildert, so liebenswürdig modern, daß selbst die Modernität nicht hätte moderner sein mögen? Das mußten selbst die Franzosen zugeben und sie gaben es auch zu; machten jedoch stets geltend, die Schule, aus der er stamme, sei deutlich genug zu sehen; doch wolle man ihn für einen guten Schüler erklären, obwohl er mitunter noch etwas breit sei *). Mehr war von den hoffärtigen Leuten für jetzt nicht zu erhalten.

*) Es ist sehr möglich, daß diese bei Gelegenheit der Anführung Wielands nöthig scheinende kleine historische Darstellung manchen Deutschen des zweiten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts fast wie ein wunderliches Märchen vorkommt. Denen sei hiedurch die Versicherung gegeben, daß dem nicht also ist, und daß z. B. einige berühmte Autoren, deren frühere Erhitztheit sich bald genug mit nüchterner Beengtheit bezahlte, noch immer zuweilen mit grämlich bitterem Ernste, und fast feindselig gegen die Deutschen aussprachen, was ich hier mit heiterm Scherz als bloßen Zeitirrthum Vieler erzählt habe. Sie bedauern nur, daß nicht erreicht wurde, was jener Irrthum wollte! — —

§. 18.

Indessen war Wieland doch ein ganz anderer Mann, als die meisten seiner traurigen Lobredner sich einbildeten, die leider fast von ihm sprachen, als sei er ihr Vetter, denn bei allen seinen jetzt fast jedermann klar erscheinenden Mängeln, darf sein großes vielseitiges Talent, und seine wenn auch nicht erhabene, doch vornehme und heitere Natur, die sich besonders in einigen seiner Kritiken ausspricht, nicht vergessen werden, und die gewöhnlichen sogenannten Humoristen der damaligen Zeit erscheinen gegen ihn, wie etwa Zettel im „Sommernachtstraum,“ der muthig genug, nach einigem hausbackenen Scherz, Titanien erklärt: „Gelt! ich kann auch spaßen, wenn's darauf ankömmt.“ —

§. 19.

Lessing war bekanntlich längst nicht mehr unter uns, als jener angegebene Zeitpunkt, der Ausbruch der französischen Revolution, waltete; aber er lebte gewissermaßen fast noch lebendiger unter uns, als in manchen Jahren seines Lebens. Und doch war es fast nur ein traurig lebendiger Schatten, den man Lessing nannte, nicht sein wahrhaftiger Geist, der unter uns lebte. Von seiner gewaltigen, auf Gelehrsamkeit und Scharfsinn gebauten Kritik, war kaum mehr eine Spur, und von seinen besten Werken, Ernst und Falk, und der Erziehung des Menschengeschlechts, Werken, die schon um deswillen bedeutend sind, weil sie den Verfasser ganz aussprechen, mit all seiner großartigen Unbefriedigtheit, und seinen schöneren Ahndungen, nahm man nirgend mehr Notiz. Dafür hielt man sich an Emilien oder gar an Sara, und umqualmte sie mit gemeinem Weihrauch. Man raffte einige wohlfeile kritische Ansichten aus seinen Schriften, besonders aus den früheren auf, und hielt damit ärmlich Haus für eigenen Bedarf. Vor allen aber konnte

man sich seiner polemisch-theologischen Schriften nicht genug erfreuen, und der irreligiöse Geist, der in tieferem Sinne immer . . . beschränkt und arm ist und sein muß, nahm die Gelegenheit gern wahr, sich mit einigen Lessingischen Witz-Fetzen zu bekleiden, und seinen theuern Namen als Medusenhaupt zu gebrauchen, die Schreckbaren zu schrecken. Wahrlich, wenn die edlen Todten noch Theil nehmen an dem Getreibe der Erde, so möchte vielleicht kein vorangegangener Deutscher ein so schmerzliches Gefühl gehabt haben über den Misbrauch seines Namens, und über das viele Unglück, das mit demselben angerichtet ward, als Lessing.

§. 20.

Goethe stand damals völlig einsam da, denn seine fast vollendete Bildung wurde kaum kalt angestaunt; geliebt sehr selten. Seine graziöse Würde, seine tiefe Ruhe, seine freundliche Heiterkeit, seine geläuterte klare Weltansicht, mit einem Wort, sein vollendetes Künstlersein konnte unmöglich der Mehrheit eines Publikums zusagen, das so Manche und auch er — um es redlich heraus zu sagen — durch ein früheres Werk, Stella, mit hatte verbilden helfen. Dennoch bleibt es schmerzlich und schmählich, mit welcher Kälte und mit welcher Todtenstille seine Iphigenia und sein Tasso damals fast überall aufgenommen wurden. In der unendlich melodischen „Zueignung" seiner Werke, die, jetzt allbewundert, damals vielleicht nur selten gelesen ward, spricht er sich darüber selbst in zwei ewig rührenden Zeilen aus:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen;
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein.

§. 21.

In wie weit dieses Gefühl des Einsamstehens als Dichter, auf ihn und seine Thätigkeit wirkte, kann nur er selbst

genau

genau angeben, und es ist zu hoffen, daß er in einem der folgenden Theile seiner Selbstbiographie jenen Einfluß näher bezeichnen werde. Indessen ist auch so wohl manches klar. Zur elegischen Trauer und wehmüthigen Liebe ist eine Natur, wie Goethe's, wohl nicht geeignet, zur Satire zu behaglich, und zu einem methodischen Bemühen das Publikum herauf zu bringen, zu dichterisch bequem. Er beschäftigte sich jetzt immer mehr mit den Wissenschaften, unter denen die Pflanzenkunde (vielleicht auch Mineralogie) und Farbenlehre ihn am meisten angezogen zu haben scheint, so wie Zeichenkunst, die er bekanntlich von früher Jugend auf mit Liebe und Erfolg getrieben, Architektur und Schauspielkunst seine Zeit in Anspruch nahm. Nehmen wir dazu das bedeutende Staatsamt, welches er bekleidete, so bedarf es nur noch der Anerkennung jener ihm inne wohnenden griechisch-leisen Ironie, um sein damals so seltenes Geben als Dichter erklärlich zu finden; doch wird freilich durch keine Erklärung das Traurige aufgehoben, das in diesem Nichtgebenwollen liegt.

§. 22.

Aehnlich, doch nur im Resultat, stand es mit Schiller. Er hatte mit der ungeheuersten Kraft begonnen, und im Besitze derselben „die Räuber" geliefert, ein Werk, das gewissermaßen mit der Kritik gar nichts zu thun hat, da es allerdings gefährlich scheinen möchte, einen feuerspeienden Berg messen zu wollen. Er hatte dann mit dem geringern Ueberrest jener Flammenkraft den Fiesko und Kabale und Liebe ausgestattet. Don Carlos und der Geisterseher waren vollendet oder begonnen und bewundert, und manche Lieder einer großartigen Verzweiflung hatten das Publikum ausnehmend — ergötzt: als plötzlich ein neuer Geist über ihn kam, der Geist der Reflexion und Metaphysik, die sich nach

und nach in Philosophie auflöste. Als Dichter schwieg er jetzt fast ganz, wenn wir die Götter Griechenlands, in denen sich ein unendlicher kolossal irrender Schmerz in schauderhaften Gegensätzen harmonisch ausspricht, und die Künstler ausnehmen, die jedoch als trefflich versificirte Abhandlung mit einzelnen tiefen Ideen gelten können. Man brachte ihm der Lorbeerkränze viele; aber sie kühlten seine Stirn nicht. Er fühlte sich unbefriedigt, und so konnte auch das Beifalljauchzen ihn nicht besonders erfreuen, er suchte Ruhe und Frieden in der Wahrheit und diese in der menschlichen Philosophie und Geschichte; aber mit der letztern glückte es nicht völlig, denn auch das vortrefflichste Talent vermag sie nicht zu erstürmen; und so, mit beschränkter Zeit und bei leiblichem Leiden, vermochte er nur durch schöne Ahndung manches Einzelne Bedeutende zu erfassen und darzustellen.

§. 23.

Das Publikum kam dabei allerdings zu kurz. Es hatte gehofft, alle halbe Jahre etwa ein neues Trauerspiel, oder doch wenigstens die Fortsetzung des Geistersehers zu erhalten; aber es irrte sehr. Es empfing kritische Abhandlungen, von denen es im Voraus ahndete, daß sie vortrefflich seien aber zu schwer, und die deshalb wenig gelesen wurden. Nur die Darstellung des dreißigjährigen Krieges, so wie Schiller ihn sich damals dachte, gewährte einigen Ersatz; wäre es auch nur bei manchen flüchtig lesenden, um der Farbenpracht willen, mit der Magdeburgs Flammen gemalt waren, oder wegen der — Kupferstiche, die auf die anziehendsten Situationen hindeuteten. So etwas mag man wohl leiden.

Leider ergriff auch um diese Zeit den edlen Dichter eine lange und schmerzliche Krankheit, von der er nie ganz

genas; so daß er in den späteren Jahren seines Lebens einen großen Theil seiner herrlichen Kraft bedurfte, um nur die Leiden des Körpers mit steter Würde und ruhigem Anstand zu ertragen. Wie ihm das gelang, lebt in dem rührenden Andenken aller, die ihn kannten.

§. 24.

Neben diesen höchst bedeutenden Dichtern und Schriftstellern, die aber jetzt, wie gesagt, fast ruheten, stand eine Anzahl von mittelmäßigen und verkehrten; und eine Menge von irrigen Tendenzen machte sich in buntem Gemisch nach Kräften geltend. Zuvörderst waren leider die meisten Lautsprecher der Zeit ohne ächten und tiefen Glauben an den Christengott, und eben deshalb ohne den ächten Glauben an reine Tugend und Menschenwürde. Sie hatten sich auf ihre eigene Hand eine überaus bequeme Religion und Moral verfertigt, und sahen hochmüthig und gemeinkeck auf das wackere Volk herab, das sich, Gott sei ewig gepriesen, seinen Herrn und Heiland nicht nehmen ließ, und, auf ihm ruhend, Hoffnung gab, daß einst noch bessere Zeiten würden möglich werden.

Es war die Zeit der sogenannten Aufklärung, die, obwohl jetzt längst gerechtem Spott übergeben, dennoch keinesweges ganz eingesargt worden ist, sondern als wortreicher Schatten noch immer störend genug umher geht. Die herrlichsten Jahrhunderte des regsten Strebens, wie z. B. das sechszehnte, haben sich niemals mit der Aufklärung gebrüstet; sondern, um Tiefe und Klarheit bemüht, erkannten sie ihr edles Streben lediglich für ihre reine Pflicht, deren Uebung sich gewissermaßen von selbst verstehe.

§. 25.

Das siebzehnte Jahrhundert war in diesem Geiste fortgeschritten, und, obwohl sein großartiges Handeln nicht

immer mit günstigem Erfolg, in Beziehung auf Verfassung und Verhältnisse der Staaten, belohnt wurde, so zeigte es sich desto bedeutender und rührender im edlen Dulden der herbsten Geschicke. Ganz anders verhält es sich mit dem achtzehnten, das, nach des gefürchteten Ludwigs Tode, mehrere Jahrzehnte fast verschlief, und dann beim Erwachen gleichsam im Fluge die größesten Größen auf sich häufen wollte. Es versteht sich von selbst, daß es an wahrhaftiger Größe nicht ganz fehlte, aber der unächten, mit sich selbst liebäugelnden, war denn doch bei weitem mehr als in den früheren Zeiten. Aus diesen redlich tiefen und kräftig-heiteren Zeiten war nämlich der neueren fast nichts mehr recht, wie etwa ein talentvolles aber eitles Kind sich gern über den würdigen aber schlichtverständigen Vater erheben mag. Dazu bot nun jene sogenannte Aufklärung recht eigentlich die Hand, denn sie verspricht groß zu werden mit der größesten Bequemlichkeit.

§. 26.

Jene heilige Andacht des Gemüthes, ohne welche jedes Streben eitel ist, jenes Vermögen die scheinbaren Einzelnheiten des Lebens anzuknüpfen und zu beziehen auf ein Unendliches, jenes ehrfurchtsvolle Eingehen in eine höhere Offenbarung Gottes, die allein, als ewige Ursonne leuchtend und erwärmend, das Menschenleben zu adeln vermag, mit einem Worte, jener still-kräftige, fromm-heitere, altchristliche Glaube, er war längst von frechem Witz, Halbverstand und Halbgelehrsamkeit angetastet worden, und wenn erst einmal dieser Grund erschüttert worden, so ist leicht begreiflich, wie man dann von einer Grundlosigkeit zur andern herabfällt. Ist jene ewige Säule verloren oder unsichtbar geworden, so sucht man nach andern Stützen, die aber alle den versprochenen Anhalt nicht gewähren können.

§. 27.

Man zürnte mit dem bestehenden Volk, daß es meistens streng sich dieser neuen Aufklärung weigerte; aber man gab es nicht auf, sondern bemühte sich von allen Seiten her, es für das neue Licht empfänglich zu machen, wozu bekanntlich Hohlheit gehört. Man hätte ihm gern seine Bibel genommen, und versuchte, ihm Auszüge voll thörichter Anmerkungen in die Hände zu spielen. Man entriß ihm die alten kernigen Gesangbücher, und gab ihm statt dessen neue, in denen viel Mittelmäßiges, Gutes und Nützliches war, nur vom Christenthum wenige Spuren, so daß manche darunter von erträglich klugen Griechen und Römern, doch zufällig in deutscher Sprache verfaßt zu sein schienen. Man lästerte und spottete über die redlichen alten Hausbücher, die dem Volke, das von Natur zur Poesie und Geschichte neigt, mit Recht theuer waren, und, ohne zu begreifen, welch' ein rein poetischer Sinn in jenen alten Blättern vom hörnernen Siegfried, von den Heimons Kindern, vom Kaiser Octavian, Faust, Genoveva, Magelone u. s. w. waltet, ein Sinn, der durch die theils scheinbar, theils wirklich unbeholfene Darstellung im tiefern Innern nicht gefährdet wird, versuchte man, an deren Stelle andere sogenannte kluge und nützliche Bücher zu setzen.

§. 28.

Nun sie waren darnach, diese neuen Bücher. Sie enthielten Gesänge, in denen Gott gelobt wurde für die Erndte; aber ohne Christus, — — Geschichten, die vor dem Laster der Trunkenheit warnen sollen, Anweisungen Scheintodte in's Leben zu bringen, Roseneierkuchen zu bakken, und Biersuppe statt des gefährlichen Kaffees zu bereiten, tiefsinnige Bemerkungen über Gespenster, nebst einer

Unzahl von Geschichten, in denen sich jeder Spuk in eine polternde Katze, oder in ein bei Mondschein aufgehängtes und eben deshalb unheimlich schimmerndes nasses Handtuch auflöset u. s. w. Zuletzt ging man geradezu darauf aus, die ganze Phantasie des deutschen Landmannes ums Leben zu bringen, ein Unternehmen, das von einigen phantasielosen Skribenten zuweilen mit wahrer Wuth getrieben ward.

— Doch, wie gesagt, mit dem Volke wollte es den Aufklärern nicht recht gelingen. Es fand die neueren Bücher mit Recht theils langweilig, theils überflüssig, denn was etwa Gutes darin war, das wußten die denkenden Bürger und Landleute, deren es bei weitem mehrere giebt als die hochmüthige Seichtigkeit mancher Städter zugeben will, unleugbar besser als die Schreiber. Dennoch zeigten sich die nachtheiligen Spuren jener Einwirkung genugsam, denn, so gutgeartet auch das Volk ist, so fehlt es doch nicht an leichtgesinnten Individuen, deren lockeres Innere dem neuen Schimmerlicht sich gern öffnete, und es mußte dergleichen Leuten gar wohl gefallen, daß jetzt nicht mehr, wie ehedem, von Reue, Buße und Besserung die Rede war, sondern von angenehmer Lebensklugheit und lustigem Benutzen des Augenblicks. Hölle und Teufel zu leugnen, (obwohl die Furcht vor ihnen zuweilen um Mitternacht und auf Kirchhöfen wiederkam) war der Mehrheit schon ein Leichtes, doch weiter zu gehn in der Schlechtheit und etwa die Gottheit Christi zu bezweifeln, blieb das traurige Vorrecht einer großen Anzahl von verächtlichen Scribenten.

§. 29.

Man wandte sich jetzt an die Jugend, und empfand zuvörderst mit derselben ein ausnehmendes Mitleiden, weil die Erziehung derselben bisher so barbarisch betrieben wor-

den sei. Es hatte nämlich mit dieser Erziehung seit vielen Jahrhunderten seine gewiesenen Wege gehabt. Gottesfurcht und strenger Gehorsam gegen die Eltern und Lehrer waren die Grundlage gewesen, worauf dann eine gewaltige Anstrengung und dauerhafter Fleiß in alten Sprachen und Wissenschaften, nicht immer ohne Schweiß und Thränen, folgte. Es hatte aber das alles durchaus nicht geschadet, sondern es waren, wie besagte Jahrhunderte beweisen, gar wackere, geistreiche Jünglinge und Männer daraus erwachsen, zur Freude aller, welche Geschichte studiren. Jetzt fiel aber den Aufklärern urplötzlich ein, das seien alles grausame und ungebildete Jahrhunderte gewesen, die sich deshalb auch grausamer Mittel bedient hätten. Das müsse alles anders werden, und von Thränen und Schweiß dürfe bei der lieben Jugend gar nicht die Rede sein. Die alten Sprachen seien zwar nicht ganz zu verachten, doch sei die Grammatik gar zu fürchterlich, und das emsige Studium derselben könne leicht dem Unterleib der Knaben beträchtlichen Schaden zufügen. Man möge nur gleich mit dem Cornelius Nepos, und den aesopischen Fabeln anfangen. Es lasse sich doch erträglich übersetzen, und das alte Vorurtheil, daß nur der eine Sprache wahrhaft verstehe, der sich mit Sicherheit in derselben aussprechen könne, müsse ja eben ausgerottet werden.

§. 30.

Ueberhaupt sollte man, meinten die neuen Aufklärer und Erzieher, nicht zu viele Zeit auf die Erlernung der alten Sprachen wenden; die französische und englische seien bei weitem zweckmäßiger, schon um der Friedensverträge und des Handels willen. Auch die Erdkunde und Naturgeschichte sei nützlich genug, besonders da Unbekanntschaft mit derselben auch lächerlich machen könne. Zu Verstandes-

übungen eigneten sich besonders Räthsel und Charaden. Mit einem Worte, es sei endlich Zeit, der alten Barbarei den Rücken zuzukehren, und sich auf anmuthige Leichtigkeit zu legen.

Man legte sich nun auch wirklich darauf, fand sich aber doch nach Jahr und Tag ein wenig ermüdet, und in einem Zustande, der das Verbergen der innern Langenweile nicht immer gelingen läßt.

§. 31.

Wahrhaft blühend war unter den Künsten nur die Musik, für welche unter allen Völkern die Deutschen die meiste Anlage, und für deren Uebung sie bereits länger als ein Jahrhundert die meiste Kraft aufgewendet haben. Hier war die alte Gründlichkeit nicht auszurotten; nur daß der traurige Umstand leider zu erwägen ist: die Musik, die jüngste Tochter der Poesie, mußte sich ohne ihre ewige Mutter behelfen. Sie irrte deshalb in seltsamer Einsamkeit umher, und ihre tiefe Sehnsucht nach der Vereinigung mit der Mutter konnte oder wollte man weder verstehen, noch befriedigen.

Auf die Poesie waren überhaupt die Aufklärer übel zu sprechen, und man war nicht abgeneigt, sie für eine geniale Landstreicherin zu erklären, der man billig einige Wassereimer oder schwere Fruchtkörbe in die Hand geben müsse, damit sie nur etwas zu tragen habe. Lehrende, beschreibende Gedichte und — Leberreime nach der Tafel ließ man sich jedoch einigermaßen gefallen, so wie auch ausländische Dichter noch ein wenig galten, da man ja — Vokabeln aus ihnen lernen, oder sie wohl gar herausgeben konnte. Die größeste und herrlichste sichtbare Beglaubigung der ewigen Gnade: „ein christlicher Dichter,“ schien fast gleichbedeutend einem — Müssiggänger.

§. 32.

Da aber das Volk sich nicht alle Poesie nehmen lassen will, so drängte es sich besonders um die Bühne; nur daß leider für dieselbe wenig bedeutende Dichter in unserm Vaterlande aufstanden, und die Direktionen meistens nur das Geld- oder das Amüsementsprinzip vorwalten ließen. So diente sie fast nur den Geschmack noch mehr zu verwirren und die Gemüther zu verweichlichen, worüber späterhin noch genauer geredet werden dürfte.

Wenig begünstigt war die Malerkunst, obwohl manche ausgezeichnete Künstler ein besseres Glück verdienten, von denen einige sogar um des Erwerbs willen zur bloßen rasch schmeichelnden Portraitmalerei ihre Zuflucht nehmen mußten. Für die Bildung des Publikums in Beziehung auf die Malerei geschah fast gar nichts, so daß auch hier die Geschmacklosigkeit im Urtheil bis in das Ungeheure ging, und man überhaupt verhältnißmäßig nur wenige fand, die ein Bild auch nur recht anzusehen verstanden. Die großen alten Meister waren fast vergessen oder nur obenhin gewürdigt, und die herrlichen Kunstschätze in Dresden, Wien, Düsseldorf u. s. w. fanden bei den Betrachtern nur selten die geweiheten Augen, denen sie ihre ganze Herrlichkeit aufschließen kann. Das brave, gelehrige und empfängliche Volk war gänzlich unschuldig, und genoß so weit es vermochte.

§. 33.

Mit der Kritik der schönen Rede-Künste überhaupt stand es so, daß wir fast wünschten, dieses Kapitel größtentheils überschlagen zu können, da das Unerfreuliche überwiegend erscheint, und das Lehrreiche nur selten hervortrat.

Wenn wir erwägen, daß wir — früherer guter und wohlmeinender Analytiker jetzt nicht zu gedenken — Lessing,

Herder und Kant gehabt oder noch hatten, denen denn doch auch einige talentvolle Schüler folgten, so muß man wahrhaft erschrecken über die Schläfrigkeit, Dürftigkeit und Gemeinheit, mit welcher, in den achtziger Jahren, in den beiden gelesensten Journalen, der deutschen Bibliothek und der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die Kritik der schönen Redekünste gehandhabt wurde. Menschen, die gar nicht nöthig gehabt hätten, ihren Namen zu verschweigen, da er ohnehin namlos war, Leute mit zähem oder trockenem Gemüth, die, wenn sie sich selbst nur ehrlich hätten ausforschen wollen, sich hätten gestehen müssen, daß ihnen sämmtliche Poesie und Philosophie ein Ekel und Gräuel, oder doch wenigstens ein wahres Kreuz und Leiden war: dergleichen Personen bekamen jetzt den Auftrag, über Klopstock und Wieland, Goethe und Schiller zu urtheilen. Sie urtheilten auch wirklich. Nicht etwa wie der Chinese in Rom, dessen Geschmacklosigkeit doch wenigstens eine Art von historischem Interesse erregt, sondern nicht selten mit Irokesenrohheit und platt hintappender Wuth, oder mit Maulwurfsblindheit und gemeinem Philisterspaß.

Man achte diesen Umstand nicht für gering, weil er jetzt halb und halb vergessen ist, und die Werke selbst, wie sich von selbst versteht, geblieben sind, wie sie waren, ähnlich den Gestirnen, die ruhig ihren Lauf fortsetzen, möge auch thörichtes Gebell und Geheul gegen sie anstürmen. Immer bleibt es dennoch höchst widrig, wenn schwielige Lastträgerfäuste den zarten Dichterkranz anfassen; und, wenn es lange ungestraft geschieht, so verlernt zuletzt der große Haufe, was ihm so höchst nöthig ist: die Ehrfurcht gegen höhere Geister. Sich selber des Staubes bewußt, in welchem er wühlt, zieht er gern das Vortreffliche mit hinein,

um nur der lästigen Ehrerbietung zu entgehen, die nur freie Gemüther mit Lust und Freudigkeit üben.

§. 34.

Doch auch hier soll nichts Trostloses ausgesprochen werden, und stets möge anerkannt sein, daß der Kern des Volks unendlich besser war und urtheilte, als die meisten der lauten Sprecher. Unter den leisen Sprechern waren manche sehr geistreiche, z. B. Georg Forster *).

In dieser Hinsicht ward jetzt eine bessere Zeit wenigstens vorbereitet. Zwar ging die allgemeine Literaturzeitung, welche 1785 zu Jena errichtet wurde, anfangs meistens nur auf der vielbefahrenen Landstraße, vielleicht um nicht sogleich das gewöhnliche Publikum zu verschüchtern; doch zeigte sich wenigstens auch jetzt schon, obwohl sie manche verkehrte Tendenzen der Zeit theilte, ein regeres Leben, und im Gebiet der schönen Künste finden sich bereits im Jahr 1788 einige anziehende Beurtheilungen, die eine bessere Zeit andeuten, die denn auch durch Schiller und Wilhelm Schlegel späterhin hervorgerufen wurde, wovon weiter unten wird geredet werden.

Die Göttinger Zeitung war lehrreich und gründlich, so bald von historischem Wissen die Rede ist; ruhend aber in der hergebrachten Philosophie, die nicht selten mit jenem verwechselt ward, und wenig ersprießlich, ja oft ganz dürr in der Kritik der schönen Künste.

---

§. 35.

Wir haben für nothwendig gehalten, alle diese Verhältnisse kürzlich anzugeben, um die erste Frage, welche in

*) Als Kunstkenner leise; leider nicht so als Politiker, wo Leidenschaft ihn nicht selten hinderte, klar zu sehen.

diesem Werke aufgeworfen werden mußte: „Wie fand die Zeit des Ausbruches der französischen Revolution die Deutschen, in Beziehung auf Leben und Kunst?" wenigstens in einzelnen Umrissen, so gut wir es vermochten, zu beantworten.

Jetzt entsteht nun die zweite Frage: „Wie wirkte das neue Leben, das sich jetzt in Frankreich zu gestalten schien, oder wenigstens von dort her verkündigt wurde, auf die Deutschen?" Ich fühle sehr wohl die ungeheure Wucht dieser Frage, und daß es keinesweges dem Einzelnen möglich sein könne, sie erschöpfend zu beantworten; dennoch tröstet mich der Gedanke, daß hier selbst ein kleiner mit Bedacht und wohlmeinend gegebener Beitrag nützlich sein könne, und so werde denn ein solcher anspruchlos versucht.

Die Ideen von ursprünglichen Menschenrechten, Menschenwürde, Gedankenfreiheit, ewiger Perfektibilität, Gleichheit der Personen vor dem Gesetz u. s. w. waren in Deutschland keineswegs neu, sondern in manchen Schriften theils leise verkündet, theils kräftig ausgesprochen worden. Ja es hatte unter andern der Lieblingsheld des gesammten deutschen lesenden und Dramen hörenden Publikums, der Marquis von Posa, gar viel hieher gehöriges von der Bühne herab verkündet. Zwar hatte er manche dieser Gedanken in eine nicht jeglichem zugängliche philosophische Sprache gehüllt, und es ist nicht zu erwarten, daß z. B. der naturphilosophische Satz, daß selbst in den todten Räumen der Verwesung noch die Willkühr sich ergötze, dem größern Publikum werde verständlich gewesen sein; dennoch tönten in der höchst wichtigen, für die Bühnendarstellung freilich halb zerstrichenen Unterredung mit Philipp manche gar bedeutende Worte kräftig durch; und die Bitte um „Gedankenfreiheit," die sogar von einem Kniefall be-

gleitet zu werden pflegt, ist wohl jedesmal mit gebührender Andacht vernommen worden.

§. 36.

Mehr aber als alle Schriften und Dramen hatte das eigne Herz und der innen wohnende Trieb nach edler Freiheit die Deutschen gelehrt, und wenn auch leider vaterländische Geschichte nur sehr dürftig getrieben ward; so war doch wenigstens der herrliche Herrmann, seine Waldschlacht, und was sie geleistet, nicht ganz vergessen. So war auch Luther in dem Herzen der Deutschen, und man ahndete, was uns in ihm und durch ihn geschenkt worden. Aber eben weil man unendlich besser war und viel Besseres hatte und wußte, als die meisten Franzosen, so ist es nur durch die übertriebene Bescheidenheit der Deutschen erklärlich, daß sie annahmen, von ihnen in Dingen dieser Art belehrt werden zu können.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß sich schon seit langer Zeit eine gewisse Masse von praktischer Staatsklugheit in Frankreich entwickelt hatte, die manches Lehrreiche auch für die Nachbarn enthalten dürfte; aber von einer solchen ruhigen Klugheit zeigten sich gerade jetzt nur schwache Spuren, und nur ein kleiner Theil von dem, was jetzt geschah, und wie es geschah, konnte des Lobes würdig sein; gar nichts aber der Nachahmung, denn **kein** Volk überhaupt soll das andere nachahmen, sondern ein jegliches sich selbst berathen nach seinem Gemüth und seinem Geist.

Jetzt war Frankreich in flammender Leidenschaft, und eine solche kann nur zerstören, nicht bauen. Wir wollen ihr **das** nicht vorwerfen; wohl aber daß diese Leidenschaft und diese Flamme nicht **rein** war, sondern auch hier sich das alte leider unvergeßliche Wort von der Vereinigung des Tigers und des Affen geltend machte. Dennoch bleibe es

stets fern von uns, dem gesammten Volke Schuld zu geben, was den Einzelnen, obwohl freilich viele trifft.

§. 37.

Wir finden ferner gar wohl begreiflich, daß manches, was in den allerersten Monaten oder Jahren der französischen Revolution geschah, den Deutschen in der Mehrheit gefallen konnte. Alles aber, was geschah, ward mit pathetisch erhabenen, witzigen oder wild flatternden, zuweilen auch wohl mit wahrhaft edlen Reden begleitet, in denen manches höchst imponirend war, besonders für ein Volk, wie das unsrige, das selten redet und wenig, ganz unähnlich den süd- und westlichen Völkern.

Wie gesagt, wir wollen das alles nicht bloß begreiflich finden, sondern gern entschuldigen; halten es aber für fast unbegreiflich und höchst betrübt, daß die gute Meinung von dem, was in Frankreich werden sollte, sich auch dann noch in Deutschland erhielt, als in dem Nachbarlande sich der Mangel an edlem Anstand, der stets auch in der feurigsten Leidenschaft walten soll, und zuletzt sogar die entschiedenste Unsittlichkeit sich klar genug zeigte. Auch hier wirkte die Ueberbescheidenheit und Uebergutmüthigkeit unseres Volkes, welches andern selbst das verzeiht, was es sich niemals verzeihen würde; wozu es freilich auch nie Gelegenheit gehabt, da es solche Unthaten, wie jetzt jenseits der Ardennen geschahen, niemals begangen hat, und niemals begehen wird. Man hoffte noch immer, es werde aus der allgemeinen Zerstörung etwas Ersprießliches gedeihen und aus dem Bösen Gutes entspringen; aber man hätte das nicht hoffen sollen, denn nicht bloß im Leben des Einzelnen, sondern auch im Leben der Staaten gilt jener alte Ausspruch von dem Fluch der bösen That, der eben darin besteht, daß sie stets neues Böse gebären muß.

§. 38.

Leider aber müssen wir noch das trübe Wort hinzusetzen, daß diese Verblendung in den Gemüthern eines großen Theils der Deutschen auch dann nicht aufhörte, als unser Vaterland bereits im Kriege mit Frankreich war, und daß man nicht selten hoffte, die Franzosen würden siegend uns Gutes bringen.

Wir erwägen hiebei zuvörderst: Kann denn überhaupt jemals etwas wahrhaft Gutes von außen her uns gebracht werden? Nimmermehr. Es muß aus uns selbst erwachsen, in uns und durch uns selbst gedeihen, oder es bleibt stets etwas Fremdes, das gar nicht unser werden kann. Verfassung, Sprache, Bildung muß sich ein Volk selbst geben und niemals kann es durch Erborgtes befriedigt werden, so wie denn auch die Geschichte lehrt, daß, wie dem einzelnen Menschen, so einem ganzen Volke, selbst das Glück nicht aufgedrängt werden kann.

Ferner: Selbst wenn jener Irrthum keiner wäre, und es gelten möchte, daß eine Nation von der andern Verfassung und Bildung leihen könnte; wann wäre uns aus Frankreich jemals etwas wahrhaft Erfreuliches, Ersprießliches, mit einem Worte: etwas entschieden Gutes gekommen?

§. 39.

Seit dreihundert, ganz besonders aber seit zweihundert Jahren, hat Frankreich jedes Feindselige, was sich öffentlich oder heimlich üben ließ, gegen Deutschland wirklich geübt, und die Blätter unserer Geschichte sind mit Blut geschrieben, so oft von dem Verhältnisse zu diesem Nachbarlande die Rede ist. Aber die Mehrheit unsers Volkes kannte seine eigene Geschichte nicht, oder hatte kein Gedächtniß.

Als die Deutschen in einem edlen Kriege, dessen erster Anfang auf einer heiligen Idee gegründet war, fast zwanzig Jahre lang ihre besten Kräfte gegen einander gewandt und sich selbst halb zerstört hatten, da nahete sich Frankreich sehr schmeichlerisch, mischte sich mit widriger Pfiffigkeit (es giebt kein anderes Wort) in den edlen Kampf, um am Ende den fast verbluteten Partheien den elenden Frieden vorschreiben, sich selbst aber mit reichen und schönen deutschen Ländern bedenken zu können (1648). — Doch das war alles vergessen.

Dann mischte sich Frankreich auch in die innern Angelegenheiten unsers geliebten Vaterlandes, und da es mislang, einen französischen Prinzen auf den Thron des großen Karl zu heben, so war jetzt kein Maaß und Ziel mehr für die Feindseligkeiten der Fremden. Ist es denn möglich? Hattet ihr Deutsche wirklich vergessen, wer den schmählichen Frieden von Nimwegen hervorrief und . . . . brach? Wer den großen Kurfürsten von Brandenburg in seiner Heldenlaufbahn störte, ein sonst edles Volk gegen ihn zum Friedensbruche zwang, und, da endlich fast halb Europa gegen ihn aufgewiegelt worden war, ihm den Frieden von St. Germain aufnöthigte? Hattet ihr vergessen, von welcher Seite her die Reunionskammern erschaffen wurden? Wer Strasburg mitten im Frieden wegnahm? Wer den Türken Waffen, Listen, Anführer lieh, um Deutschland zu überwältigen, wenn erst die edle Kaiserstadt überwältigt worden wäre, was nur durch ein halbes Wunder abgewadt wurde? Hattet ihr vergessen, wer euch den herrlichen Rhein rauben wollte und zur Hälfte auch wirklich raubte? Wer die Pfalz mit zweckloser, nie erhörter, und nie zu vergessender Grausamkeit verwüstete? wer so viel hundert Städte, Flecken und Dörfer den Flammen Preis

gab?

gab? die Gruft eurer Könige erbrach und mit ihren Gebeinen ein verruchtes Spiel trieb? Hattet ihr den ganzen spanischen Erbfolgekrieg vergessen? und das Betragen der Fremden in dem euch noch so nahe liegenden siebenjährigen Kampfe? Und — was noch besonders hervortritt — hattet ihr den endlosen Hohn vergessen, mit dem die Sprecher dieses Volks euer übergutmüthiges Vergessen und eure überfreundliche Zuneigung bezahlte?

§. 40.

Ich will nicht weiter so fragen, sondern nur antworten: Ihr hattet das alles vergessen; und nicht bloß vergessen, sondern ihr standet fast das ganze achtzehnte Jahrhundert lang mit dem Gefühl und mit der Geberde der Verehrung vor Frankreich, und selbst jener eben genannte gräßliche Umstand, daß man selbst eure Verehrung und Anbetung nicht selten höhnend ablehnte, machte euch nicht sonderlich irre. — Heil und Ehre sei allen denen, die sich während jenes Jahrhunderts diesem unfreien Verhältnisse widersetzten und Euch den eignen Werth kennen lehren wollten; diese vortrefflichen Männer sind die ächten Repräsentanten des wahren Deutschlands; aber in dem Geschrei der sündhaft leichtsinnigen Menge drang ihr reines Wort nicht genügend durch, und diese Mehrheit gab jene Zeichen, die wir genannt und kurz geschildert haben.

---

§. 41.

Es entsteht jetzt die Frage, die sich nach dem eben erwähnten theilweise fast von selber beantwortet: „Welche Richtung nahm die schriftstellerische Thätigkeit der Deutschen in den ersten Jahren der französischen Revolution?"

Wir antworten mit sehr kurzen Worten: die Richtung ward größtentheils politisch, aber nicht rein politisch - erfahren, wie sich von Männern hätte erwarten lassen, von denen Manche die Geschichte mit redlichem Fleiß studirt zu haben, und Thucydides, Tacitus, Macchiavell u. s. w. zu kennen schienen. Das hohle Phrasengeflatter, das von Paris aus ertönte, und billig einem Jeden, insonderheit aber jenen sogenannten Kennern hätte unerträglich sein müssen, fand offene Ohren und empfängliche Herzen. Es ward auf hundertfache Weise wiederholt, und man spähete nach neuen Wegen, um ihm desto bessern Eingang zu verschaffen.

Es ist kein sonderlicher Trost, daß an den gemeinen Seelen, deren jetzt allerdings gar viele ergriffen wurden, nicht viel verloren gegangen sei; denn es wurden auch bessere Gemüther angetastet, und Männer gingen unter in Irrthum, die höchst Bedeutendes für Wissenschaft und Kunst hätten leisten können, und auch wirklich theilweise geleistet haben. Wir wollen hier nur Georg Forster nennen, an dessen Geschick wohl niemand ohne Schmerz zu denken vermag, und fast auch Huber, dessen feiner, wenn auch nicht sehr tiefer Geist, dergestalt verletzt wurde, daß wir den größten Theil seiner politischen Schriften als einen bloßen Irrthum betrachten müssen. Genaue Kenntniß der deutschen Geschichte und — des Tacitus hätte sowohl den Irrthum als die Schriften, die aus ihm hervorgingen, unmöglich gemacht.

§. 42.

Was aber ganz besonders zu betrauren ist, war die Unterbrechung der Deutschen in ihrer producirenden Kunstthätigkeit, welchen Umstand wir genau betrachten müssen.

Es hatte vor kurzem in Deutschland eine Zeit ge-

herrscht, die man die Sturm- und Drang- und Empfindsamkeits-periode zu nennen gewohnt ist. Es war eine im Ganzen erfreuliche und achtungswerthe Zeit, denn es fand sich ein bedeutender Fond von schaffender Kraft. Freilich producirte man auch oft frich darauf los, in den Tag und in die Nacht hinein; mitunter sogar der Formlosigkeit sich freuend, und auch der bessern Regel übermüthig spottend. Fern von uns sei, dergleichen Beginnen zu loben, doch möge nie vergessen werden, daß diese Periode als eine nothwendige Stufe in der Bildungsgeschichte der Deutschen dasteht, und daß selbst das größte deutsche Künstlergenie, Goethe, in der allerfrühesten Zeit seines Wirkens einen leisen Anhauch von jener Periode nicht verschmähete.

Aber das war jetzt größtentheils vorbei. Man hatte eingesehen, daß es mit dem Stürmen und Drängen doch nicht viel auf sich (vielleicht auch in sich) habe, und daß die Empfindsamkeit, wie sie nicht selten — getrieben worden, doch wohl ein wenig in das Leere gehe und wohl gar weichlich und überreizbar mache. Eine solche Einsicht scheint allerdings Lob zu verdienen, und wir wollen das ihr zukommende keinesweges versagen; doch kann es wohl nur ein beschränktes sein, da sie meistens nur aus Nüchternheit hervorging, und das positiv Bessere nicht so leicht zur Stelle geschafft werden konnte. So begnügte man sich denn jetzt, jener freilich nur halb gelungenen Gewitter- und Mondscheinscenen, so wie der allzuhäufigen Thränen, Gräber und Dolche zu spotten, bis endlich das größere Publikum, der ganzen Sache überdrüßig, sich weder für die Spottenden, noch für die Verspotteten mehr interessirte, sondern gelassen darauf los genoß und las, was ihm in die Hand fiel.

§. 43.

Klopstocks Poesie nahm jetzt einen fast ganz politischen Schwung, und im Anfange rief auch er den Franzosen, in mannigfaltigen und wohlgefügten Versmaßen, seinen Beifall zu. Aber rechtlich und sittlich, wie er war, sah er sich bald genöthigt, den Beifall zurück zu nehmen, und manche rasselnde, doch gerechte Schelt-Ode entströmte jetzt seinen Lippen. Aber die Poesie wurde weder durch das Loben, noch durch das Schelten sonderlich gefördert. Nach König Ludwigs Hinrichtung, die sein Gemüth mit gerechtem Zorn erfüllte, kehrte er nur selten auf den alten Gegenstand zurück; doch war er bereits zu tief verletzt worden, um sich wieder ganz erholen zu können. Dazu kam das Alter, denn leider dürfen wir nicht verhehlen, daß der treffliche Mann dem Einflusse der Jahre zu sehr nachgab, worüber sowohl seine Werke, als auch die zur öffentlichen Kunde gekommenen Unterhaltungen mit einigen berühmten deutschen Schriftstellern (Böttiger, Matthisson u. s. w.) genügenden Aufschluß geben.

§. 44.

Wielands Theilnahme an den neuen Weltbegebenheiten war von einer besondern Weise, und das Publikum konnte sich nicht darein finden, ob er eigentlich günstig oder ungünstig von der französischen Staatsumwälzung denke, und ob er die Ansichten billige, aus denen sie hervorgegangen. Uns dünkt, daß sein fröhlicher, nach reichem Genuß strebender Geist, sich überhaupt nur ungern zu jenem finstern Schauspiel hinziehen ließ, daß er aber, weil man gewissermaßen zu verlangen schien, daß jeder deutsche Schriftsteller von Gewicht seine politische Ansicht mittheilen solle, sich doch zuletzt nicht erwehren konnte, auch seine Meinung auszusprechen. Da dies nun aber eben nur eine

Meinung war, die sich auch für nichts anderes ausgab, so hatte sie schon um deswillen das Recht, sich mitunter ein wenig zu verändern, so wie denn überhaupt in der damaligen Zeit eine vollendet fest stehende Ueberzeugung zu den größten Seltenheiten gehörte, weshalb auch Wielanden kein besonderer Vorwurf hierüber treffen kann. In der spätern Zeit sprach er gar nicht mehr öffentlich über eine Angelegenheit, die seinem Gemüthe unmöglich zusagen konnte.

§. 45.

Goethe's Ansicht war ohne Zweifel eine fest stehende, da in seinem durchaus klaren Geiste ein stets reines Sein erscheint, und so, dünkt uns, wirkte jenes französische Schauspiel, und die Folgen, die es auf Deutschland äußerte, nothwendig unerfreulich auf ihn. Aber er hat nicht für gut gefunden, uns seine tiefere Ansicht mitzutheilen, sondern nur in einigen wenigen Andeutungen eine gewisse Unbehaglichkeit verrathen, die ihm durch jene neuen Verhältnisse gekommen. Es war deshalb wohlgethan, dieses Gefühl gelegentlich und leicht hin auszusprechen, um es auf immer zu entfernen. Wer würde ihm nicht Recht geben, wenn er erklärt, daß der Stolz der Aristokraten wenigstens höflich sei, da im Gegentheil ein ächter demokratischer Spitz (es ist natürlich lediglich von französischen die Rede) hochmüthig grob sei, und nach dem seidenen Strumpf klaffe? Allein es ist doch wohl mit Epigrammen dieser leichtern Art wenig ausgerichtet, wenn sie auch den tiefern Hintergrund ahnden lassen.

Dieser wird bei Goethe deutlich durch seine anderweitige literarische Thätigkeit in dieser Zeit. Er gab ein Lustspiel, „der Groß-Cophta," das fein und bedeutend dennoch eines gewissen äußeren Lebens und Feuers zu ermangeln

scheint, und eben deshalb mit übertriebener, ungerechter Kälte von den an überderbe Zeichnung Gewöhnten aufgenommen wurde. Selbst der Umstand, daß dieses Lustspiel unmittelbar die Zeitmeinung und Zeitgespräche berührte, indem es einen entlarvten Wundermann darstellte, den damals einige zwanzig Journale mit Erfolg entpuppten, wollte nicht viel verfangen und zünden, denn das Stück war doch zu fein und zu vornehm für die Menge.

§. 46.

Ferner gab Goethe einen Theil seiner Reisebeschreibung nach Italien, die wir ausnehmend rühmen müssen, da wir hier sehr klar sehen, wie man klar sehen und schildern müsse, wobei denn auch der Zauber des köstlichsten Styls gewissermaßen mitbedingt ist, und sich fast wie von selbst versteht. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hat in dieser Art nichts Gleiches aufzuweisen.

Selbst einer gewissen, nur halb und halb zu rechtfertigenden Neugier kam der Dichter hier zu Hülfe, indem er uns die Familie und den Stammbaum des berüchtigten Cagliostro kennen lehrte, wodurch gewissermaßen eine Novelle entstand, die, auf Wahrheit gegründet, einige meisterliche kleine Gemälde aufzeigte. Aber das Publikum war kalt und blieb kalt, und las lieber die im Nationalconvent gehaltenen Reden, das graue Ungeheuer, den Revolutions-Almanach, u. s. w., je nachdem man aristokratisch oder demokratisch dachte, bei welchen Worten indessen sehr oft leider wenig Reelles gedacht wurde.

Erklärlich ist, wenigstens dem Verfasser dieses, die Kälte wohl, mit der jetzt Goethes Bearbeitung des Reineke Fuchs aufgenommen ward, denn allerdings möchte sich wohl der Hexameter für dieses Gedicht nicht eignen; doch könnte man auch wohl noch weiter gehn und

behaupten, daß die ganze hochdeutsche Sprache sich für dasselbe nicht eigne, indem die meist sehr unliebenswürdige Pfiffigkeit des Helden durch die plattdeutsche Sprache des Originals eine gewisse Milderung zu erhalten scheint, die sehr nöthig sein dürfte.

Ueber Goethe ist aus diesen Jahren, so viel mir bewußt, fast gar nichts bedeutendes zu lesen, mit Ausnahme der Huberschen Recension seiner neuern Schriften in der allgemeinen Literaturzeitung. Sie enthält den sehr richtigen Gedanken, daß auch in dem kleinsten Werke des großen Dichters die Linie des Apelles nicht zu verkennen sei, obwohl man freilich den Wunsch nicht unterdrücken könne, daß er doch jetzt häufiger mehr als solche Linien geben wolle. Dieser letzte Nachsatz enthält jedoch wohl eine kleine Ungerechtigkeit, denn selbst der, welcher alles hat, kann nicht immer alles geben. Die eingestreueten Bemerkungen über die Geruhigheit des Publikums bei dem Gedanken, einen solchen Dichter zu besitzen, sind sehr gerecht und in einem Tone gehalten, der sich sehr vortheilhaft auszeichnet, von der gewöhnlichen Werkeltags- und Current-Ironie der damaligen Zeit.

§. 47.

Auch auf Schillers erhabenen Geist machte der Anfang der französischen Staatsumkehrung einen sehr bedeutenden Eindruck; allein, da sich nur zu bald ein unsittliches Streben in dem Streit der Partheien zeigte, so wandte sich sein reiner Sinn bald unwillig von diesem Schauspiele ab, und eine „große Liebe zum Vaterlande" kam (wie er selbst an einen würdigen Freund schreibt) in seine Seele. Einer solchen Liebe hatte er wohl nie entbehrt; aber sie mußte ihm freilich jetzt noch klarer werden, da eine abermalige Erfahrung ihn belehrt hatte, daß das

Gute nicht von außen komme. Aber wir finden sein Gemüth (insoweit wir von den vorhandenen Schriften schließen dürfen) um diese Zeit tief verletzt, nicht selten sogar finster und herbe; doch nie ruhend und stets nach manchen Seiten hin strebend, eine noch höhere Klarheit und Sicherheit zu gewinnen. Als Dichter zeigte er sich von 1788 bis 94 sehr selten, fast nur in einigen didactischen Poesien und Uebersetzungen, und in seinem Fragment „der Menschenfeind" wohnt eine schmerzlich-trübe Bedeutung, wogegen Shakspears Timon wahrhaft beruhigend erscheint. Bei einer unbegränzten und klaren Ehrfurcht für die Idee der Poesie, schien er sich jetzt ihre Freuden fast zu versagen, und er suchte die Sicherheit in der Philosophie, Kritik und Geschichte.

Für die Kritik begann jetzt durch ihn eine neue und höchst ehrenwerthe Epoche.

§. 48.

Ausgerüstet mit jeder Kraft, die zur ächten Kritik führen kann, und, selbst einer der größten Dichter, die Deutschland jemals gehabt, stand er jetzt fast überstreng und gebietend da, nicht anderer schonend und nicht seiner selbst. Im steten Streben nach Bildung war jegliche Rohheit das Ziel seines unbegränzten Hasses, und die geniale Rohheit, der er sich selbst seit kurzem entrungen hatte, verabscheute er selbst vielleicht am meisten, ganz im Geist des rein Tugendhaften, der stets mit der eignen Besserung beginnt. Schade nur, daß sich jede Einseitigkeit, auch die erhabenste, rächt, und daß er, menschlich irrend, mitunter auch wohl die tiefbedeutenden Laute einer vollen und unglücklichen Brust für — roh erklärte. Von diesem Fehler ist er nicht frei zu sprechen in der mit Recht sehr berühmten Kritik der Bürgerschen Gedichte, so wie denn

auch der Umstand wichtig ist, daß er zuweilen eine gewisse Feinheit in der Wortstellung und Eleganz der Reime, eben weil er sie selbst nicht besaß, mit zu großem Lobe belegte.

Dennoch, wir wiederholen es gern, gehört ihm eine der ersten Stellen unter den Kritikern aller Völker, und es ist selbst aus seinen Irrthümern sehr viel Gutes zu lernen, denn es sind großartig einfache Irrthümer, die ihm keine schwächliche Natur, deren Unglück ist, im Irren zu irren, nachzumachen im Stande sein dürfte.

§. 49.

Am einsamsten, dünkt uns, mag in der damaligen Zeit Herder gestanden haben. Der Schein ist freilich gegen diese Meinung, denn gar manche aus der sogenannten alten Zeit versammelten sich wohl um ihn, und da vermuthlich schöne literarische und nicht-literarische Erinnerungen ihn an sie knüpften, so ist hier freilich ein recht würdiges menschliches Verhältniß möglich gewesen. Aber als Schriftsteller erscheint er so hoch, daß er wohl nur selten begriffen oder auch nur geahndet ward, wobei denn auch nicht zu verhehlen ist, daß zuweilen das Vortrefflichste dicht neben dem Unerfreulichsten in seinen Schriften gefunden wird. Er war zu reich, um den Halbreichen zu gefallen, zu herbe für die Milden, und zu milde für die Herben, zu christlich für die ästhetischen Heiden, und zu heidnisch-cosmopolitisch-wissenschaftlich für die — Spener der Zeit, falls es solche gab. Wir glauben, es giebt in keiner Literatur seines gleichen, und wir meinen dies sowohl in Liebe als in Abneigung, in Lob als in Tadel für ihn. Auf die Zeit hat er leider bei weitem weniger gewirkt als zu wünschen gewesen wäre, und er auch nach seiner Geistesfülle vermocht hätte; aber er war für das größere Publikum bald zu gründlich, bald zu wortarm,

bald zu ernst, bald zu bitter u. s. w. Gewiß fehlte ihm die Liebe, die allein das Wirken entscheidet, durchaus nicht, ja wir glauben, daß sein ganzes bestes Wesen auf Liebe gegründet war, aber sie war nicht immer sichtbar, und das verlangt das Publikum, vielleicht nicht immer ganz mit Unrecht.

Daß aber auch seine fast nur Treffliches und Freundliches enthaltenden „zerstreuten Blätter," obwohl sie hie und da öffentlich gerühmt wurden, doch nur wenig gelesen worden sind, ist schwerlich zu vergeben, und muß als eine schreiende Thatsche in unserer neuern Literaturgeschichte gerügt werden.

Um Herder klar zu erkennen, sind von Goethe und Jean Paul Andeutungen gegeben, die, eben weil sie die beiden Enden seines Wesens schildern, sich recht wohl vereinigen lassen, und so ein vollständiges Bild verschaffen *).

---

§. 50.

Wenn nun die großen deutschen Philosophen und Dichter theils schwiegen, theils nur selten redeten, so sprachen desto häufiger und lauter die mittleren und kleineren Geister, und hatten nicht übel Lust, das ganze poetische Literatur-Reich allein zu verwalten. Wir nennen deren sieben: Kotzebue, Iffland, Cramer, Spieß, Lafontaine, Schlenkert und Starke, haben jedoch nicht das Mindeste dagegen, wenn Andere meinen, es könnten wohl noch sieben beigefügt werden; und indem wir uns auf die Bemerkungen beziehen, die sich in der Darstellung der „schönen Literatur der Deutschen während des achtzehnten Jahrhunderts"

---

*) Es ist häufig vergessen worden, daß Goethe den Jüngling Herder, Jean Paul den Mann und Greis schildert.

über diese Schriftsteller finden, setzen wir hier nur noch Folgendes hinzu:

Die besseren deutschen Dramendichter schienen sich um diese Zeit fast verschworen zu haben, nicht eigentlich für die Bühne zu schreiben, und doch verlangte das Publikum nach nichts so sehr, als nach Bühnendarstellung. Das erleichterte Kotzebuen den Sieg noch mehr, als selbst das (fast möchten wir sagen) entsetzliche Talent, immer genau zu wissen und sich darnach zu richten, was der verwöhnteste Theil der Zuschauer haben will, wodurch ein Verhältniß entstand zwischen dem Publikum und einem Dichter, wie es die Welt vielleicht noch nie gesehen. Wer einen halb verrückten Türken, der aber doch für edel erklärt wird, nebst einigen frech-heillosen Bemerkungen über das Christenthum hören mochte, für den schrieb K. den Eremiten von Formentera, während Adelheid von Wulfingen nach Kräften bemüht war, den Gräßlichkeitsfreunden zu gefallen. Wem die tollste Aufklärungswuth in lustigster Verworrenheit erfreulich schien, dem kam Bruder Moritz zu Hülfe, und wer Liederlichkeit mit wohlfeilem Edelmuth und Spaß vereint wünschte, dem griff das Kind der Liebe freundlich unter die Arme.

§. 51.

Indessen waren doch alle diese nicht ganz talentlosen Sachen unvermögend, einen durchaus dauernden Ruf zu gewinnen. Dazu bedurfte es eines Werkes, wie Menschenhaß und Reue, aus dem sich fast jeder Zuschauer irgend etwas Angenehmes nehmen konnte. Ein spaßhafter Graf, der in's Wasser fällt, und Fliegen todtschlägt, ein spaßhafterer Haushofmeister, und der spaßhafteste Peter bilden hier einen überdachten Climax. Eine fast furchtbare Ehebrecherin, die mit einem ihr selbst verächtlichen Menschen

davon läuft, und außer dem Manne auch noch ihre beiden Kinder verläßt, die aber dennoch höchst edel und rührend ist, und von Zeit zu Zeit sich erinnert, sie müsse über alle Maaßen bereuen, wozu sie es sich ordentlich bequem gemacht hat, ein Menschenhasser, der keinesweges, wie man hat haben wollen, ein starrer Granitfelsen ist, sondern weichem Schlamm nicht unähnlich: das und noch viel anderes mußte wohl rühren und erfreuen, und hat gerührt und erfreut in allen fünf Welttheilen; ja wäre noch ein sechster entdeckbar, wir ständen auch für den nicht.

Aber es gehörten auch solche unverwelkliche Lorbeern dazu, um die fatalen Dinge zu ertragen, die dieser Schriftsteller außerdem zu Tage förderte. Er verfertigte ein Pasquil, das wohl zu widerlich ist, um davon zu reden, er schalt, so oft es die Gelegenheit mit sich brachte, in seinen Schauspielen auf die Verhältnisse der Stände, insonderheit auf den Adel, und schrieb dennoch ein apartes Buch, das aber nicht sonderlich gerieth, für denselben, mit einem Worte, er blies nicht selten kalt und warm fast zu gleicher Zeit aus Einem Munde. Die Mehrheit des deutschen Publikums ist wenigstens darin zu loben, daß es dergleichen Unsittlichkeiten und Inconsequenzen sonst nicht leicht verzeiht; aber ihm verzieh es, denn das konnte ihm doch niemand bestreiten, daß er ununterbrochen beschäftigt war, von der Bühne herab zu amüsiren, welches freilich nach einer bekannten Erläuterung so viel heißt, als „entmusen."

§. 52.

Wie aber Rom nicht Einen Consul hatte, sondern zwei, so auch die deutschen Bühnen. Wir meinen natürlich Iffland, einen Mann, über den in dem oben angeführten Werk, besonders in Beziehung auf sein Lobwürdiges, gesprochen worden ist. Doch auch außer jenen wahr-

haften Charaktern, welche er gebildet hat, ist ihm auch noch die Anlage zuzuschreiben, selbst da, wo die Charaktere fehlen, doch einzelne Nüancen und Eigenheiten derselben aufzufassen. Ganz besonders gelingt ihm dieses bei den sogenannten Bösewichtern, die bei ihm nicht selten etwas dithyrambisch-komisches oder ängstlich-spaßhaftes haben. Einer solchen Zeichnung liegt eine sehr richtige Ansicht zum Grunde, denn da die Bosheit in sich selbst keinen Halt hat, so muß sie denselben außer sich suchen, z. B. im Witz, im Frechkomischen, im Possirlichseltsamen, Halbtollen, oder wie sie sonst mag.

Bei diesem gerechten Lobe scheint es fast, als müßten wir uns freuen, in Iffland den dramatischen Mitherrscher jener Zeit zu erblicken; allein wir vermögen das nicht völlig, da außer manchen Nebenumständen ein Hauptumstand diese Freude gar sehr mildert. Er hatte die Verderbniß der Zeit theilweise ziemlich klar eingesehen, er kannte das Zerstreute, Zerfahrende, Zerflatternde, Hohle, und ward deshalb zum moralischen Bußprediger. Dabei gerieth er aber auf den endlosen Irrthum, als seien jene durch und durch unpoetischen Unarten doch wohl etwas halbpoetisches, und man müsse deshalb die Poesie selber bekämpfen. Das hat er denn redlich gethan; aber wir möchten mit dem Prinzen in Emilia Galotti hinzusetzen: „weniger redlich wäre redlicher." Er bekämpfte die Kunst, die Liebe, die Begeisterung u. s. w., überall nur das ökonomische Prinzip hervorhebend. Ohne Zweifel that er das in der besten Absicht, ja es gewährt ein wahrhaft tragisches Gefühl, daß er bei aller dieser Polemik sich selbst stets mitbekämpfte, da er nicht bloß ein höchst ausgezeichneter Mime war, sondern auch manche sehr schätzbare poetische Anlagen hatte. Man darf diese Ansicht nie verlieren, wenn man ihm nicht Un-

recht thun will; doch kann aller guter Wille ihn nicht rechtfertigen, und er ist stets verantwortlich für die große Masse von Prosa, die er theils vorfindend und entwickelnd zu ungebührlicher Ehre brachte, theils aus eigenen Mitteln in die Zeit hinein führte.

Da aber Kotzebue mit seinem leichten Talent und seiner seltenen Raschheit einmal da war, so mag es immer gut sein, daß Iffland ihm mit seinem größern Ernst, manches Uebel abwehrend, zur Seite stand.

§. 53.

Karl Gottlob Cramer erfreute eine nicht mindere Anzahl der Deutschen, und zwar, indem er zwei schöne Anlagen derselben nach seiner Weise benutzte. Sie haben nämlich Lust an der deutschen Vorwelt und an der Romantik im Allgemeinen. Auf ein ernstes Studium der deutschen Geschichte kam es hier nicht sonderlich an. Es war genug, Ritter, Pfaffen, tugendhafte und buhlerische Frauen, Turnire und Vehmgerichte blind zusammen zu rütteln, und, der bessern Erquicklichkeit wegen, mit einer Fülle von Rüdesheimer Wein und krachenden Redensarten zu begießen: das war nun die deutsche Vorwelt. Was dann die Romantik im Allgemeinen betrifft, so ließ sich diese leicht durch fratzenhafte Buntheit und stäubend zersetzte Grellheit ersetzen, so daß gewöhnlich die Welt mit ihren Verhältnissen im Staat und Familien-Leben so ziemlich auf den Kopf gestellt wurde, wobei viel Lachen und Weinen nicht fehlen kann.

Dennoch werde auch hier die Bemerkung nicht vergessen, daß ein Liebling des deutschen Publikums — sei er es auch nur auf einige Jahre — doch immer Talent haben müsse. Das bei Cramer war: Lebendigkeit.

§. 54.

Nicht so übermächtig und gewaltig sprudelnd zeigte sich Spieß; dafür aber hatte er eine gewisse gelassene und unermüdlich spinnende Ammenphantasie, so daß sich denn auch in jeder Messe, die er gewöhnlich mit vielen dicken Ausstellungen besuchte, ein zahlreiches Publikum um ihn her versammelte. Es war ein guter, nüchterner Autor, der, wenn er uns auch in die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers führt, es doch immer gut meint und nur ergötzen will mit allem Jammer; und wir haben in vollem Ernst bedauert, daß er so früh von uns geschieden. Geschmack hatte die liebe Seele freilich nicht sonderlich; aber sie war doch wohlmeinend und nicht phantastelos, weshalb ihr einiger Erfolg wohl zu gönnen ist.

Weit weniger Einbildungskraft hatte Schlenkert, dafür aber wählte er historische Stoffe, die in sich selbst so überaus anziehend sind, daß sie selbst durch eine peinliche Behandlung nicht ganz heruntergebracht werden können. An einer solchen ließ er es freilich nicht immer mangeln, sein erzählender Styl hat eine fast imponirende Schwerfälligkeit, und sein Dialog leidet an einer Breite, die selbst denen, welche dergleichen sonst wohl mögen, die Gebühr zu überschreiten schien. Dennoch galten seine Werke als gute „hübsche" Sachen, und wurden geliebt, besonders da auch Kupferstiche dabei waren, so daß man die Könige, Markgrafen und Erzbischöfe sich genau betrachten konnte.

§. 55.

Da man aber doch nicht immer von Rittern, Hexen, Jammergemächern, Wahnsinnigen und Selbstmördern etwas hören will, so nahmen sich Starke und Lafontaine auf, und gaben häusliche Gemälde und Familiengeschichten, die sich ohne Anstrengung recht gut weglesen

ließen. Das Talent beider Schriftsteller ist keinem Zweifel unterworfen. Starke ist nicht ohne Gefühl und Feinheit, und nicht ohne Anmuth in der Kleinheit; nur wäre in der Darstellung des deutschen Familienlebens mehr nordische Dekoration und innerlich mehr Nerv und Puls zu wünschen. Lafontaine zeigte in seinen früheren Erzählungen, die zum Theil unter der Aufschrift: „Gewalt der Liebe," erschienen, eine leichte Darstellungsgabe, und veranlaßte Hoffnungen, die bei seiner spätern, wohl zu großen literarischen Thätigkeit nicht immer erfüllt worden sind. *)

---

§. 56.

Unter solchen Verhältnissen ging fast die ganze Hälfte des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts hin, und es konnte fast scheinen, als würde besagtes Jahrhundert, das sich noch vor kurzem sehr hitzig und grimmig gezeigt hatte, ein etwas nüchternes und mattes Ende nehmen.

Da aber gefiel es einigen großen und herrlichen deutschen Geistern, die ganze Gestalt unserer Literatur zu verändern und ihr selbst einen neuen Schwung zu geben. Sollen wir sagen, daß sie das Jahrhundert noch am Schlusse zu neuem Adel hinführen, oder daß sie, wider allen gedruckten Calender, das neue Jahrhundert schon jetzt anfangen wollten? Wir wählen das Letztere, da die Geschichte der innern Bildung der Deutschen an dem 1. Januar 1801 keinen genügenden Anknüpfungspunkt finden

---

*) Mehr über die genannten 7 Schriftsteller findet sich in meinem Werk: Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts.

den kann. Und so fängt, nach unserer ganz unmaßgeblichen Ansicht, das neunzehnte Jahrhundert, in Beziehung auf deutsche Literaturschichte, mit Fichte's Wissenschafts-Lehre und Schillers Horen an.

Es kann hier nicht die Anforderung gemacht werden, das großartig-kühne System, welches Fichte in seiner Wissenschaftslehre niedergelegt, zu entwickeln; wohl aber ist hier der Ort zu folgenden stillen Bemerkungen.

§. 57.

Wenn, wie anerkannt worden, stete Richtung des Geistes nach innen hin als ein Hauptzug im Gemälde des Deutschen gelten kann, so ist auch dadurch ihr vorherrschendes Streben und nicht selten auch ihre glückliche Anlage zur Philosophie mitgefaßt worden. Unsere ganze Culturgeschichte stimmt dafür, denn überall in jedem Jahrhundert finden sich bei uns Denker, die nicht bloß von dem Materiale aller Philosophie, dem Begriff eines allgemeinen Gesetzes der Erscheinungen, sondern auch von dem Formalen derselben, dem Zusammenhange der Gedanken und ihrer Nothwendigkeit an dieser oder jener Stelle, zur Vollständigkeit des Organismus im Denken, deutliche Einsicht, oder doch wenigstens Ahndung gehabt haben. Selbst in den Schriften der Mystiker, deren bekanntlich kein Volk so viele, und unter den vielen so ächte und tiefe, hat als wir, findet sich bei aller scheinbaren Verletzung jenes Gesetzes, eine mehr oder weniger dunkele Anerkennung desselben, und selbst in der Ueberfülle einer fast nur leidenden Begeisterung erkennen wir dennoch eine Ahndung von dem Grundsatz einer sich selbst Gesetze gebenden geistigen Freiheit.

Wohl verdienen ferner unsere edlen Reformatoren, und insonderheit ihr edles Haupt, Luther, ein weit höhe-

res Lob als das ihres philosophischen Talents; doch hier ist gerade der Ort, auch dieses viel zu selten hervorgehobene anzudeuten.

§. 58.

Seit dieser Zeit ist denn auch diese innerliche Gedrängtheit, dieses Leben in der Philosophie, diese Herrschaft der Idee bei den Deutschen, auch andern Völkern, klar geworden, und es ist mir von jeher sehr merkwürdig, oder, wenn man will, rührend erschienen, daß Shakspear, als historische Grundlage von Hamlets Charakter, nichts weiter nöthig zu haben glaubt, als ihn in Deutschland (bekanntlich in Wittenberg) studiren zu lassen. — (Hier, so wollte es der Dichter, mußte er ein Metaphysiker werden; denn, wenn die schwermüthige Richtung seines Wesens auf seine eigne Rechnung kommt; das Analysiren der Begriffe konnte er nur in Deutschland lernen. Der Fehler in der Zeitrechnung, den Sh. durch diese Anführung Wittenbergs als Universität, in Beziehung auf den Dänenprinzen, beging, ist so ungeheuer, daß er selbst ihm, dem liebenswürdigst-sorglosen Dichter in solchen Dingen, nicht entgehen konnte; doch mit Recht scheute er nicht, ihn zu begehen, da so Wichtiges dadurch erreicht werden konnte, und die Poesie, um es mit einem kurzen Worte zu sagen, überhaupt gar keine reale Zeit kennt und kennen will). — Jene Ansicht der Völker von der vorherrschenden metaphysischen Thätigkeit der Deutschen hat sich denn auch mit Recht bis auf den heutigen Tag erhalten, und die Anerkennung derselben ist wohl der lichteste Blick, der sich in dem bekannten französischen Werke der Frau v. Stael über Deutschland findet.

§. 59.

Es kann nie vergessen werden, was Leibnitz, Wolf,

Baumgarten, Crusius — obwohl Männer von sehr verschiedener Geistesfähigkeit — vor allen aber unser entscheidender Kant in der Philosophie geleistet. Es schien, als sollte dieser Letztere die neue Zeit hervorrufen, aber manche ungünstige Umstände widersetzten sich dem.

Er selbst hatte in früherer Zeit, wenn auch mit bei weitem größerm Scharfsinn als die gewöhnlichen Zeitschriftsteller, doch Aehnliches getrieben wie diese; ja er hatte sogar eine Art von halbem Wohlgefallen an der wohlfeilen und thörichten Weisheit der neuern Aufklärer, vielleicht sogar an und in der deutschen Bibliothek gezeigt, und so war es denn gekommen, was trüb zu erzählen ist, daß man ihn für einen guten Bruder und Gesellen hielt. Nach und nach aber reinigte und vertiefte sich sein Inneres mehr und mehr, bis er endlich mit der Kritik der reinen Vernunft aufzutreten vermochte. Aber er trat jetzt auch nur mit ihr auf und es trat niemand zu ihm heran. Hatte man sich doch einmal, wie gesagt, daran gewöhnt, ihn für seines Gleichen zu halten, und sollte nun mühselig von ihm zu lernen trachten? Man wollte sich darauf nicht einlassen; da man ihm aber doch von Alters her noch erträglich gut war, so übte man die Großmuth, ihn wenigstens nicht zu schelten, sondern begnügte sich, das Buch ruhig liegen zu lassen, so daß nach etwa fünf Jahren das unsterbliche Werk, in so weit es aus Lettern und Papier bestand, in die sterblichen Gewölbe der Krämer wandern sollte, um doch endlichen Nutzen zu verschaffen.

Aber die Literaturzeitung, die damals noch bei frischen Kräften war, holte es ein, und setzte es mit unendlichen Lobeserhebungen auf den philosophischen Thron. Ignoriren konnte man es nun nicht mehr, sondern eine allgemeine Bewegung entstand, und es theilten sich jetzt fast sämmt-

liche deutsche philosophirende oder von Philosophie redende, in Kantianer und Nichtkantianer. Die Sache wäre recht glücklich zu nennen gewesen, hätte man nur nicht leider fast immer nur mit seinen Worten zu thun gehabt, und so selten mit seinem Geist. Der war freilich schwer zu bannen, und stand nicht Jedermann Rede.

§. 60.

Dem Unwesen machte Fichte nach und nach ein Ende. Er trat mit zwei Werken auf, die die beiden Lieblingsgegenstände der Zeit behandelten, die Offenbarung und die — französische Revolution, wurde dafür mächtig gelobt, und für den ersten der ersten Denker erklärt. Wohl hätte das manchem Jünglinge, der zum ersten Mal in das schreibende und lesende Deutschland tritt, endlosen Schaden bringen können; nicht ihm, der streng gegen andere, am strengsten doch gegen sich selbst war. Er hatte den Muth, jene viel gepriesene Kritik aller Offenbarung bald selbst für ein „schlechtes Buch" zu erklären, und späterhin auch die Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution fast zurück zu nehmen. Ihm lag jetzt nur am Herzen seine Wissenschaftslehre, in welcher er mit einer fast epigrammatisch scheinenden Kühnheit die ewige Frage nach der Lösung des Räthsels von Bewußtsein und Welt, dadurch löst, daß das Ich Subjekt und Objekt zugleich sei, und umgekehrt Identität des Subjekts und Objekts gleich dem Ich.

Darüber erschraken fast sämmtliche Leser, einige schwuren, das würden sie in Ewigkeit nicht einräumen; andere erklärten, das seien Spitzfindigkeiten, auf die sie sich überhaupt nicht einlassen möchten, Bescheidenere endlich gestanden, daß sie es nicht verständen, aber der Sache gelegentlich näher nachdenken wollten. Aber die lauten Sprecher, unter denen auch Einige philosophische Professuren

bekleideten und folglich Meister in der Philosophie sein mußten, waren keinesweges bescheiden, sondern ließen sich heftig und gröblich genug gegen das neue System und dessen Verfasser vernehmen.

§. 61.

Dann aber kamen denn auch die ganz Platten, denen hier eine reiche Erndte von zähem Spaß aufgegangen zu sein schien, und bekämpften den transscendentalen Idealismus, mit — Blut-Igeln, die, wenn sie auch die unächtphantastischen Bilder wegsaugen könnten, doch die wirkliche Welt wohl unangetastet lassen müßten, mit einer Schweinskeule, einer chaise percée u. s. w., ja es wurden ganze dicke Romane zur Lächerlichmachung der Wissenschaftslehre geschrieben. Der große Haufe, der gern in die Welt hineinlacht, ohne sich sonderlich darum zu bekümmern, wie etwa die Welt construirt werden müsse, lachte denn auch jetzt ganz ungemein, und hatte sein wahres Fest an den Streitigkeiten der Philosophen; wobei zugleich in der Betrachtung, daß er, als ein vernünftiger großer Haufe, doch niemals auf so seltsame Gedanken und Sprünge gefallen sei, eine behaglich-stolze Freude für ihn lag. Ja er, der Haufe, ward mitunter selbst witzig, und es schien mancher sich nicht ruhig schlafen legen zu können, ohne vorher seinem scherzhaften Gemüthe in Beziehung auf das Ich und Nicht-Ich eine kleine Güte anzuthun. Manche dürre Gesellschaft ist dadurch aufgeheitert und wäßrig gemacht worden.

§. 62.

Es ist freilich schlimm, daß sich dergleichen zutrug; da es sich aber einmal zutrug, so wollen wir uns wenigstens

freuen, daß Fichte dadurch zu einem Polemiker wurde, wie das ganze achtzehnte Jahrhundert noch keinen gehabt hatte. Seine Polemik war eine wahrhaft großartige, gemüthlich-wissenschaftliche, die sich nicht begnügte, einen oder den andern seichten oder hochmüthigen Schriftsteller anzugreifen, (außer wenn ein solcher etwa eine ganze Gattung vorstellte), sondern sie ging vielmehr gegen die Seichtheit, Flachheit, Plattheit und den Hochmuth der Zeit überhaupt, gegen jenes geistige Hinüber- und Herüber-fahren, das den bloßen nie endenden Diskurs zum traurigen Zwecke hatte, gegen jenes rastlos rollende Allerlei-Raisonnement, das selbst im Raisonniren sich schon bezweifelt, und, jede Sicherheit im Wissen und Glauben verhöhnend, selbst mit dem Zweifel am Zweifel endet, gegen jenen allzeitig fertigen vagen Eklekticismus, der, jede Wissenschaft untergrabend, sich selbst allein für wissenschaftlich hielt.

Mögen wir deshalb in der höheren Speculation den Principien der Wissenschaftslehre und ihrem eigentlichen Inhalte beistimmen oder nicht, so wird doch jeder redliche Literaturhistoriker nicht bloß Fichte's großes philosophisches Verdienst gern und freudig anerkennen wollen, sondern ihn auch als einen der ersten Heroen der neueren Zeit, und als den Beginner derselben zu betrachten haben, und in den „Reden an die deutsche Nation" sich des Löwenmarks erfreuen, (man verstatte das Wort) und jener tief bedeutenden Würde, die allein dem Manne ziemt in einer bösen Zeit, damit die gute möglich werde.

„Und so bleibe denn stets unter uns sein Geist des Eindringens in das innere Mark der Wissenschaft, seine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, sein tiefer inniger Sinn, seine Freimüthigkeit, sein feuriger Haß

gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Absprecherei unvertilgbar unter seiner Nation!" *)

§. 63.

Wir haben ferner genannt Schillers Horen.

Die Zeiten des schwerern und zuweilen sogar betrübenden innern Kampfes schienen jetzt für Schiller geendet, und mit frischem Muthe wandte er jetzt seine edle Kraft zu einem literarischen Unternehmen, das, sich unmittelbar an die höchsten Interessen Deutschlands anschließend, das gesammte Volk weiter bilden und in Anspruch nehmen sollte. Es kann vielleicht befremden, daß er zu diesem Zwecke die Form einer Monatsschrift wählte, da wir leider nur zu oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, uns bei diesem Worte etwas im Halbschlummer geschriebenes und im Halbschlummer gelesenes vermischtes Etwas zu denken, welches sein dürftiges Leben selten länger als den Monat fortsetzt, den es auf dem Umschlage trägt. Da wir aber stets das Menschliche bedenken, und, wo möglich an das Vorhandene anknüpfen sollen, so werden wir, da nicht zu läugnen ist, daß nun einmal diese Form die beliebteste war, zweckmäßig finden müssen, daß Schiller sie jetzt zu einem edlen Zwecke benutzte; und gleichsam als Gegengift der gewöhnlichen zeittödtenden Zeitschriftleserei.

§. 64.

Kühn und gewaltig, wie er war, griff er jetzt die Sache an, vereinte rasch die Kräfte mehrerer großen und

---

*) Diese letzten Worte sind von Fichte selbst in Beziehung auf Lessing ausgesprochen worden. Wir wenden sie auf ihn selber, räumen jedoch nicht bloß ein, sondern betrachten als sich von selbst verstehend, daß bei F. nicht bloß Ahnung, sondern Anschauung der Wahrheit herrschte.

bedeutenden Schriftsteller (Goethe, Herder, Fr. Jacobi, Fichte, Schlegel) war jedoch auch milde genug, einige bloß mittelmäßige mit einzuladen, damit das Publikum doch nicht zu sehr verschüchtert werde, und gelegentlich auch etwas bekomme, an dem es sich mit gewohnter Bequemlichkeit erlaben könne.

Sonst aber schien es fast, als wolle er es erschrecken, und die erste Ankündigung der Horen sprach fast mit klaren Worten aus, daß man eine eigentliche Erziehung des Publikums vorhabe, welches doch längst gut genug erzogen zu sein glaubte. Ein Anderer hätte das so leicht nicht wagen dürfen, aber die Liebe für Schiller war allgemein, und ihm erlaubte man manches, was hundert andern wohl nicht ohne irdisch üble Folgen würde hingegangen sein. Schade nur, daß diese Liebe sich häufig lediglich auf einige seiner frühern Werke gründete, die der vortreffliche Dichter längst nicht mehr anerkennen und deren Geist er eben in der neuen Monatsschrift mit bekämpfen wollte: ein Verhältniß, das zu ganz eigenen Betrachtungen, die wir dem Leser selbst überlassen wollen, überflüssigen Stoff bietet.

Vielleicht hat noch niemals die Ankündigung einer neuen Zeitschrift so gezündet, als die zu den Horen, und die gedruckte Liste der überaus zahlreichen und des Zählens nicht unwerthen Subscribenten, ist ohne Zweifel ein nicht unmerkwürdiges literar-historisches Aktenstück, das in der Sammlung der Schillerschen Schriften stets eine Stelle finden möge.

§. 65.

Schon in der berühmten, von Kant sehr gelobten und von Goethe neuerlich getadelten Schrift über Anmuth und Würde, hatte sich Schiller als einen tiefen Denker gezeigt,

der gewissermaßen den **Gedanken** selbst auf den Thron zu heben wünschte; wobei freilich das, was wir im guten und im bösen Sinne das körperlich gestaltete, vielleicht sogar das, was wir **Natur** überhaupt nennen, nicht wenig bekriegt wird. Jetzt stellte er sich als ein noch entschiedenerer Lehrer, nach Kantisch-Fichtischen, doch selbstständig aufgefaßten Grundsätzen, dem Publikum gegenüber, und gab in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung ein Werk, das seinem Hauptzwecke nach nichts geringeres will, als eine Umkehrung des gesammten Strebens. Er nimmt die Deutschen in die Schule, indem er sie in ihr eigenes Innere zurückführt, wo die gewöhnliche Erziehung am wenigsten bescheid wisse, und, da er die drei Grundtriebe des Menschen, als Sach- Form- und Spieltrieb erklärt hat, geht er am Ende klar mit der Sprache heraus, verkündend was so oft misdeutet worden ist, daß der Mensch nur im wahren Sinne des Wortes Mensch sei, wenn er spiele, und daß er nur spiele, wenn er im wahren Sinne des Wortes Mensch sei. Im Gebiet des Schönen sei seine eigentliche Heimath, und selbst das strenge Gesetz der Pflicht verwandle sich für die „Kinder des Hauses" in ein Verhältniß der Liebe.

Diesem Aufsatze folgten ähnliche über naive und sentimentale Dichtung, ein überaus geistreiches und wahrhaft **neues** Werk, dem nur leider der vereinigende Hauptmoment, das Romantische fehlt, obgleich dieser hie und da leise angedeutet worden, — über die Gefahr ästhetischer Sitten, in welchem jene Kinder des Hauses, die früherhin vielleicht zu viel Recht bekommen, doch wieder ein wenig gezügelt werden u. s. w. Immer aber bleibt jener frühere Aufsatz über die Nothwendigkeit einer ästhetischen Er-

ziehung, an die sich alles anknüpfen müsse, der Mittelpunkt des ganzen Strebens dieser Zeitschrift.

§. 66.

Diese höchst bedeutenden Werke waren aber leider in eine Sprache gehüllt, die, abgerechnet daß sie für die Mehrheit der Leser völlig unverständlich blieb, auch dem Kenner derselben, so wie dem entschiedensten Verehrer Schillers unmöglich ganz zusagen konnte. Fast überall herrscht hier das feierlichste Prunk-Pathos, das zuletzt ermüden muß, eine sichtbare Anstrengung, nur das Vornehmste und Imponirendste zu sagen, und der Dichter wandelt schwer in dem faltenreichen Purpurmantel, der mit Perlen und Diamanten überladen, die edle Gestalt fast herunterzieht.

Zu begreifen ist der Irrthum leicht, der diese Sprache hervorrief, und, wie bei S. immer, aus einer sehr edlen Natur entspringend; nur loben können wir dies Ergebniß nicht.

Aber nicht bloß die Kritik, sondern auch die schaffende Poesie selbst, schüttete jetzt ein reiches Füllhorn voll lieblicher Gaben aus, und es ist fast rührend, in der Sammlung der Schillerschen Gedichte die Jahrszahl 1795 so häufig zu finden. Wir gedenken insonderheit des Reichs der Formen, das nur dem mit den ästhetischen Briefen Vertrauten ganz klar sein kann, und der Elegie: der Spaziergang.

§. 67.

Goethe's Theilnahme an den Horen war nicht minder lebhaft, und wenn Schiller hie und da fast überernst lehrte und mahnte, so zeigte er heiter und kühn, ohne alle ausdrückliche Lehre, sondern bloß durch die That lehrend, wie man sich das Schöne aneignen möge. Zwar läßt sich

nicht in Abrede stellen, daß der Dichter längst schon Schöneres in höherer Gattung gegeben hatte, als hier geschah; doch war auch, was er hier mittheilte, der genauesten Achtung und zum Theil auch der innigsten Liebe werth.

Es ist fast komisch-rührend, dicht neben jenen dunkelflammenden Briefen über die ästhetische Erziehung, die kindlich-fröhlichen, mit sich und mit der Welt zufriedenen poetischen Episteln wahrzunehmen, so recht zum Beleg eines Wortes, das beide innig befreundete Dichter späterhin ausgesprochen, daß nur die vollendete Kraft zur Anmuth zurückkehre *).

Er gab ferner die Römischen Elegien, die in ihrer Form klassisch, durch ihren Inhalt, wie ich nie verhehlen kann, mich stets verletzt haben, und den Benvenuto Cellini, eine musterhaft klare und gründliche Künstler-Biographie, die unter manchem andern Nutzen auch den haben könnte, uns zu zeigen, wie tief fast alle anderen und bei weitem anspruchvolleren Biographien unter dieser leicht hingearbeiteten anspruchlosen stehen.

§. 68.

Fichte gab für die Horen eine gewichtige Mahnung, die zugleich schon jetzt zeigen konnte, was er einst leisten

---

*) Es ist sehr zu bedauern, daß wir leider nur zwei solcher Episteln haben, die an freiem Sinn und Lebensbehagen selbst die Horazischen weit übertreffen. Der Dichter selbst scheint diesen harmlosen Erzeugnissen wohl noch einige Begleiter gewünscht zu haben; sie sind aber eben nicht gekommen. Daher in der neuesten Ausgabe seiner Werke vor diesem Abschnitt das Motto:

„Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben;"

ein Wort, das, troß seiner stillen Naivetät, doch wohl mehr rührt als erfreut.

würde, wenn er außerhalb der Schule und der Form des Systems unmittelbar aus dem reinen Gemüthe reden würde. — Jacobi die „Ergießungen eines einsamen Denkers," in denen (wir halten es für sehr wichtig) unter so manchen andern vortrefflichen Anregungen, auch das erste und vortrefflichste Wort über den Tod Ludwigs XVI, der damals in ganz Europa meist ungenügend hin und her besprochen wurde, in deutscher Sprache mitgetheilt ward. Es entsprang sehr einfach, aus der Erinnerung an Sophokles Oedipus und Shakspears Lear, und wohl war wichtig auf diese Dichter hinzuzeigen, in denen die Herrlichkeit der Königswürde, und die Heiligkeit der Idee, die ihr zum Grunde liegt, rein und edel angedeutet worden ist.

Herders Beiträge bestanden meistens aus Epigrammen, in denen wie immer ein sehr gebildeter Verstand und ein ernster Geist sprach, und Wilhelm Schlegel, der hier fast zum erstenmale als Kritiker auftrat, zeigte schon jetzt, was er einst leisten würde und worüber tiefer unten wird geredet werden.

§. 69.

So war denn wirklich Schillers Versprechen redlich erfüllt worden, indem er eine Monatsschrift veranlasst hatte, die durch Reinheit der Tendenz und Reichthum des Inhalts jede andere damals in Deutschland existirende weit hinter sich ließ. Das größere Publikum gab das auch ohne Zweifel zu; befand sich aber doch in einer ganz eigenen Verlegenheit. Es war an dasselbe die Aufforderung ergangen, es solle gleichsam mit einemmale und — fast möchte man sagen — in einer Nacht gründlich, geistreich und liebenswürdig werden, was manche, die das Publikum bilden, längst zu sein glaubten; andere aber auf einem leichtern Wege, als der hier bezeichnete war, zu wer-

den hofften. Manche hatten auch das ganze Unternehmen übel genommen und nur der alte Respect für Schiller, von dem sich ja auch immer noch eine zweite — Kabale und Liebe, und (was freilich viel mehr sagen will) ein zweiter Theil des Geistersehers hoffen ließen, wonach man sehr trachtete, verhinderte, daß der Unwille nicht noch lauter wurde, als er wirklich geworden.

Es ward jedoch nach und nach auch laut genug, und gar manches schlimme und freche Urtheil machte sich Luft. Die ästhetischen Briefe erklärte man für ungebührlich schwer und dunkel, und da leider manche nicht bescheiden genug sind, um den Grund des Nichtverstehens in sich selbst zu finden, so leugnete man hie und da, daß man sie nicht verstanden, und ließ dafür einige dicht vor den Füßen liegende Späße gegen den Spieltrieb los. Mit den naiven und sentimentalen Dichtungen glaubte man noch leichteres Spiel zu haben, da Schillers Erklärung des Naiven durchaus nicht passen wollte auf alles das, was man sich bisher unter dem Naiven alles gedacht hatte. Wie leicht ward es dagegen von Kotzebue gemacht, mit dem Naiven fertig zu werden, da er gewissermaßen gleich eine Zeichnung beigelegt; wir meinen die junge Indianerin Gurli, die sein dramatischer Genius deshalb expreß nach England hatte kommen lassen. Und dies bewunderte Gemälde sollte nun mit einemmale zur widerlichen Fratze werden? Das ging so schnell nicht.

§. 70.

Mit Goethes Beiträgen war man gleichfalls höchst unzufrieden. Zwar hatten die Kritiker von Profession eine Art von scheuer Ehrfurcht für ihn, da man ihnen doch endlich mit vieler Mühe und Noth beigebracht hatte, daß dieser Dichter in seiner Iphigenia wirklich und wahrhaftig den

Euripides übertroffen, was ihm nun auch stets zu gute gerechnet und angeschrieben wurde; aber so harmlose Sachen wie die Episteln und den Benvenuto Cellini konnten sie doch unmöglich loben, und es kam einigen ganz flachen Leuten nicht darauf an, jene Werke für flach zu erklären.

Mit Fichte wollte man vollends nichts zu thun haben, denn daß er wissenschaftlich-revolutionär, und noch obendrein ungemein schwer zu verstehen sei, ging von Mund zu Mund. Jacobi'n ließ man in seiner edlen Vornehmheit seine einsame Straße fortwandeln, und Wilhelm Schlegel war ein viel zu junges Genie, als daß man ihn gern hätte zum Worte kommen lassen, da man ohnehin fürchten mußte, er werde es sich am Ende doch nehmen.

§. 71.

Selbst in der Mehrheit des deutschen Publikums liegt indessen keinesweges Frechheit, sondern nur eine gewisse fortschlendernde Bequemlichkeit, die sich nicht gern überanstrengen mag. Man würde deshalb gewiß nicht gewagt haben, die Horen so anzufeinden, wenn nicht ein damals sehr berühmter, jetzt fast verschollener, unendlich platter Schriftsteller den Anfang damit gemacht hätte, das Schlimmste gegen Schiller auszusprechen, was manche andere sich sogar zu denken verboten. Da es nun aber doch einmal ausgesprochen worden war, so ging man auf dem schlechten Fahrwege weiter, erreichte jedoch Gottlob den frechflachen Vormann nie.

Dergleichen Ungebühr mußte nothwendig auf den vortrefflichen Dichter, der sich der edelsten Absicht und des vollgültigsten Rechts bewußt war, einen tief unerfreulichen Eindruck bewirken, und es konnte ihn keinesweges befriedigen, daß man zwischen ihm, dem Dichter, und ihm, dem Philosophen und Kritiker, einen gar großen Unter-

schied machte und den erstern stets auf Kosten des letztern rühmte, da ja eben Harmonie des gesammten Wesens das Ziel aller seiner Bemühungen gewesen war. Wenn er deshalb nebst Goethe beschloß, das Publikum und eine Menge von dessen seichten Sprechern zu strafen, so waltete dabei, wie kaum nöthig sein dürfte zu bemerken, keinesweges der Wunsch, sich zu rächen, der in einer so tugendhaften Seele überhaupt niemals sich erzeugen kann. Nicht er war ja beleidigt, sondern die Idee des Guten, des Wahren, des Schönen, und für diese Beleidigung sollte und mußte Strafe erkannt werden, und so entstanden im Sommer 1796 die Xenien, die vielleicht unter allen polemischen Gedichten der Deutschen die meiste Berühmtheit und zwar mit Recht erlangt haben.

§. 72.

Ehe wir das Gute, Heilsame in der größern Hälfte derselben gebührend erkennen, was wir gar gern thun, müssen wir zuvörderst sehr bedauernd erwähnen, daß manche bedeutende Irrungen den Genuß nicht selten stören. So ist der Scherz gegen den Stoff der Messiade unerlaubt und unstatthaft, und der Schiller, der den Ritter Toggenburg und den Grafen Habsburg schrieb, würde gewiß nicht wie der damalige gefragt haben, ob das Poesie sei, daß Gott, der Menschen sich erbarmend, sie auch erbärmlich müsse gefunden haben. Wir können mit Ruhe ein Ja antworten, denn in dem Umstande, daß nur Gott denen helfen konnte, die jede andere Hülfe verschmähten, liegt eben jene moderne Erhabenheit, die, selbst objektiv betrachtet, einen tiefern Hintergrund öffnet, als die griechische Selbstgenüge, die nur durch nüchtern-trunkenen Irrthum und durch das stolze Herabziehen der Götter zu dem menschlich Bedürftigen behauptet werden konnte. —

So sind ferner die trefflichen Brüder Stollberg mit ungerechtem und unerfreulichem Witz behandelt worden, dem abermals der alte in Prosa und Versen wiederholte traurige Irrthum zum Grunde liegt, als sei nur der Olymp poetisch, nicht der christliche Himmel. Viel zu leicht ist sodann auch der liebe theure Wandsbecker Bote behandelt worden, der gewissermaßen durch alle seine Werke (doch sei hier besonders des Aufsatzes über Unsterblichkeit der der Seele gedacht) genugsam bewiesen hat, daß er nicht nur Irrthum fortbringen, sondern auch Wahrheit, die da Wahrheit ist und bleiben wird, mit der reinsten Liebenswürdigkeit und wahrhaftigster Naivetät hinzustellen vermochte.

§. 73.

Wir müssen ferner gedenken, daß einige dieser Epigramme zu gefährlichen Irrthümern Gelegenheit geben können, und daß z. B. folgendes:

„Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, schöne mit dem was sie sind"

wirklich nicht selten Schaden angerichtet hat. Theils ist es hier den wirklich schönen Naturen doch wohl zu bequem gemacht, durch bloßes Existiren den Zoll für die Existenz abzutragen, theils aber auch dürften (wofür freilich der Dichter nicht kann, doch Sorge tragen soll) die halb und drei viertel Schönen nur zu leicht, in noch ungesichertem Haß vor allem Gemeinen, durch Nicht-Thun ihre Schönheit geltend machen wollen. Jener sittliche Adel ist wahrlich kein Mährchen, aber er äußert sich, nach meiner innigen Ueberzeugung, wohl ganz anders, wie z. B. bei Luther, der, wohl wissend, daß allein im Glauben Heil zu finden sei, und stets erkennend, wie mangelhaft alle unsere guten Werke sind, dennoch stets in edlem Han-

deln

deln sein ganzes Leben zubrachte, wobei wir gern hinzusetzen, daß von Schiller und Goethe, in ganz andern Verhältnissen, sich wohl Aehnliches sagen lasse, das nicht minder unvergänglichen Ruhm begründet als ihre herrlichen Gedichte.

So kann es ferner nicht jedermann gefallen, daß hin und wieder ein nicht sehr mäßiges Selbstlob mit unterläuft. Es ist sehr wahr, daß die leisere Welle der Ilm, wenn der Strom sie vor Weimar vorbeiführt, manches unsterbliche Lied vernimmt, sehr wahr, daß es sich nicht verlohnt den delphischen Gott zu bemühen, um den frivol Neugierigen zu erzählen, wer der Armenier sei, u. s. w., aber wir möchten doch das alles lieber — von Andern hören, und wir bedauern nur, was allerdings entschuldigen kann, daß in der damaligen Zeit sich solcher andern nur wenige fanden. So wollen wir denn auch nicht sonderlich dagegen hadern, sondern den redlichen Satz hinstellen, daß tapferen Männern und großen Dichtern viel zu vergeben ist.

§. 74.

Und wie so manches Lob ist nun den Xenien zu bringen, und wie viel Gutes haben sie bewirkt! Jener überplatte Aufklärer und beispiellos seichte Kritiker wurde als Oberhaupt einer ganzen nachsprechenden Gemeine zum ersten Male so geschildert und angeredet als er späterhin gar oft geschildert und angeredet worden ist, und wohl war es nothwendig, daß ganz besonders er seine Strafe empfing, denn so lange sein Wort, das endlos wiederholte, noch galt, war bei hunderten, denen seit vielen Jahren ein abergläubiger Glaube an ihn aufgedrungen worden war, jedes gute und tiefe Wort verloren. Wenn aber jetzt zwei große Dichter, in leicht zu behaltenden Versen, jenen Hun-

derten erklärten, daß sie jenen Führer entschieden verachteten, so trug dies viel bei, die Verblendeten nach und nach zur Besinnung zurückzuführen, daß sie sich des widerwärtigen Choragen schämen lernten.

An eine persönliche Abneigung, von der die Mittelmäßigkeit so gerne träumt, war hier durchaus nicht zu denken, sondern lediglich an die Vernichtung des Stimmführers alles irreligiösen, antiphilosophischen und antipoetischen „Philisterthums." Man verstatte das Wort, das, am besten bezeichnend, durch kein anderes ersetzt werden kann.

Noch gar manche andere einzelne verkehrte und verkehrende Tendenzen der Zeit wurden hier gewaltig angegriffen, zum Beispiel das enge Nützlichkeitsprinzip, das, jedes Schöne leugnend, nicht einmal über sein eignes Wollen, so wie über den Anfang und das Ende des Nutzens, und des Nutzens der Nützlichkeit genaue Auskunft geben kann, die teleologische Seichtheit, die selbst dem höchsten Wesen mittelmäßige Zwecke zu leihen nicht erröthet, sondern demselben gewissermaßen noch eine Ehre zu erweisen gedenkt, u. s. w.

§. 75.

Vor allem aber wurden hier eine Menge Strafexempel in der poetischen Welt gegeben, die fast zu einer antipoetischen geworden war. Die meisten Zeitschriften, die sich die Unterhaltung des Publikums zum Ziel gesetzt hatten, wurden theils mit Scherz und guter Laune, theils mit Bitterkeit verworfen, die Kritik, wie sie damals gewöhnlich betrieben ward, sehr richtig mit der Arbeit des Sisyphus und der Dianaiden verglichen, und Shakspears Schatten mußte aufsteigen, um die traurige Prosa der damaligen Bühne überhaupt und der currenten Familiengemälde insbesondere, in naiv treffenden Epigrammen zu vernichten.

Dieses letztere allbekannte Gedicht hat mehr gewirkt als fast sämmtliche Abhandlungen, die über jenen Gegenstand erschienen sind; denn der stroherne Schild, mit dem man bis dahin sich hatte schützen wollen, war gegen diese Pfeile zu schwach.

Ueberhaupt ward kein Name als Name anerkannt, und wenn dieser Grundsatz auch längst galt, so hatte man doch zu seiner Ausführung noch nie solchen Ernst gebraucht als jetzt; und wohl war er nöthig, da leider auch so manche Lehrlinge und Gesellen als Meister gefeiert wurden. Dem mußten sich die wahren Meister widersetzen; die Pflicht war nicht zu umgehen.

§. 76.

Wer aber vermöchte nun den ungeheuren Lärm zu schildern, den jetzt nicht bloß die meisten Angegriffenen, sondern auch fast sämtliche Leser dieser Xenien erhoben! Man war fast zu unfreundlich aufgeweckt aus der alten Ruhe und Bequemlichkeit, die Geländer, an denen man bisher so ungestört hingewandelt, waren eingebrochen, und so manche Hütte und so manches Haus auf dem Parnaß, die man alle für schöne Tempel gehalten, standen jetzt in Flammen, und was das schlimmste war, die edelsten Priester — dafür mußte man sie selbst erklären — hatten die Fackel hineingeworfen.

Es ist uns nicht zuzumuthen, sämtliche Recensionen oder gar die beiläufigen Erwähnungen dieser Lehr- Mahn- und Schelt-Epigramme zu zählen, doch ist nicht unmerkwürdig, daß außer diesen Beurtheilungen, noch wenigstens dreißig eigene Schriften gegen die Xenien erschienen, und zwar alle ohne Ausnahme ungünstig. Es war, als sei fast jeder Schriftsteller zu einem Pseudo-Cicero pro domo sua geworden, denn überall ertönte Feuer- und Hülferuf, als

sei das eigentliche Vaterland der Kunst in Gefahr. Das Benehmen in diesen Gegenschriften hatte viel Seltsames und Unbeholfenes, und die alten hergebrachten Vermuthungen von übler Laune aus gekränkter Eitelkeit, von Alleinherrschen-wollen in der Literatur u. s. w. kamen wieder zum Vorschein. Manche schienen sich sogar den schlimmen politischen Grundsatz Ludwigs des vierzehnten: „Theile und herrsche" auch für diesen Fall eigen machen zu wollen, denn fast überall zeigte sich das Bestreben, Goethe auf Kosten Schillers zu erheben, was immerhin hätte geschehen mögen, wäre es nur aus irgend einer rein kritischen Ansicht hervorgegangen. So aber war man im Grunde weder mit dem Urtheile über Goethe, noch mit dem über Schiller einig geworden.

§. 77.

Was den ersten betrifft, so hielten einige ihn, den feinsten und besonnensten Dichter, für ein regelloses überschwängliches Genie, und waren froh, daß sie darüber einige flache Recensionen, z. B. von Küttner, in das Gedächtniß gebracht hatten. Aber es war doch auch wieder nicht so leicht mit ihm fertig zu werden, denn selbst Lessing, dessen Autorität völlig galt, hatte jenes Genie als ein wahrhaftiges anerkannt, und das ließ sich nun einmal nicht ignoriren. Andern kam dabei wieder die Erinnerung an Iphigenie und Tasso, die man doch scheuen mußte, da jene Werke ein- für allemal als klassisch in die Jahrbücher der ästhetischen Literatur einregistrirt worden waren. Dafür hielten sie sich denn gewöhnlich an Wilhelm Meister, über den damals noch fast kein verständiges gedrucktes Wort an den Tag gekommen war, und über den man deshalb, ohne viel Aufsehen zu machen, hinüber und herüber, die Kreuz und Quer, schwatzen und schelten konnte.

Im Ganzen aber wollte man es doch mit einem solchen Dichter nicht ganz verderben, und es kam selten ein ganz tadelndes Punktum gegen ihn zu Stande; sondern noch zur rechten Zeit mußte ein bedenkliches Semicolon das lobende Jedoch einleiten.

Ganz anders war es mit Schiller, der obendrein damals erst sieben und dreißig Jahre zählte. Hatte man ihm doch sein frühestes Titanenwerk, die Räuber, noch kaum verziehen (!) hatte man doch sein gelungenstes Charaktergemälde, den Geisterseher, längst als gefährlich anerkannt, und war man doch gerade jetzt mit dem ganzen Manne höchst unzufrieden, daß er durch seine Monatsschrift eine geistige Anstrengung, die mit der schlimmsten Fatigue für die meisten Leser endigte, veranlasst hatte. Das konnte nun jetzt alles zur Sprache kommen, und man fuhr ihn deshalb nicht selten sehr roh und feindselig an, und bemühte sich besonders, ihn dadurch zu kränken, daß man ihn fast immer nur als Schüler, Goethen hingegen als Meister bezeichnete.

§. 78.

Allein die Freundschaft zweier edler Männer kann, wie sich von selbst versteht, durch nichts Aeußeres gestört werden, am wenigsten aber durch dergleichen unstatthaftes Benehmen von Gegnern, die, statt ihre eigene Wunde zu heilen, sich nach den schlechtesten Waffen umsehen, um doch auch einmal eine Wunde zu schlagen. Jene Freundschaft steht überhaupt — wir scheuen uns nicht es auszusprechen — als ein welthistorisches Factum da, das höchst bedeutende und höchst erfreuliche Folgen für die Bildung der Deutschen gehabt hat und noch immer hat. Ist doch die edle Freundschaft überhaupt eine reine Tugend, die bei Anfechtungen nur desto mehr gedeihet.

Es versteht sich fast von selbst, daß die beiden Dichter auf all die zahllosen Recensionen ihrer Xenien nicht antworteten, da sie wohl fühlten, daß die polemischen Bestrebungen jetzt wieder mit dem reinen Schaffen gediegener Werke wechseln müßten, da ja ohnehin bei keinem bedeutenden Schriftsteller die Art der Thätigkeit jemals etwas Zufälliges haben kann. Was sie schafften, zeigt deutlich von dem Bewußtsein, etwas Gutes gewollt zu haben, das die Folgezeit bestätigen werde, und wie wenig sie gestört waren durch das blinde Toben der Gegner, denn schon im Jahr 1797 gab Goethe „die Braut von Korinth,“ und Schiller den „Ritter Toggenburg,“ Werke, die so lange leben werden, als es überhaupt menschliche Gemüther in wahrem Sinne des Wortes giebt.

---

§. 79.

Außer diesem sehr Erfreulichen, was die beiden genannten Dichter gaben, ward jetzt den Deutschen noch manches andere Köstliche bereitet. Wir nennen hier vor allen Jean Paul Friedrich Richter. Seine ersten Werke freilich, die „Grönländischen Prozesse“ (Berlin 1783) und die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ (Gera 1789) waren fast spurlos vorüber gegangen, wobei sowohl die Leser als der Verfasser einige Schuld hatten. Es ist den meisten Deutschen nicht wohl möglich zu glauben, daß ein angehender Schriftsteller vortrefflich sei, ja manche unter ihnen wollen bloß mit berühmten Namen etwas zu thun haben, ohne zu bedenken, daß doch auch der Berühmteste einmal hat sehr unberühmt sein müssen, und daß um berühmt zu sein, ein Anfang des Berühmtwerdens nöthig sei. Die meisten Recensenten im ästhetischen Fach meinen

ferner, es sei eine lange Prüfungszeit und tüchtiges Fegefeuer dem jungen Genie sehr heilsam, weshalb sie auch gewöhnlich besagte Genien derb anfahren, gleichsam fragend, wie sie sich unterstehen können, so genialisch zu sein. Sie möchten der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß sie das wenigstens nicht von ihnen, den Recensenten, gelernt hätten.

Außer diesem etwas heftigen und vielleicht groben Fegefeuer giebt es aber auch noch ein feines, langsam schleichendes, welches darin besteht, daß man den jungen genialen Mann geruhig sprechen läßt, was er irgend will, ohne Notiz davon zu nehmen, so daß die alte Sage vom heiligen Antonius, der den Fischen predigte, die sich ohnehin nicht bessern konnten, eine rührende allegorische Beziehung gewinnt.

§. 80.

Beide Fegefeuer ist Friedrich Richter redlich durchgegangen, und wenn wir ihn deshalb gar sehr rühmen, so wollen wir doch auch nicht vergessen, daß auch auf ihm, dem schreibenden Jüngling, einige Schuld haftete. Seine grönländischen Prozesse sind wirklich hie und da fast so kalt als das Land, von dem sie den Namen haben, und der Prozeßführer begnügt sich nicht etwa bloß mit einfachem Salz, sondern bestreuet das Salz mit Salz, was allerdings über die Gebühr zu gehen scheint, obwohl es, beiläufig gesagt, doch immer besser und gesünder sein mag, als Zucker mit Zucker bestreut. Ferner ist nicht zu läugnen, daß manche Gegenstände, die hier von der Satire getroffen werden, jetzt kaum mehr jung erscheinen; andere auch wohl, trotz alles Pfeilregens aus dem Köcher des Satirikers, noch fast unverletzt dastehn.

Waren nun jene Prozesse meistens zu salzig, so dürfte

man einiges in der Auswahl aus den Teufelspapieren (die jetzt überaus selten sind) zu säuerlich nennen, da zwar überall ein höchst edles und kräftiges, mitunter aber auch leidendes Gemüth sichtbar wird, dem lyrische Erhebungen und rein elegische Ergießungen besser bekommen sein würden, als stetes satirisches Fechten, das, bei aller Bedeutsamkeit, doch nicht immer Beruhigung genug gewährt.

§. 81.

Erst in der unsichtbaren Loge und im Hesperus hatte Richter die wahre Befreundung mit sich selbst, mit den Menschen, und eben deshalb auch jene Stimmung gefunden, zu der sich die Poesie hinneigen kann.

Wir wollen von diesen lieben Werken hier nichts weiter sagen, als daß sie aus einem reinen, tiefen und liebenden Gemüth hervorgegangen sind, wodurch wir aber auch recht viel und zwar mit den kürzesten Worten ausgesagt zu haben glauben. „Rein" — so waren nicht die Werke der Romanschriftsteller Z und Tz, und vieler anderen, denn ihre Phantasie hatte sich verderbt durch das Anschauen des Gemeinen, oder war in die Schule gegangen bei Franzosen, die hier nichts lehren können als Unglückliches. „Tief" — dieser Dichter hatte gehandelt und geduldet, gelitten und gerungen, das sprach sich überall aus, und darum wußte er auch in seiner eigenen Brust Bescheid, und in der Menschenbrust überhaupt. Er schwankte nicht mit leichtem Kahn am Ufer, sondern mit vollem Segel steuerte er auf dem offenen Weltmeer des Lebens, und wohl durfte er sich verlassen auf die Kraft, die ihn in den Hafen zurückführen konnte. „Liebend" — darin liegt gewissermaaßen das schöne Geheimniß aller seiner Schriften; denn wenn schon das Leben ohne die Liebe nicht des Athemholens werth ist, das wir an dasselbe verschwenden, wie

sollte sich die Poesie herablassen können in ein liebeloses Gemüth? Sie will kein anderes Gemüth als ein durch Thaten und Schmerzen, Freuden und Thränen geläutertes, dem nur das Höchste, die Liebe, wahre Beruhigung geben kann und gegeben hat. Dann aber zeigt sie sich auch in ihrem ganzen Reichthum, und sie lehrt den Dichter heimisch sein auf der treuen traulichen Erde, aber auch erschauen die süßen Geheimnisse des Himmels, und — die unselig reiche, farbig-furchtbare Welt der Hölle.

§. 82.

Wir wollen sehr gern in Beziehung auf Richter, mit gerechtem Lobe des deutschen Publikums gedenken, das schon damals diesen Dichter mit ehrfurchtsvoller Liebe betrachtete; aber wir würden es noch mehr loben, wenn es ihn nicht größtentheils einseitig genossen hätte. Es hatte nämlich noch niemals einen Dichter gefunden, der das Herz bald so zart und leise, bald so gewaltig und furchtbar in allen seinen Wurzeln und Adern erregt hätte, und da das nicht Jedermann ertragen konnte, so hielt man sich besonders an solche Stellen, in denen es unmittelbar auf jenes Herz abgesehen zu sein schien. Andere gingen schon weiter und nahmen sich wenigstens einzelne Charaktere als Gegenstände ihrer besondern Bewunderung und Liebe heraus, z. B. Amandus aus der unsichtbaren Loge, und Emanuel und Julius aus dem Hesperus. Es ist freilich von vielen hunderten viele hundertmal gesagt worden, daß man mit einem Dichterwerke nicht also verfahren dürfe, indem dadurch der Organismus desselben zerrissen wird; demungeachtet geschieht es bis heute von vielen Hunderten, wie jeder wissen wird, der ein wirklich geselliges Leben führt, zum Beweise, daß in unserm edlen sinnigen Deutschschland, das wir mit Recht gegen alle übrigen Länder der

Erde zusammengenommen nicht vertauschen möchten, und bei so manchen herrlichen Anlagen der Deutschen, dennoch eine rein poetische Bildung, ja selbst nur eine rein poetische Genußfähigkeit zu den seltnern Gaben gehört. Wobei wir aber stets die Hoffnung festhalten sollen, daß die Folgezeit auch hierin günstige Veränderungen geben werde.

§. 83.

Wie nun jedes unrechte Verfahren Folgen haben muß, die gleichfalls unrecht sind, so auch dieses. Einige glaubten, Richtern genug gelobt zu haben, wenn sie ihn für einen sehr empfindsamen, auf jegliches Leiden sich wohl verstehenden Mann erklärten. Andere dagegen überschlugen wohl gar sämtliche sogenannte sentimentale Stellen, und meinten überrasch, es sei doch auch viel Weichliches dabei; fanden aber ein königliches Ergötzen an der Fülle von Witz und Laune, Humor und reinem Scherz. Beide Theile hatten sehr Unrecht, denn nur in dem Verein oder in der Verschmelzung des reinen Ernstes und des tiefsten Gefühls mit dem blühendsten und reichsten Scherz, liegt der Charaktes dieses Dichters.

In der damaligen Zeit (wir meinen die Jahre 94 bis etwa 98) wurde fast allein das Sentimentale genossen, so daß bei einigen, die davon zu viel hörten, ohne selbst zu untersuchen, jene völlig irrige Meinung sich festsetzte, dieser Richter, den man eher zuweilen Ueberkraft und Ueberderbheit Schuld geben könnte, gehe mitunter darauf aus, das Gefühl zu verweichlichen. Es ist betrübt, so etwas erzählen zu müssen; aber der Literaturhistoriker darf sich bekanntlich auch die traurigen Pflichten nicht erlassen.

Zweites Buch.

Zweites Buch.

§. 1.

So waren jetzt nach der Erscheinung der Wissenschaftslehre und der Horen, so wie nach Jean Pauls Bekanntwerden, drei bis vier Jahre verflossen, und schon war in dieser kurzen Zeit mehr geleistet worden, als in manchen Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts. Man war es überdrüssig geworden, sich von den Angelegenheiten Frankreichs zu unterhalten, und schien einzusehn, daß, was ohne Gott und Tugend angefangen worden, kein gedeihliches Ende gewinnen könne. Auch sorgte Frankreich selbst dafür, den glänzenden Schleier zu zerreißen, in den es sich füher gehüllt, oder durch den Deutschland es betrachtet hatte. Man fing an, sich auf sich selbst zu besinnen, und in diesem Zustand lag es nahe genug, die Neigung wieder auf die Poesie zu wenden, und auf die trefflichen Männer im Vaterland, die sie mit so günstigem Erfolg übten, und die bei allem Streben ja nur von reiner Liebe geleitet wurden. Freilich wollte man Schillern noch immer nicht, wenigstens nicht öffentlich, zugeben, daß die gesammte Nation ästhetisch erzogen werden müsse, aber man that doch wenigstens einiges, indem man manche Hindernisse, und unter ihnen das größte, das Umschauen nach der Poesie Frankreichs,

zu beschränken suchte. Es ward doch wieder lebendiger in der geistigen Welt der Deutschen, man erwarb sich doch wenigstens wieder Genußfähigkeit für die Werke der Meister und der bessern Gesellen, es kamen doch wieder einige neue philosophische und ästhetische Ideen in Umlauf, die nach und nach verarbeitet werden und in das Leben des Volkes übergehen konnten, und unsere fast eingefrorene Literatur verwandelte sich nach und nach wieder in einen fließenden Strom.

Dieses letztere war jedoch nicht so bald zu erreichen, und daß es damals geschah, verdanken wir größtentheils dem Verein zweier würdiger Brüder und ihrer talentvollen Freunde. Mit ihnen, zu denen wir uns jetzt wenden, beginnt der zweite Abschnitt dieses geistigen Jahrhunderts.

§. 2.

August Wilhelm Schlegel, geboren zu Hannover am 8. Sept. 1767, ist vor kurzem geadelt worden. Er stammt aus einer berühmten Familie, denn der Vater, ein allgemein geschätzter Kanzelredner, hatte auch als Dichter Theilnahme bei den Zeitgenossen gewonnen, und der Oheim, Elias S., steht noch ungleich höher, indem er selbst als Jüngling, und noch der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts angehörig, durch manche nicht unwichtige und in mancher Hinsicht löbliche dichterische Erzeugnisse, eine bessere Zeit hervorzurufen, rühmlich mitwirkte. In einer solchen Familie erscheint ein reines Bildungselement, das jedem geistigen, insonderheit aber dem poetischen Streben überaus günstig ist. Wir finden schon in den früheren Jünglingsjahren bei Wilhelm Schlegel eine große Leichtigkeit des Auffassens für die Wissenschaften, und insonderheit für Sprachen, die er als die goldene Brücke zu den Schätzen der Poesie, — ihm stets als edelstes Ziel

vorleuchtend —, zu betrachten schien. Es giebt kaum einen erfreulichern Anblick, als wenn der rasche geistreiche Jüngling, voll blühender Phantasie, unbefriedigt in schönen Träumen hinzuleben, sich mit ruhiger Gemessenheit um Gründlichkeit bemüht; und so möge nie vergessen werden, daß Schlegel, kaum zwanzig Jahr alt, in lateinischer Sprache eine Abhandlung über die Homerische Geographie zu liefern vermochte, die bei einzelnen Mängeln, dennoch des Beifalls der Kenner würdig war, den sie erhalten hat.

§. 3.

Sehr günstig für ihn als Dichter wirkte jetzt der Umgang mit Bürger, der sich in Göttingen mit besonderer und wohl richtig treffender Neigung an ihn angeschlossen hatte. Die Freundschaft, welche sich jetzt zwischen dem fast überreifen, obwohl nie zur reinsten Reife gekommenen, aber auch so wie er ist, sehr bedeutungsvollen Dichter und dem Jünglinge bildete, dessen frischer Jugend noch das ganze Leben mit all seinen Blüthen und Früchten geöffnet lag, dieses Verhältniß hat etwas überaus Anziehendes und Rührendes, und vielleicht nur durch dasselbe wurden Bürgers schon fast verglühendem Geiste noch einige zur reinsten Freude oder zur tiefsten Wehmuth stimmende Herbstesstralen entlockt. Aber noch ungleich wichtiger war das Verhältniß für Schlegel, der in Bürger gewissermaßen die letzten Jahrzehnte der deutschen Poesie, in farbiger Glorie, wenn auch jetzt absterbend, vor Augen sah, und bald recht wohl inne werden mußte, wo der Anknüpfungspunkt für die neue Zeit zu finden sei. Und eine solche hervorzurufen, fühlte gewiß auch schon damals der Jüngling Muth und Kraft genug in sich.

§. 4.

Bürger selbst, der durch sein ganzes Leben gezeigt

hatte, daß ihm nichts theurer war und nichts so — fast möchten wir sagen: blutend-tief — am Herzen lag als die Reinheit des errungenen Dichternamens, weihete selbst den Jüngling für die herrliche Bahn, und sprach diese Weihe in jenem Sonette aus, dessen Feierlichkeit schon bezeigt, daß hier gewissermaßen der sterbende Held rede, der für seine Verkündigung doppelten Glauben begehrt. Zwar werden wir bei der Kühle der Kritik nicht einräumen können, daß dieser junge Aar so wie Bürger es hoffte, den Druck der Wolken überwunden und die Bahn zum Sonnentempel so gefunden hat wie er es meinte; und wir müssen, von jeder Kühle frei, dem theuren Sänger zurufen, daß er, obwohl edle Liebe sonst immer Recht hat, sich irrte, als er seinem Freunde einen bessern Kranz verhieß, als der von ihm selbst ersungene war.

— Und dennoch hat dies Sonett Recht, obwohl auf eine andere Weise als Bürger ahnden mochte. Schlegel hat den Druck der Wolken nicht überwunden durch eigene Kraft als schaffender Dichter, nicht die Bahn zum Sonnentempel gefunden als Dichter, obwohl wir ihn als solchen gern erkennen und schätzen; aber er hat das alles dennoch erreicht als reproducirender Dichter, und durch das klarste Verständniß jeglicher nationellen Poesie, welches ihm sich öffnen mußte, da er über das Wesen der Ursonne der Poesie im Allgemeinen zur reinen Anschauung gekommen war.

§. 5.

Er hat den Namen eines ästhetischen Kritikers von allem Zufälligen und Unreinen befreit, das sich sonst an denselben zu knüpfen pflegte, und er steht deshalb als ein Schriftsteller da, den wir nicht bloß als sehr bedeutend, sondern, was noch mehr sagen will, als durchaus

noth-

nothwendig, und zwar sehr erfreulich nothwendig zu betrachten haben.

Folgen wir ihm jetzt weiter in dem Laufe seines thätigen Lebens, so finden wir ihn, nach dem Göttinger Aufenthalt, in Holland, wo er, obgleich in günstigen Verhältnissen, dennoch sich schwerlich gefallen konnte, da was ihm der Kern des Lebens war, dort wohl nur selten mit genügender Liebe umfaßt wurde. Aber die edeln Schmerzen der Sehnsucht nach der geistigen Heimath sind je tiefer desto bildender, und schwerlich zu erlassen, da wir Christen nun einmal nichts Bedeutendes ohne Schmerzen erringen sollen und können und wollen. — Hier, so scheint es, fand er sich ganz, oder, um näher zu bezeichnen, wie wir es meinen, er fand Shakspear, der ihn sich selbst deutlich machte.

§. 6.

Damit wir Schlegels Verdienst um Schakspear näher erkennen, scheint es nothwendig, einige Worte über das Verhältniß zu sagen, in welchem jener Dichter zu den Europäischen Völkern stand. Die Engländer waren überaus stolz und vergnügt in dem Gedanken ihn zu besitzen, der sich denn auch, wie jedermann bekannt war, stets als eifrigen Vaterlandsfreund gezeigt und manchen König und Helden Englands verherrlicht hatte. Zugleich waren alle einig, daß niemals ein Dichter gelebt, der die Natur des Menschen so klar und tief erkannt, und gezeichnet hatte. Man rühmte sehr die Mannigfaltigkeit seiner Charakterschilderungen, und fand es wunderbar merkwürdig, daß ihm die Zeichnung Cäsars und Calibans, des Hamlet und des Polonius, des Brutus und des Falstaff, des Romeo und des Lepidus, der Imogen und der Regan, der Beatrice und der Margarethe von Anjou gleichmäßig ge-

lungen sei. Außerdem leugnete man gar nicht, daß er in pathetischen Reden ein großer Meister sei, der oft den tiefsten Schauder, oft die süßesten Thränen hervorrufen könne, und was den Witz und den Humor betreffe, so sei er auch in diesen Fächern ein ausgezeichneter Mann, weshalb man ihn wohl mit gutem Gewissen und ohne sonderlichen Widerspruch befürchten zu dürfen, ein großes Genie nennen könne, was denn auch in manchen gedruckten Redeübungen an den Tag kam, obwohl es freilich fast noch besser schon am Tage lag.

§. 7.

Für alle diese Tugenden, welche Sh. gezeigt, war man in England erträglich dankbar, man stiftete ihm ein überaus kostbares Denkmal, gab seine Schriften auf die verschiedenste Weise, doch immer kostbar genug, heraus, wählte pathetische und lustige Situationen aus seinen Stükken, um sie durch Gemälde und Kupferstiche dem Publikum vor das Auge zu bringen, und rühmte, ganz besonders wenn man heftig wurde und etwa der Nationalstolz angegriffen worden war, daß keine Nation auf der Welt ein so großes Genie aufzuzeigen habe. Befanden sich aber die Engländer, welche auf klassische Gelehrsamkeit und feinen Geschmack Anspruch machten, in gewöhnlicher Ruhe und Gelassenheit, auf ihren Studierzimmern oder Hörsälen, so lautete ihre Sprache fast anders, und sie konnten dann ihrem lieben Landsmann nicht wohl vergeben, daß er doch so ungebildet, ungelehrt und geschmacklos gewesen sei.

Ganz besonders ungebehrdig und seltsam stellten sich die Herausgeber des Dichters an, indem sie fast in Einem Athem warm und kalt auf ihn einbliesen und ihn bald für das größeste und göttlichste Genie (in den Vorreden) bald

für abgeschmackt und halbtoll (in den Anmerkungen hin und wieder) erklärten.

§. 8.

Es waren diese Herausgeber freilich größtentheils Leute, denen die Poesie gänzlich fehlte, und die deshalb sämmtliche Dichter hätten in Ruhe lassen sollen; aber sie hatten nun einmal Lust, ihn in die Schule zu nehmen, führten bald griechische, bald römische Dichter an, mit denen sie den William Shakspear schlugen, machten hie und da einige mittelmäßige psychologische Bemerkungen, und so kam es, daß ihre hohlen Worte Eingang fanden und daß man endlich zu einem Resultate gelangte, das, wenn man es hätte kurz und offen aussprechen wollen, etwa folgendergestalt würde gelautet haben: Das erste Drittel des Shakspearschen Geistes ist über alle Maaßen göttlich, weise und schön, das zweite menschlich-poetisch, klug und angenehm, das dritte abgeschmackt, gemein, toll. Wie nun zu begreifen sei, daß in Einer menschlichen Seele sich dergleichen Widersprechendes vereinigen und vertragen könne, ist uns selber ein Geheimniß, weshalb wir es auch gar nicht zur Sprache bringen mögen.

§. 9.

In Frankreich machte man mit dem Shakspear bei weitem nicht so viele Umstände, und, da man ihn überhaupt höchst selten las, so war man froh, daß einige sogenannte Bonmots über ihn circulirten, deren man sich nach Gelegenheit bedienen konnte. Sie sind sämmtlich viel zu schlecht, um sie zu wiederholen; doch darf das schlechteste, „er sei ein betrunkener Wilder,“ nicht verhüllt werden, da es als das vollendetste Zeichen schreiender Frivolität und schauderhafter Antipoesie merkwürdig genug ist, und deshalb nie vergessen werden soll.

In Italien war er gleichfalls nur sehr wenig bekannt, und die Urtheile konnten deshalb meistens nur in das Leere gehen. Man urtheilte deshalb auch nur sehr selten über ihn, was freilich nicht so löblich ist, als wenn man es ganz gelassen hätte.

Die Spanier, welche Calderon liebten, mußten Shakspear ohne Zweifel noch mehr lieben, doch ist uns nicht bekannt, ob er ihnen jemals genugsam bekannt geworden ist. Da aber schon in der ersten, besonders aber in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts doch auch manche französische Aesthetik über die Pyrenäen drang, so können wir uns wohl vorstellen, was für Urtheile auch in diesem herrlichen Lande über ihn mögen an den Tag gekommen sein.

§. 10.

Unserm lieben Deutschland war vorbehalten, dem größten modernen Dichter eine wahrhaft geistige Heimath zu gewähren. Gleich der erste bedeutende Deutsche, der bei seinen höchst mannigfaltigen Bestrebungen, wohl nur eine geringe Zeit diesem Einen Dichter hatte widmen können, Lessing, faßte ihn dennoch genauer, tiefer und eben deshalb auch gerechter auf, als sämmtliche Englische Commentatoren zusammen genommen. Es war recht gut, daß er die Deutschen dabei ein wenig anfuhr, und ihnen das neue Studium fast mit etwas rauhen, doch stets redlichen Worten ans Herz legte. Dann fing Wieland an, ihn zu übersetzen, was wir gar sehr loben, da doch immer, bei aller Mangelhaftigkeit des ersten Versuchs, ein großes Verdienst hier anzuerkennen ist und eine nicht geringe Wirkung sich voraussehen ließ. Es fanden sich nämlich damals zum großen Glücke manche Leser, die noch bei weitem besser zu lesen und zu verstehen als Wieland zu übersetzen wuß-

ten, die aber dafür auch desto unzufriedener waren mit den Auslassungen und Anmerkungen. Ueberhaupt liegt wohl eine ganz eigene Ironie des Geschickes in dem Umstande, daß gerade Wieland es war, der jetzt den Shakspear übersetzte. Wir haben bereits oben unsere freudige Anerkennung maches gar trefflichen Talents in W. ausgesprochen; aber das Talent einer vollständigen Liebe für den Dichter, welchen er übersetzte, haben wir stets vermißt, und er selbst hat sich ein solches niemals zuerkannt. Er hörte deshalb auch nach einigen Jahren auf, zu übersetzen; doch war es ein Glück, daß jetzt nicht mehr so sehr viel darauf ankam, ob er müde geworden, da sich auch sonst noch manche treffliche Kenner der Englischen Sprache fanden, die bereit waren, das von ihm aufgegebene Geschäft zu übernehmen.

§. 11.

Ein solcher war Eschenburg, der mit löblichem Fleiß das ganze Werk von neuem anfing, manche Auslassungen ergänzte, und bis auf die Stücke, die damals noch allgemein für unächt gehalten wurden, eine fast vollständige Verdeutschung der allgemein anerkannten dramatischen Werke zu Stande brachte.

Indessen sind Sprachkenntniß und Fleiß nicht hinreichend, um ein Geschäft, wie dieses, mit genügendem Glück durchzuführen, und wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß, wo Wieland, der Dichter, scheiterte, sein Nachfolger nicht glücklicher war, der den Shakspear, nicht bloß in Prosa, worüber man oft geklagt hat, sondern auch in die Prosa hinein übersetzte, worüber noch mehr geklagt werden darf.

Es giebt eine poetische Uebersetzungskunst, die bei weitem noch nicht genug betrachtet zu sein scheint. Die größ-

ten, wenn wir so sagen dürfen: männlichen Genies, mit entschiedener Ursprünglichkeit des Geistes, vermögen nur sich zu geben in ihrer reichen Herrlichkeit, nicht zu übersetzen, außer etwa zur Erholung, wie Goethe gethan, wobei er aber keinesweges besondere Lorbeern errungen. Shakspear hätte den — Shakspear nicht übersetzen können.

§. 12.

Auf der andern Seite sind die sogenannten Stylistiker und Prosaiker, wie sich von selbst versteht, völlig unfähig. Sie auch können nichts weiter als sich geben; in ihrer Armuth.

Aber es giebt gewisse, wenn wir so sagen dürfen, handelnd-leidende oder weibliche Genies, die mit nur mäßiger Ursprünglichkeit, sich gern und schnell mit der Individualität anderer Dichter befreunden und dieselbe wohl ganz wieder zu geben vermögen. Es sind heitere, vermittelnde Naturen, die die Vergangenheit an die Gegenwart zu knüpfen und das Fremde als Eigenes zu behandeln wissen. Ihr Geist ist ein allgemein poetischer, deshalb stimmt er zu jeglichem Ton des Schönen; erwartet aber gern, daß ihm die Anklänge gegeben werden, die er dann in reiner Harmonie zurück giebt.

Wir haben in Deutschland manche solcher Geister gehabt; aber Wilhelm Schlegel scheint der Erste dieser Gattung; und es ist ihm sehr anzurechnen, daß er mit einem Uebersetzer-Talent, welches für alles Schöne der Erde geeignet war, nach wenigen fast nur zur Uebung angestellten anderweitigen Versuchen, sich sogleich zu dem größten und schwersten Dichter wandte, weil dieser ihm der nothwendigste schien. Wie manches Studium mußte vorher gehen, und wie sehr bezeigten selbst die frühsten Aufsätze in den Horen den hellen jugendlich liebenden Geist, mit

dem er in das Verständniß des Dichters gedrungen. Nur der Geist vermag Geister zu beschwören; nicht aber um sie unfrei zu bannen, sondern um sie in ihrer Freiheit und Herrlichkeit zu lieben, anzuschaun und zurück zu stralen.

§. 13.

Es ist dieses Unternehmen im Großen und Ganzen als gelungen zu betrachten; doch wie sich von selbst versteht, nur in so weit als es Einem gelingen konnte, da ohnehin jede Uebersetzung ihrer Natur nach nur Annäherung an das Original ist, und niemals dieses selbst werden kann. Das Mehr oder Weniger entscheidet, und von einer höchstmöglichen Annäherung kann wohl geträumt, nie aber gesagt werden: „Hier ist sie!"

So sind denn also die Fehler in der Schlegelschen Uebersetzung nicht nur nicht zu läugnen, sondern wir müssen sogar gestehen, daß selbst einige leicht zu vermeidende sich finden, unter denen wir nur den einen anführen wollen, der, so viel wir wissen, noch nie zur öffentlichen Sprache gekommen ist, daß der Mönch in Romeo und Julie in der Gartenscene beim Anbruch des Morgens im Original in einem ganz andern Metrum spricht, als in der Uebersetzung. Er redet auch in der letztern recht wohlklingend und angenehm, ja sogar vielleicht angenehmer als im Englischen; doch wissen wir ja wohl nach gerade alle, daß unser hoher Meister niemals nach Willkühr handelt. Wir wollen andern überlassen noch mehr solcher Fehler anzuführen *), die sich nicht schwer finden lassen; nie aber ver-

---

*) Auch Auslassungen finden sich nicht ganz wenige, selbst im Hamlet, wo die Königin zu sagen hat:

— Crow — flowers, nettles, daisies, and long purples,
That liberal shepherds give a grosser name,
But our cold maids do dead men's fingers call them. (Act. IV, Sc. 7)

Tieck rügt diese Auslassung (Phantasus I, 123) wagt aber

gessen, daß doch immer der Geist und die Farbe des Werkes wiedergegeben ist. In Romeo des Südens und der Jugendliebe Gluth, im Sommernachtstraum das luftige Gewebe heiterer Träume, im Hamlet die Schauer des Nordens u. s. w.

§. 14.

Wer aber so viel geleistet hat, der sollte auch noch mehr leisten wollen, und hier ist denn nun sehr zu bedauern, daß Schlegel fast seit siebzehn Jahren nur den einzigen dritten Richard geliefert hat, und kaum mehr hoffen läßt, daß er die noch rückständigen Schauspiele übersetzen wolle, da er sogar hat über das Herz bringen können, bei einer schon seit mehreren Jahren nothwendig gewordenen, doch erst 1816 erschienenen neuen Auflage, die ersten Theile ohne die mindeste Veränderung wieder abdrucken zu lassen.

Wir wollen durchaus nicht so undankbar sein, von der trefflichen Uebersetzung des herrlichen Calderon zu schweigen; aber immer dünkt uns doch Shakspear, als der noch reichere und tiefere Dichter, nothwendiger als jener, und es ist uns fast, als würde Calderon, weil er so groß ist, selbst es bedauern, wenn er es wäre, der Schlegeln vom Shakspear abgezogen.

§. 15.

Es haben seitdem einige wohlmeinende sprachkundige und gewandte Schriftsteller die Uebersetzung fortzuführen gesucht, und ihre Bemühungen zeigen größtentheils von trefflicher Kenntniß des Dichters, so wie von nicht geringem Uebersetzertalente.

---

selbst keine Uebersetzung, die vielleicht auch selbst von ihm oder Schlegel kaum erfreulich sein dürfte.

In den letzten Jahren haben bekanntlich die trefflichen, mit edeln Dichtergaben ausgerüsteten Philologen, Voß (Vater und Söhne) ihre vereinten Kräfte der Uebersetzung des Dichters gewidmet, und, obwohl es noch zu früh sein dürfte, das, was bisher von ihnen geleistet worden, worüber auch nur Proben Auskunft geben, ausführlich zu beurtheilen, so ist es doch gewiß nicht zu früh, schon jetzt die Hoffnung zu hegen, hier manche genaue Erläuterung schwieriger Stellen zu empfangen, so wie überhaupt für das ganze Unternehmen zu danken, das in der neuern deutschen Literatur gewiß beziehungsreiche Erfolge haben wird. Dennoch bleibt der Wunsch unverändert, in den jene wackeren Männer sicher mit einstimmen, daß Schlegel von neuem das Werk anknüpfen und vollenden möge.

Wir haben lange verweilt bei diesem Gegenstand, hoffentlich jedoch nicht zu lange. Alles, was beitragen kann, Shakspear für das Volk in's Leben zu rufen, ist wichtig; denn in ihm ist endlos reiches Leben, und reiches Leben geht von ihm aus. Und war es nicht Schlegel, der uns zum erstenmale diesen Dichter als Dichter in deutscher Sprache vorführte? und steht Shakspear nicht seitdem da wie ein deutscher Dichter? und möchtet ihr berechnen, was seitdem und nicht ohne Beziehung auf diese Uebersetzung geleistet worden ist, und noch geleistet werden wird?

§. 16.

Unter den eigenen Gedichten Schlegels heben wir hervor die Sonette. Keinesweges alle, wohl aber mehrere gelungene, so wie vor allen den richtigen Gedanken, der diese Form ihn bearbeiten ließ. Zwar hat er sich selbst darüber, so viel mir bewußt, nicht ausgesprochen; aber die That bewährt.

Mich dünkt, daß ein in sich selbst begränzter ruhig

tiefer Empfindungsmoment, in welchem, näher betrachtet, Thesis, Antithesis und Synthesis des Gefühls sich finden, kaum eine angemessenere Form wählen könne, als die des Sonettes. Ja es wird in gewissen Fällen, die dem rechten Dichter und Kritiker wohl bekannt sind, gar nicht mehr von einer Wahl die Rede sein können, sondern es wird sich sodann jene Form als nothwendig bieten.

Ist dem nun wirklich also, so dünkt es mich lediglich historisch wichtig, daß jene Form nur vom Süden her zu uns herübergekommen ist, denn sie ist darum doch keinesweges geborgt, sondern es hat sich nur so begeben, daß wir diesmal, was wir als Nothwendiges selbst würden erschaffen haben, von außen her zum Geschenk empfingen. Gefunden hätten wir am Ende jene Form gewiß selber, weil sie eine nothwendige ist; diesmal aber ward (ein seltener Fall) den Deutschen die Mühe erspart, die sie bekanntlich sonst niemals scheuen.

§. 17.

Da aber wohl zu fürchten ist, daß gewisse leicht hinredende Kritiker und Leser jene Nothwendigkeit läugnen möchten, so fragen wir lediglich an, ob z. B. für Bürgers Weihegruß an Schlegel, oder für dessen schauerlichtiefes Klaggedicht „an sein Herz," oder (um auch früherer Zeiten zu gedenken) ob für Andreas Gryphs edlen Gruß an Schönborn *) eine andere Form möglich sei, als die des Sonettes?

---

*) Wir könnten auch an manche andere Sonette jenes lieben Dichters erinnern, doch stehe hier nur jenes eine, da es den angedeuteten Satz beweisen mag:

Der, den ihr oft gewünscht, der, der euch oft begehret,
Der unter fremder Schaar den neunten Frühling zählt,

Man hat jene Form mit einem wohlbekannten Tanze, der Menuet, verglichen, mit der sie wirklich einige Aehnlichkeit hat. Dadurch dürfte sie sich indessen bei manchen Lesern schwerlich empfehlen, die jenen Tanz als altmodig und ausländisch gering achten. Allein dieses Altmodige ist nicht veraltet, sondern stets anmuthig, sobald nur der Tänzer die Aufgabe zu lösen versteht; und was das Ausländische betrifft, so gestehe ich, daß mir das noch sehr zweifelhaft ist, da in jenem Tanze eine zarte Feierlichkeit herrscht, die man wohl eine recht deutsche nennen dürfte und möchte, und die eben deshalb in unsrer Tanzkunst nicht fehlen darf.

§. 18.

Dennoch ruht auf dem Sonett der Fluch der meisten deutschen Kritiker seit etwa zwanzig Jahren, wobei wir uns jedoch immer vergeblich umgesehen haben nach Gründen,

---

Den seiner Gränzen Angst abwesend auch gequält,
Den, den der Feinde Neid, der Freunde Tod beschweret;

Der, nun der Erden Haupt ihm sein Gesicht gewähret,
Nun, nach der Röm'schen Pracht, kaum was zu schauen fehlt,
Nun sich ihm Thetis nicht und Vesta nicht verhehlt,
Hat seinen Weg zurück in's Vaterland gekehret.

In's Vaterland? Ach nein, er misset die Bekannten,
Er findet kaum die Gruft so vieler Anverwandten,
Weil auch die Erde selbst durch Glut und Flut vergeht.

Was will er denn bei euch? was hat er vorgenommen?
Er sucht den Geist, der noch, nun alles um ist kommen,
Auf fester Treue Grund aufrichtig vor ihm steht.

Nur der Ueberzarte möchte hier an einigen rauhen Tönen Misfallen finden; der sinnige Leser wird in dieser sogenannten Rauhheit etwas sehr Charakteristisches bemerken.

die diesen Fluch rechtfertigen. Wohl aber haben wir stets bejammern hören die Unzahl der schlechten Sonette, die, seit Bürger und Schlegel mit denselben aufgetreten, in Deutschland an den Tag gefördert sind. Es ist wirklich und in der That wahr, daß hier ein ungemeiner Stoff zum Jammer sei, und unter funfzig Sonetten dürfte kaum Ein gelungenes und kaum zwei erträgliche sein.

Aber war es denn je anders mit der Mehrheit der Gedichte jeglichen Metrums und jeglicher Form? Erinnert euch so mancher sogenannt antik gemessener Poesien, die fast mit dem Hammer oder mit dem Schlägel verfertigt zu sein schienen: waren sie nicht trocken wie Schiffszwieback nach einer Reise um die Welt, und steif wie die Leute in Steifleinwand, mit deren Schilderung uns Falstaff ergötzt? Waren jene Tausende von lahm hintappenden Hexametern, und von unbeholfen hinplumpenden Pentametern, mit denen wir ehedem noch viel häufiger umtönt wurden als jetzt, oder jene dumpfen fünffüßigen Trochäen, in denen man sonst viel endlos mittelmäßige Empfindung endlos auszusprechen pflegte, waren sie etwa erfreulicher als die mislungenen Sonette? Auch das schlechteste Sonett hat doch immer den bekannten großen Vorzug, nur vierzehn Zeilen haben zu können; wer aber gebietet den andern Dichtungsarten ein fröhliches Halt?

Es ließe sich auch noch sehr ernst hinzusetzen, daß die Uebung in jener künstlichern Form den Lehrlingen doch immer bei weitem nützlicher sei, als das überleichte Wandeln in den schlafferen Formen, bei denen die Kunst, die doch gottlob etwas Göttliches ist, sich in gewöhnlicher bequemer Handwerkstracht zeigt.

§. 19.

Wir finden ferner unter den Schlegelschen Gedichten

noch gar manche liebliche und feine, doch bezweifeln wir, daß sich in einigen viel zu sehr bewunderten Romanzen (z. B. der lüstern weichen Campaspe) der ächte Romanzenton antreffen lasse; auch glauben wir, daß der tiefsinnigste Mythus vom ewigen Juden, doch tiefer aufgegriffen werden könne als es von Schlegel geschehen, obwohl Zeilen wie

„Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung;
Mein Leben ist kein Leben"

die Tiefe wenigstens ahnden lassen, und nur von einem ächten Dichter gegeben werden können. Sehr erfreulich sind die meisten seiner polemischen Gedichte, oft durchdrungen von einer herzinnigen Heiterkeit, der man es wohl ansieht, daß sie auf einer freundlichen Höhe steht und von dort herab in das Thal schaut, wo sich manche wunderliche und unangenehme Gestalten necken und balgen. Das Gegenschelten mancher roher Gegner hat deshalb auch nicht zu ihm hinauf dringen können, und die Heiterkeit ist, wie billig, ungestört geblieben.

§. 20.

Denselben Charakter hat auch Schlegels Kritik von jeher gehabt, und wir möchten deshalb den jüngern Kritikern die Charakteristiken ganz besonders empfehlen, was wirklich Noth thut, denn es ist schlechthin unmöglich, daß sie genügend gelesen worden sind, weil, wenn dies der Fall wäre, eine Unzahl von ganz gemeinen und abgeschmackten Beurtheilungen, mit denen so manche Zeitungen aufwarten, gar nicht hätten geschrieben werden können. Aber nicht bloß jene größeren Werke, die Charakteristiken und Kritiken, die Vorlesungen über dramatische Poesie u. s. w., sondern auch die in den Jahrgängen 1796 bis 99 der allgemeinen Literaturzeitung, scheinen mir einer beson-

deren Betrachtung werth. Die Schriften, welche Schlegel in jenen Jahrgängen beurtheilte, sind größtentheils bereits untergegangen; aber was er bei Gelegenheit dieser leicht vergänglichen Sachen äußerte, hat meistens einen dauernden Werth, oder bezeichnet wenigstens epigramatisch einen Punkt seiner Ansicht, oder giebt auf eine scherzhafte Weise den mislungenen Ernst oder den mislungenen Spaß jener Schriften warnend zurück.

Er hat selbst im Anhang des fünften Heftes des Athenäums seine sämtlichen Beiträge zur A. L. Z. specificirt, was damals in seinem polemischen Verhältniß zu der Zeitung, von der er Abschied genommen, allerdings erwartet werden konnte; doch scheint es für jeden, welcher Schlegel kennt, völlig überflüssig, denn da er wirklich einen Charakter hat als Dichter und Kritiker, so ist er überall selbst in dem kleinsten Aufsatze leicht zu erkennen, er möge seinen Namen beigesetzt haben oder nicht.

§. 21.

So soll es auch sein, und es ist wahrlich kein Lob, daß man so selten die Namen der Recensenten mit Gewißheit angeben kann; doch ist es freilich auch gar wohl zu begreifen, da diesen zum Theil recht farblosen Leuten das Versteckenspielen leicht wird, und man sie nicht wohl suchen kann, da man sie überhaupt nicht kennt. Dennoch thun sie zuweilen schämig, und zieren sich mit altjüngferlicher Zierlichkeit; oder sie benehmen sich (ein Fall, der fast noch häufiger eintritt) roh wie — Goethes Müllerknecht, an dem nichts zu verderben ist. Der mag jedoch wohl noch einigermaßen kurzweilig gewesen sein, was ihnen niemand nachsagen kann.

Wir sind weit entfernt, Schlegels Kritiken alle unbedingt zu loben, sondern wir haben auch manches gegen ihn

auf dem Herzen. Seine Kritik ist meistens gerecht; aber nicht immer billig, und da er nicht selten zu sehr liebt, so muß er mitunter auch zu sehr hassen; ja es kann ihm wohl gar zuweilen begegnen, leichthin abzusprechen. Selbst in einem flüchtigen Epigramme soll man, dünkt uns, den Euripides nicht einen Schwätzer am Markte nennen, schon aus dem rein menschlichen Grunde, weil jedes vermeidliche Aergerniß auch wirklich vermieden werden soll, und manche bequeme Lehrlinge sich nur zu gern mit solchen Distichen bewaffnen, um das Studium des schweren Griechen von sich abzuwehren, was niemand mehr tadeln könnte als Schlegel, der bekanntlich nicht bloß einer der geistvollsten, sondern auch einer der kenntnißreichsten und fleißigsten Gelehrten ist.

§. 22.

Aber selbst in seinen größtentheils musterhaften Vorlesungen über dramatische Poesie sind manche Unbilligkeiten, z. B. gegen Seneca's Tragödien, die freilich selbst dem gerechtesten Tadel manchen Stoff bieten; doch mitunter auch Ahnungen und Anklänge von einer Poesie haben, der selbst die gespitzte Rhetorik, in der sich der Verfasser so wohl befindet, nicht immer wehren kann. Jener Tadel ist leicht; darum hätte ihn S. nur sehr kurz zu berühren brauchen; jenes verhüllte Treffliche hervorzuheben war schwerer; darum hätte er es sollen.

Gozzi, der, wenn ich nicht irre, in früheren Zeiten einer der Lieblinge des Kritikers war, wird hier sehr vornehm abgefertigt und muß sich mit einem rohen Talente behelfen; doch kann er sich trösten, da ja sein „Pomeranzenmährchen" und sein „Rabe" nicht aus der Welt herausgekommen sind, sondern frisch und wohlgemuth dagegen sprechen.

§. 23.

Der liebe alte Andreas Gryph wird fast rauhwitzig angefahren, und eine gänzlich mislungene, doch wohlgemeinte Vergleichung zwischen ihm und Shakspear (von Elias Schlegel) giebt Gelegenheit zu Scherzen, welche hätten vermieden werden können, da sie allenfalls ein jeder machen kann, und eben deshalb niemand sie zu machen braucht. Gryphs Schwächen als Tragödiendichter sind klar genug; sein Gutes liegt tiefer und war eben deshalb werth von Schlegel erkannt zu werden. Ich will ihn keinesweges zu rühren suchen, durch die Hindeutung auf die unendlich ungünstige jammervolle Zeit, in welcher Gryph für eine deutsche Bühne arbeitete, sondern bloß erinnern, daß er denn doch wirklich der Vater derselben ist, und ein nicht unwürdiger, dessen Cardenio und Celinde selbst durch irrige Todestendenzen (es giebt bekanntlich auch eine sehr schöne und wahrhaft poetische Todestendenz) nicht zu Boden geschlagen werden kann. Selbst in dem Trauerspiel: Katharine v. Georgien, sind reine dichterische Anklänge. Es fordert ferner die Billigkeit, daß, wenn wir einen braven Dichter wegen einiger mislungener Werke tadeln, seine vortrefflichen Gedichte gleichsam als gute Engel vor uns stehen, die wir nennen sollen, auch wenn dafür kein Raum vorhanden scheint. Und so hätte Schlegel selbst in einem Buche, das die Aufschrift von der dramatischen Poesie empfangen, doch nicht Gryphs lyrische Gedichte, Sonette und Epigramme vergessen sollen, die als ein reicher unverwelklicher Kranz um die Stirn des edlen Todten blühn. — —

§. 24.

Freilich war Schlegel damals im Ausland, wo deutsche Werke, besonders alte, wohl schwer aufzutreiben sind, doch ist es traurig genug, daß wir ihn fast dreizehn Jahre

dem

dem Auslande leihen mußten; und nur der Gedanke kann uns trösten, daß er dort für deutsche Ehre redlich kämpfte und überhaupt sehr viel Ersprießliches leistete.

Endlich gedenken wir auch noch der Härte gegen Schillers frühere Werke, die hier so leicht abgefertigt werden, daß Schlegel gewiß darüber gezürnt haben würde, hätte er es nicht — selbst gethan. Er hat zwar nicht ganz Unrecht, wenn er im Don Carlos gespreizte Unnatur findet, da sie wirklich hie und da vorhanden, aber man soll sich eben nicht begnügen, nicht ganz Unrecht zu haben.

Wir könnten noch ähnliche Härten anführen, aber es sei genug an diesen. Wir wollen nie vergessen, wie viel Lehrreiches, Gründliches und heiter Anmuthiges Schlegel gegeben hat, das ihm ewigen Anspruch auf die Dankbarkeit der Deutschen giebt; stets aber auch erkennen, daß Liebe und Billigkeit, und jene Gerechtigkeit, welche der Warnung Adrasteens ganz inne geworden ist, die wahren Kronen des Dichters und des Kritikers sind.

§. 25.

Friedrich Schlegel, geboren zu Hannover 1769, ist vor kurzem in den Adelstand erhoben worden. — Ich gebe zuvörderst über ihn eine Andeutung, die ich im Jahr 1812 schrieb und drucken ließ, und die seitdem die Billigung einiger wackern Freunde und Freundinnen erhalten hat.

Wenige deutsche Schriftsteller sind so viele merkwürdige innere Revolutionen durchgegangen als Fr. Schlegel. Wir wollen sie mit kurzen Worten angeben. Zuerst gräcisirender Terrorismus, mit gewaltiger Halbkraft und Witz; doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Christenthums. Sodann reiner Haß, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philosophisch-ästhetische Opposition gegen alles Herrschende, und Bereitung des höchsten

Dichterthrons für Goethe, vielleicht zum Theil weil dieser damals nicht herrschte. — Kecker philosophischer Atheismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Besitzer selbst nicht genüge. — Abgötterei mit dem Ich, das Gott und die Welt verschlungen. — Vollendete witzige Willkühr, und geistreiche Auf-den-Kopfstellung. — Mystik; zuweilen nur Sehnsucht nach ihr. — Vergessenheit des vaterländischen Bodens. — Umhüllung mit südlichen Formen, aus denen aber der tiefe Nordische Geist heraussah. — Dann, bei nicht mehr genügender Südlichkeit: Anbildung fast jegliches Fremden. — Umherschauen nach allen Seiten. — Aesthetischer Kosmopolitismus. — Pause. — Wurzelung in sich selbst. — Wiedergeburt. — Ernster tiefer Katholicismus. — Anerkennung der Gränzen und des Nichtgenügenden in der Philosophie. — Reine Erfassung Gottes und Christi. — Fröhliche Heimath in dem Gefundenen. — Hingebung an das Vaterland, und dessen Geschichte, Wissenschaft, Poesie und Glauben.

Es ist erfreulich anzuschauen, wie der geistreiche deutsche Mann jetzt so gesichert dasteht. Sollten wir ihm dennoch etwas wünschen, was wir noch immer bei ihm vermissen, obwohl es wahrscheinlich schon in ihm wohnt, und nur bis jetzt nicht zur Sprache gekommen ist, so wäre das, um es mit einem gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte zu sagen: Musik. Wir möchten die Musik selbst und einige Flammen zu Hülfe nehmen, um auf diese Weise zu sagen, was wir eigentlich meinen. Da dies aber nicht wohl thunlich ist, so beruhigen wir uns dabei, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, so wie auch jeder bessere Leser, uns gar wohl verstehen werde.

§. 26.

Wir fügen jetzt, 1818, noch folgende Bemerkungen hinzu:

Die trefflichsten Kenntnisse, sehr ausgezeichnete Denkkraft und bedeutende Talente können nicht gut machen, wenn die Opposition gegen das Publikum die Unterscheidung des Kerns der deutschen Leser von der Mehrheit nicht genügend zur Sprache bringt. Jener Schriftsteller hat dadurch sich manche Leiden bereitet, die, obwohl mit herrlicher Kraft und unermüdlicher Thätigkeit bekämpft, dennoch stets Leiden waren. Denn welche tiefere Leiden könnten den bessern Schriftsteller treffen, der, eben weil er hassen kann, auch desto inniger liebt, als wenn das Verhältniß zu dem Publikum — mit wenigen edlen Ausnahmen — entschieden gestört wird, dem er sein Leben widmet.

Ganz unverdient war dies Leiden nicht, denn oft schien seine Polemik schneidend kalt, vielleicht gar giftig und bitter ätzend. Wer ganz genau betrachtete und alles verglich und erwog, der fand gewiß, daß nicht immer war was schien; aber auch der Schein und besonders ein solcher, der fast aussah wie Wahrheit, soll, dünkt mich, vermieden werden. Die Liebe fordert das.

Dazu kam ein wirkliches Unglück, die Lucinde, ein Roman, dem keine Lobpreisung aufhelfen kann, da er bei aller scheinbaren Gesundheit doch innerlich sehr krank ist. Schon der einzige Umstand, daß er den Frauen gänzlich misfallen mußte, entscheidet gegen ihn, denn ewig wird wohl wahr bleiben, daß nur diese in letzter Instanz entscheiden können, was sich zieme und was nicht.

§. 27.

Wir gehen zu Erfreulicherm. Noch bei weitem nicht genug betrachtet sind die Gedichte, die die innige Liebe des Vaterlandes dem Dichter eingab. Ein Impuls wie der 1809 war stark genug, um ihn sich selbst zu geben, sich selbst in seiner Ganzheit.

Jeder Mensch, — ich wage es auszusprechen, — jeder ohne Ausnahme hat einmal in seinem Leben eine Ahndung von Poesie gehabt, z. B. in der ersten Freundschaft, im Gefühl reiner Verehrung für irgend einen großen Mann, oder im Moment, wo er ihn zuerst sah, beim Wehen des Frühlings, oder beim Fallen des Herbstlaubes, beim ersten Kuß, bei Flötentönen im Walde, oder bei einer guten Handlung, zu deren Uebung Selbstüberwindung nöthig war, u. s. w. Manche Menschen sind wenigstens auf einen Tag, manche auf eine Stunde, viel tausende vielleicht nur auf eine halbe Minute poetisch gewesen; daß aber irgend ein unsterbliches Wesen sollte aus dieser Welt gegangen sein, ohne jemals, sich seines ganzen Wesens bewußt, beide Flügel geregt zu haben, das will und mag ich nimmer glauben.

In Friedrich Schlegels, des tiefen Mannes, Seele lag die Poesie verhüllt, und von Ueberkraft wie verbaut. Da war ihm der Himmel gnädig, indem er eine große Aufforderung an ihn ergehen ließ, für das leidende Vaterland, wie seine Kräfte es verstatteten, zu wirken, und kühn und muthig in vollen Wogen strömte jetzt der Gesang, wie er früherhin nie getönt hatte. — Und diese Gedichte, 1809 erschienen, haben jetzt, wo ich dies schreibe, (1818) erst eine einzige öffentliche Beurtheilung (in der Zeitschrift: die Musen) erlebt. Dahin ist es gekommen.

§. 28.

Indem wir nun die natürliche Aufforderung erwarten, auch über das zu reden, was sich in Friedrich Schlegels Thätigkeit seit 1812 geäußert, so fühlen wir uns dadurch in mancher Hinsicht fast trüb erregt. Nicht etwa, als wollten wir hier Klagen anstimmen, daß sich sein Uebergang zum Katholicismus, mit dem es ihm natürlich ein

hoher unendlicher Ernst war, seit jener Zeit überall geäußert hat; denn wie wäre es anders möglich gewesen, als daß der Katholik sich nun auch wahrhaft katholisch zeige? Wir sind ferner weit entfernt von der Anmaßung, irgend einen bedeutenden Mann, der genau weiß, was er thut, in die Schule nehmen zu wollen, vollendet überzeugt, daß, wer wie billig in Christo sein einziges Heil findet, auch in der katholischen Kirche gar wohl eine süße Beruhigung finden könne. Aber darüber dürfen wir klagen, daß die Polemik gegen den Protestantismus, auf die wir gleichfalls gefaßt waren, sich nicht so würdig offenbart hat, als wir es erwarteten. Die fast bitter-kalte Anfeindung gegen Luther, der Hohn, daß ihm einmal ein nicht ganz statthaftes Wort gegen den übergefeierten Aristoteles entwischt, die eisige Bemerkung, daß man dem kühnen Reformator gar nicht hätte g e s t a t t e n sollen in Worms aufzutreten, wo seine edle Kühnheit die Gemüther gewann, die unmäßigen Lobeserhebungen Karls V. und später Ferdinands II., deren wirklich Vortreffliches wir gewiß nicht verkennen, die ungenügende Darstellung Gustav Adolfs, das alles hat uns bei seinen geschichtlichen Vorlesungen wahrhaft wehe gethan, und den Genuß verkümmert, den so mancher andere vortreffliche Abschnitt, z. B. über die Völkerwanderung, uns gewähren mußte.

§. 29.

Weniger getrübt war für uns der Genuß, den die Vorlesungen über die Geschichte der Literatur boten, doch fanden wir hier zu viel, was wir bereits aus früheren Werken Schlegels genügend kannten; indessen wird man es immer sehr gern noch einmal lesen, und auch einiges ausgezeichnete Neue nicht verkennen.

Ueberhaupt aber möchten wir fragen: Warum haben

diese Werke nicht besonders gewirkt? Man könnte sehr rasch antworten, das Publikum sei schuld; doch ist die Raschheit nicht immer gerecht, und hier wäre sie es gewiß nicht. Mich dünkt, es sei in diesen Werken Friedrich Schlegel, obwohl, wie sich von selbst versteht, immer ein Deutscher, dennoch mitunter auch ein — Fremder, und obwohl ein sehr interessanter und unterrichteter, dennoch ein Fremder, mit dem das Vertrautwerden um so schwieriger wird, da er doch auch wieder Vieles von dem ehemaligen Friedrich Schlegel hat, das sich mit dem neuen nicht ganz zu vertragen scheint, oder wenigstens nicht gelind verschmelzen will. Außer diesem (wenn ich so sagen darf) innern Styl, der nicht das blühende Leben der Vergangenheit zu haben scheint, ermangelt auch der äußere (ich meine das, was man im gewöhnlichen Leben den Sprech- und Schreibstyl nennt) jener Lebendigkeit und charakteristischen Kraft, die wir sonst an dem Verfasser liebten. Durchaus nicht zu verkennen ist das große Studium und der ausgezeichnete Fleiß, der hier auf diesen Styl verwandt worden ist, und wer würde läugnen, daß dadurch etwas sehr Ehrenwerthes erreicht worden; aber meistens fehlt doch das Farbige und Ursprüngliche, und gerade das möchte man ungern vermissen.

§. 30.

Es ist ein sehr bekanntes Wort, daß jeder Schriftsteller seinen eigenen Styl, wie seine eigene Nase habe, und da in diesem Ausspruch (Lessings) viel Tröstliches für sämtliche Autoren zu liegen scheint, so ist er viel hundertmal gleichsam zur Entschuldigung halb ernst, halb scherzend, wiederholt worden. Obwohl nun selbst nach diesem Ausdruck doch immer zu bemerken bliebe, was nahe genug liegt, daß es ja auch unangenehme Nasen genug gebe, die

man lieber in tiefster Einsamkeit verbergen sollte, so ist es doch wohl besser, den ganzen ohne Zweifel in einem leichten Augenblick hingeworfenen Satz zu streichen. Eher könnte man sagen, daß jeder seinen eigenen Styl wie sein eigenes Auge, oder wie seine ganze äußere Haltung habe. Das Auge ist nämlich gewissermaßen der Mittelton, der Uebergang, die Brücke vom Körperlichen zum Geistigen, und noch niemals hat ein edler und gebildeter Mensch völlig ausgesehen wie ein schlechter und ungebildeter; doch gehört, wie sich von selbst versteht, auch ein rechtes Auge dazu, um ihn recht zu betrachten *). Wer nun aber ein so bedeutsames Auge hatte, als Friedrich Schlegel früher in seinen Schriften zeigte, der möge doch sich nicht um ein anderes bemühen, sollte dieses andere im Allgemeinen noch so gut und erhaben sein. Jedes Individuum hat ja nur die einzige Aufgabe, aus sich selbst alles Gute und Treffliche zu machen was möglich ist; doch eben nur aus sich selbst.

§. 31.

Beiden wackeren Brüdern hat man den Vorwurf gemacht, daß sie größtentheils durch ein Schreckensystem eine poetische Schule gestiftet hätten, welches Unternehmen, von Hochmuth zeigend, der literarischen Republik Schaden zugefügt habe, und stets zufügen werde. Ich kann diesem Urtheile nicht nur nicht beistimmen, sondern ich möchte den geistreichen Brüdern eben den Vorwurf machen, daß sie keine Schule gestiftet haben.

---

*) Die Physiognomik ist, um es sehr einfach zu sagen, keine Wissenschaft, wie etwa die Mathematik, und alle Erfahrungen, fremde wie eigene, helfen dem talentlos Strebenden nichts, sondern sie ist eine Kunst, die angeboren sein und dann durch ein liebend-lebendiges Leben entwickelt werden muß.

Wir haben bekanntlich Malerschulen, Singeschulen u. s. w., und es darf sich niemand, der sich diesen Künsten widmet, weigern, in besagte Schulen hineinzugehen, und brächte er auch ein Talent mit, das dem des Lehrers weit überlegen ist. Er soll ja eben lernen, daß das Talent allein wohl schmückt; aber, wenn es allein bleibt, den Verstand schwächt, und er soll erfahren, daß ohne Geist und Fleiß und die genaue Kenntniß des Technischen nichts wahrhaft Großes und Dauerndes erreicht werden kann. Wir haben die guten Erfolge jener Schulen gesehen, so daß z. B. die deutsche Musik, selbst nach dem Urtheile aller stimmfähigen Ausländer, in einer so leuchtenden Herrlichkeit dasteht, daß wir uns fast vor nichts zu hüten haben als vor — Rückschritten.

§. 32.

Nur die Poesie wächst bei uns wild, geht aber deshalb auch so oft in die Wildniß hinein und in der Wildniß herum. Diese Kunst der Künste, diese Kunst, von der alle übrigen Künste — so herrlich sie sind — ihre Existenz erst zu Lehen tragen, die wird fast von einem jeden nach Belieben geübt, und fast von einem jeden nach Belieben beurtheilt. Dem sollte nun eine Schule wehren, aber es fehlt eben an einer, selbst an einer solchen, wie frühere deutsche Jahrhunderte sie, freilich oft unbeholfen genug, erschufen. Hier sollte der Jüngling erfahren, was er erst alles ablegen und vergessen muß, um nur eine Ahndung von Poesie zu erschwingen. Hier sollte er begreifen lernen, warum schon die Alten den Dichter einen Seher nannten und sein Geschäft ein heiliges, und wie der Mensch nur mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte und zur vollklingenden Harmonie gesteigert, würdig werden könne, diese höchste Gnade Gottes zu empfangen.

Vieles, sehr vieles, ja fast alles besaßen die Brüder Schlegel, um eine solche Schule zu stiften; aber außer Einigem, das für jenen Zweck doch allenfalls entbehrt werden konnte, fehlte Eins, das nie entbehrt werden kann, und ich glaube mich deutlich genug ausgedrückt zu haben, auch ohne es mit dem Einen Worte, das so leicht misverstanden werden könnte, auszusprechen.

§. 33.

Wir können neben diesen Brüdern jetzt wohl keinen andern nennen, als den Freund, der schon so lange mit ihnen verbunden ist:

Ludwig Tieck, geboren zu Berlin am 31. Mai 1773. Wir wissen über die Geschichte seines Lebens gar nichts mit Gewißheit, und können deshalb auch nicht anführen, was ohne Zweifel anziehend sein würde, wann und wie zuerst seine dichterische Anlage sich zeigte. Wir haben nur seine gedruckten Schriften, und hier finden wir zuerst seinen Abdallah und seinen Lovell. Der erst genannte Roman, unreif in den meisten Parthieen, zeigt im Großen und Ganzen eine tragische Stimmung; doch schlagen leider die Klagen an ein kaltes und finsteres Himmelsgewölbe, von wo aus keine Stimme der Versöhnung gehört werden kann. Lovell ist gebildeter, im Einzelnen oft mit Feinheit und Zierlichkeit ausgeführt, und zugleich nach der tiefsten Tiefe strebend. Aber es giebt kaum ein unberuhigenderes und verletzenderes Buch wie dieses; und je größer das verletzende Talent ist, mit dem hier so manche trübe „Fragen an das Schicksal" aufgeworfen werden, je mehr hätte es des größern und erfreulichern bedurft, alle diese Fragen beruhigend zu lösen. Der Dichter ist ja recht eigentlich berufen zu antworten: und, wohl uns! es giebt eine Antwort, die Trost hat auf immer.

Historisch wichtig ist das genannte Buch gar sehr, und in jedem Fall innerlich bedeutender als Ardinghello, in dem der Held verschwimmend, weichlich und verzerrt, verschroben mit selbst kokettirt, und wohl gar noch vom Verfasser selbst in Schutz genommen wird, als sei das gerade etwas recht Vornehmes. Im Lovell ist der Kampf einer einseitig tiefen Natur, die in unendlichem Hasse gegen alles Gemeine die Bestimmung des Menschen erfüllt zu haben glaubt, und das rein Positive, das Gute, Schöne, Wahre und die Liebe nicht zu erfassen vermag. Darum endet sie im Laster.

§. 34.

Da aber die Schilderung eines solchen unerfreulichen Charakters manches Beschwerliche hat, und die erhabene Langeweile desselben — nach dem Ausspruch eines geistreichen Kritikers — bei dem Leser, und — wie wir hinzusetzen möchten — bei dem Verfasser in Mittheilung übergehen kann, so war voraus zu sehen, daß Tieck nicht gar lange auf diesem Standpunkte verharren werde, der sich ohne Zweifel in dem Leben der meisten bedeutenden Dichter einmal geäußert hat, und den einige leider nie verlassen.

Ich möchte den kleinen Roman „Peter Lebrecht" als das Produkt der Sehnsucht nach einem behaglichern Zustande ansehen, wodurch das — fast ganz übersehene — Werk gewissermaßen einem Kampfe zwischen dem Mai und den Nachtfrösten ähnlich wird. Als ein schöner Sieg des Mai's folgten nun die „Volksmährchen" in drei Theilen; doch wollen wir schnell den „Prolog" ausnehmen, der schlimmer ist als alle Nachtfröste, und den wir deshalb schnell und auf immer ablehnen wollen.

§. 35.

Hier nun in diesen Mährchen zeigte sich Tieck in sei-

ner ganzen Eigenthümlichkeit, das heißt in einer rein polemischen, und in dieser Polemik heiter schaffenden romantischen Poesie. Wie Goethe und Schiller, wie Wilhelm und Friedrich Schlegel, so fühlte auch er sehr genau die breite Prosa der Zeit, die sich, wie früher angedeutet worden, auf tausenderlei Weise kund gab; aber er bekämpfte sie weder auf eine erhabene Weise wie Schiller, noch auf eine rein kritische wie Schlegel, sondern auf die behaglichste von der Welt, indem er nämlich die Mehrheit des damaligen Publikums selbst als ein ergötzliches, historisch-dramatisches Gemälde aufstellte, und es der Poesie gegenüber sich ungenirt aussprechen ließ. So entstand „der gestiefelte Kater," ein Schauspiel, das, in dem reinen Elemente harmloser Lust leicht hin flatternd, dennoch auch als geschichtlich-wichtiges Aktenstück zu betrachten ist, so „die verkehrte Welt," „Zerbino," und ein Theil des poetischen Journals. (1797 — 1800).

Dennoch scheint es im Allgemeinen gefährlich, den Kampf um die Poesie als Gegenstand der poetischen Darstellung zu behandeln, theils weil nicht selten wohl gar über dem Kampf, der Sieg verloren geht, theils weil ein zu häufiges, wenn gleich noch so angenehmes ironisches Sich-Besprechen mit der Philisterhaftigkeit und Gemeinheit, der schaffenden Phantasie Schaden thut. Solchen allzeit fertigen Polemikern darf man zurufen:

Wollet nicht ewig mit Worten streiten,
Gebet Werke, gebt sie bei Zeiten,
Daß nicht über dem Streiten erschlafft
Was euch verliehen an schaffender Kraft.

§. 36.

Endlich soll denn auch nie vergessen werden, daß ja die Dichtkunst und das Schöne überhaupt ewig ist, wie

der Himmel, von dem sie stammen, und daß, wenn selbst die Pforten der Hölle nichts gegen das Gute und Wahre, Würdige und Anmuthige ausrichten können, die Philisterhaftigkeit und Rohheit ohne Zweifel noch unendlich weniger vermögen werden.

Und dennoch nehme ich manche Gattungen der Polemik als wahrhafte Poesie in Schutz, obwohl sie weder meines, noch irgend eines andern Schutzes bedürfen. Z. B. die Fichtische, die das ganze Thun und Treiben des Gegners, der die Zeit am meisten berührt, mit rein philosophisch-historischem Geiste construirt und als biographisches Kabinetstück aufstellt, ferner die Tieckische, welche die dürre Prosa selbst und den schlaffen Halb-Ernst zwingt, sich poetisch ergötzlich behandeln zu lassen, wodurch wir auf ganz besonderm Wege einige mehr als Gozzische Masken gewonnen haben, und einige wenige andere Gattungen der objektiven Satire, die weit erhaben ist über subjektive Indignation.

Eine solche Polemik schadet nicht nur nicht der producirenden Kraft, sondern sie wirkt wohl günstig auf sie. Diese fand sich bei Tieck in nicht geringem Grade, und es ist erfreulich, die mannigfaltigen Gestalten vorübergehen zu lassen, die er zu unser aller Freude heraufrief.

§. 37.

Wir finden hier zuvörderst das Schauspiel Blaubart, mit dessen Inhalte wir wohl fast alle schon als Kinder vertraut worden sind; und wer erinnert sich nicht noch des tiefen Schauders, mit dem er damals der Wärterin zuhörte, die es mit schlichten Worten erzählte, wie die arme Frau, die doch nichts weiter gethan hat, als was die freilich nicht zu rechtfertigende Neugier verlangte, nun als das siebente Opfer fallen soll, wie sie dann in unendlicher

Furcht und doch mit einem leisen Strahl von Hoffnung ruft: „Schwester Aennchen, siehst du noch nichts?" und wie nach zweimaliger Täuschung durch Staub und Schafheerden, dann endlich die lieben Brüder retten. In wessen Fantasie steht nicht schon längst jene dunkle Blaubartskammer, und in ihr der böse Ritter, dem man den häßlichen blauen Bart von Herzen gönnt.

Solche Situationen, die wir schon als Kinder in unsere Fantasie aufgenommen, wenn wir nicht etwa so unglücklich gewesen, daß langweilige, besorgte, nüchterne Aufklärungssucht die schönen Mährchen von uns entfernte, werden dann späterhin in unsern Knaben- und Jünglingsjahren immer weiter und blühender ausgearbeitet, und es ist ein höchst bedenkliches Unternehmen, wenn ein Dichter uns eine schriftliche Ausarbeitung bietet, die wir nun an die Stellen unsrer geträumten oder geahndeten setzen sollen.

§. 38.

So verhehlen wir es auch nicht, daß, so sehr wir auch Manches im Octavian schätzen und lieben, dennoch unsre eigenen Träume von jenem Mährchen zu tief in uns leben, als daß wir sie alle mit denen vertauschen könnten, die uns Tieck davon übergeben hat. Nicht also im Blaubart, denn hier ist alles so originell, anmuthig-frisch und ächt märchenhaft, daß wir nimmer müde werden können das herrliche Werk zu betrachten.

Goethe stellte einst auf einem dunkeln und trüben Grunde lustig verschlungene Situationen in einem Lustspiel (die Mitschuldigen) vor unsere Fantasie, aber es ist ihm auch bei dem höchsten Genie nicht gelungen, in dieser Komödie uns zu einer wahrhaften Heiterkeit zu führen, wovon der theure klare Mann in seiner Selbstbiographie uns

selbst die Ursach anführt; Tieck giebt hier auf einem durchaus heitern Grunde höchst tragische Charaktere, die sogar dann, wenn sie von andern verspottet werden, oder wohl gar sich selbst verspotten, dennoch höchst tragisch bleiben; und, scheinbar nur ganz leicht hinarbeitend, bietet er uns ein Drama, das eben in seiner Anspruchlosigkeit die ganze Fülle des Lebens klar vor uns ausbreitet. Wohl verdiente dieses Werk, daß wir jeden einzelnen Charakter betrachten; aber wir dürfen hier leider des beschränkten Raumes wegen nur auf einige wenige, hindeutend, aufmerksam machen.

§. 39.

Wie klein sind die Mittel, um uns von der ganzen Furchtbarkeit des Blaubart zu überzeugen, und wie hat Tieck alle überdunkle Farben verschmäht, mit denen manche andere Dichter uns würden heimgesucht haben. Der Mann ist rüstig und gewaltig; das lieben wir alle; er ist tapfer und geht gern seinen eignen Weg; das lieben wir gleichfalls; aber ihn darf **nichts** stören auf dem eigenen Wege, sonst schleudert er es allenfalls mit dem Fuße kalt hinweg, wie man etwa auf einem eiligen Wege ein lästiges Thier wegschleudert, ohne sich weiter darum zu kümmern. Er ist, wenn wir so sagen dürfen, ein bloß historischer Mensch, der von den Empfindungen und Leiden der andern wohl Notiz genommen hat; sich selbst aber gar nicht darauf einläßt, ähnliche zu haben, weshalb es auch **nie** möglich ist, ihn zu **rühren**. Er hat das entsetzliche Unglück, daß er gar nicht an die Möglichkeit glauben kann, jemals Unrecht zu haben, deshalb kann er auch nie bereuen, und so erscheinen ihm vielleicht seine früher begangenen sechs Mordthaten wie — tiefsinnige Epigramme, die er anonym herausgegeben.

Nach der Trauung mit Agnes scheint er schon mit der

ersten Zeile des siebenten blutigen Epigramms fertig geworden zu sein, denn da er mit ihr allein ist, werden ihm ihre Empfindungen schon ein wenig lästig, da nichts neues daraus zu lernen ist. Lieben kann er natürlich nicht; aber eine schöne Frau mag er wohl, denn er hat einige Langeweile, die sie, als ein neues Reizmittel und als eine angenehme — Sache, verscheuchen soll, und so liebt er auch den Witz, weil er nicht ohne leere Stunden ist, die der Witz abwehren soll. Damit aber dieser fast unverwüstliche Mensch doch auch auf Erden schon etwas zu leiden habe, so ist ihm — ein blauer Bart gewachsen, den jeder Mann für widrig und unheimlich hält, und er fast noch mehr, denn er wird grimmig und giftig, so oft er nur daran denkt.

§. 40.

Nicht minder trefflich ist der Bruder Simon gezeichnet, der als das Muster aller edlen Hypochondristen dasteht. Mit dem gewöhnlichen Leben, wie es sich bei gewöhnlichen Menschen fast mechanisch abspinnt, kann er sich nicht vertragen; aber er vermag auch nicht das höhere, welches er ahndet, deutlich in sich zu gestalten. Ihm ist das Wirkliche und die Nothwendigkeit desselben theils nicht klar, theils lästig. Daher die charakteristischen Worte an den Arzt: „Und dann ängstigts mich so oft, warum eine Sache so, und nicht anders ist. — Seht, diese Thür geht nach außen hinaus, wenn man sie aufmacht; warum könnte sie nicht eben so gut in's Zimmer hineingehn?" und des Arztes Antwort: „Auf irgend eine Art muß sie doch beschaffen sein," kann ihn nicht beruhigen, da ihm die Vordersätze fehlen, durch die eine solche Erwiederung zu etwas wirklich Beruhigendem wird.

So wird ihm das Leben nicht etwa zu einem Traum,

sondern zu Träumen, und er ist noch sehr glücklich zu preisen, daß ihm wenigstens aus diesen Träumen etwas Entschiedenes: die Zuneigung für Agnes und der Abscheu gegen den Blaubart, auftaucht.

§. 41.

In einem solchen Gemüth ist denn auch das dämmernde Ahndungsvermögen häufig fast allzu thätig, was hier mächtig in das Stück eingreift, da ohne dasselbe die Rettung der Schwester unmöglich geworden wäre, so wie seine eigene Rettung, denn nur dadurch, daß er endlich einmal zum Handeln gelangt, ist für ihn etwas Gedeihliches zu erwarten. Wir sollen deshalb Simons genaue Charakteristik keinesweges für ein bloß einzeln interessantes, poetisch-psychologisches Etwas halten, sondern ihre Nothwendigkeit als Träger des Stücks wahrnehmen.

Nicht minder trefflich und neu ist der Rathgeber, der, als ein entschieden Deutsches, überaus ergötzliches Lustspiel-Wesen, von neuem den Beweis giebt, daß es uns Deutschen durchaus nicht an rein deutschen — Narren fehlt, nach denen so manche Kritiker sich fruchtlos gesehnt und verdrießlich klagende Ladschreiben ausgesandt haben. Es bedarf bei diesem Charakter keiner Auseinandersetzung; denn alles ist bei diesem Manne, der beständig mehrere Sorten von Rath zugleich ausgiebt, aus Einem Stück, und ich zweifle sehr, ob irgend jemand, so zähe er sich auch stelle, gegen die Ergötzlichkeit desselben unempfindlich sein könne. Wohl aber muß hier noch zur Sprache kommen, daß dieses vortreffliche Schauspiel, welches bereits 1797 erschien, bis jetzt noch auf keiner einzigen deutschen Bühne aufgeführt worden ist, ein Umstand, den wir, ohne irgend ein Wort hinzuzusetzen, der Betrachtung des Lesers selbst anheim stellen.

§. 42.

Aus dieser frühern Zeit ist auch noch das Trauerspiel „Karl von Berneck," das, wie es scheint, nur wenig bekannt worden. Freilich finden sich hier Spuren genug von einem gewissen Morgennebel, der manche Jugend-Dichtungen Tiecks umhüllt, aber auch Spuren genug von süßem Morgenduft, der nur dem dichterischen Gemüthe eigen ist. Die Schilderung der jugendlichen Schwermuth — eine männliche könnte eher lästig werden — ist um so mehr gelungen, je leichter der Dichter zu arbeiten scheint. Zwar könnte mit einer gewissen Halbgründlichkeit behauptet werden, der Tod finde an diesem Karl zu wenig Widerstand, und es lohne kaum die Mühe, diese frühwelkende Blume abzupflücken; aber dem widerspricht die tiefe Wehmuth, die uns ergreift bei dem Gedanken, daß ein so reines und sinniges Gemüth jener Schwermuth zum Raube werden mußte, die es in traurigem Irrthum fast wie eine Tugend in sich aufgenommen hat, und die nun mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Mark des reinen Jugend-Lebens zehrt. So gleicht denn das ganze Stück einem trüben Abend im September, und nichts fehlt als — die Beruhigung; doch vielleicht war es die Absicht des Dichters, daß sie fehlen sollte.

Die großen Fehler des genannten Trauerspiels sollen hier nicht geleugnet werden, auch sind sie so klar, daß wir uns ihrer Aufzählung überheben können; aber es sind Fehler, welche die Feder leicht tilgen kann, ohne dem Stücke selbst an das Leben zu kommen. Nicht der Leichtsinn beging sie, und nicht der Leichtsinn soll sie rügen.

§. 43.

Ein ähnlicher poetischer Schauder weht aus dem blonden Eckbert, doch ist hier die Form bei weitem gelungener,

und alles harmonischer in einander gearbeitet als im Karl v. Berneck. Hier waltet der reine süße Schauder, der im „Runenberg" noch überboten worden, und dicht an die Gränze, hie und da sogar über die Gränze des Schönen hinaus geführt worden ist. Aber über alle Gränze hinweg geht die Novelle „Liebeszauber," in der gewissermaßen die Nacht mit der Hölle buhlt, oder in einem andern Gleichniß, ein Gemisch von Schwefel, Gift und Pechfackelflammen sprühend vor uns erscheint. Der Dichter hat wohl geahndet, welch einen Eindruck diese Erzählung machen werde, denn er legt nach der Vorlesung derselben seiner Clara die harten Worte in den Mund: „Nein, es ist nicht auszuhalten! Diese Geschichten gehen zu schneidend durch Mark und Bein, und ich weiß mich vor Schauder in keinen meiner Gedanken zu retten. Es ist geradezu abscheulich, dergleichen zu erfinden. Ich zittre und ängste mich und vermuthe, das aus jedem Busche, aus jeder Laube ein Ungeheuer auf mich zutreten möchte, daß die theuersten bekanntesten Gestalten sich plötzlich in fremde, gespenstische Wesen verwandeln dürften, und man ist und bleibt thöricht, und hört zu, läßt sich von den Worten immer weiter und weiter verlocken, bis das ungeheuerste Grauen uns plötzlich erfaßt, und alle vorigen Empfindungen wie in einen Strudel gewaltthätig verschlingt." (Phantasus I, S. 314.)

§. 44.

Was die Heftigkeit hier mit einfließen läßt, ist leicht abzuziehn; das Urtheil selbst scheint doch richtig, und alles, was der Dichter zur Entschuldigung jener entsetzlichen Novelle hinzusetzt, beweist nichts weiter, als daß es gar viele noch minder zu entschuldigende Gattungen giebt von Schauerlichkeiten, die obendrein innerlich prosaisch sind,

woran wohl Niemand zweifeln wird, und, in Beziehung auf Tieck, gar nicht gedacht werden soll. — Wenn der Leser wirklich und wahrhaftig sich in den Liebeszauber hineinversetzt und mit ganzem Herz und Sinne Theil nimmt, so muß er nothwendig, und wenn auch seine leibliche Kraft der des Herkules gliche, in eine fieberhafte Wallung verfallen, in der wenigstens kein reiner Genuß mehr möglich ist. Da nun der Leser das selbst merkt, so nimmt er wohl gar seine Zuflucht zu künstlicher Kälte, oder zu einem verzweifelten — Scherz, um nur auf diese Weise so schnell als möglich der peinlichen Erschütterung zu entgehen, eine Zuflucht, vor der man sonst nicht genug warnen kann. Es sei fern von mir, irgend eine Ueberzartheit, die nur im Rosendufte schwelgen will, in Schutz zu nehmen; ja ich verhehle nicht, daß eine geheime Stimme in der tiefsten Seele für die Novellen dieser Art spricht, wenn sie mit einem solchen Geiste ausgestattet sind, wie Tieck die seinige ausgestattet hat; doch kann das nicht über den allgemeinen Grundsatz entscheiden.

§. 45.

Eine unmäßige Bewunderung ist von einigen Kritikern den „Wanderungen Franz Sternbalds" zugewendet worden, ja es ist wohl gar hier und da eine Stimme vernommen worden, man dürfe diesen Roman dem Wilhelm Meister gleich setzen. Wir können hier keinesweges beistimmen, obwohl wir im ersten Theile, der größtentheils von Wackenroder herrührt, manche sehr lobenswerthe Parthien finden, so wie überhaupt das Leben der altdeutschen Maler und ihr Verhältniß zu der Kunst und dem Vaterlande mit reger Fantasie aufgegriffen und mit Sinnigkeit dargestellt worden. Dennoch ist die ruhige Klarheit des Styls im Goethe keinesweges erreicht, sondern nur mit

sichtbarem Fleiße nachgeahmt worden, und das tiefe ursprüngliche Leben fehlt. Auch die schönsten papierenen Wolken thauen nicht, auch die schönsten papierenen Blumen duften nicht.

Noch weniger Lob können wir dem zweiten Theile bringen, in dem das feurig blühende Künstlerleben unter Italischem Himmel geschildert werden sollte, denn hier ist nicht selten statt Regsamkeit, Flatterhaftigkeit, statt tiefes Lebens eine in Fantasien verschwimmende, kaum halb gestaltende Fantasie gegeben worden. Dazu kommen noch die größeren Prätensionen, mit denen dieser zweite Theil auftritt, und einzelne Scenen, die weder dem sittlichen, noch ästhetischen Gefühl zusagen mögen, und deshalb schlechthin zu misbilligen sind, so daß wir in diesem Werk nicht viel mehr als einen potenzirten Lovell antreffen können.

§. 46.

Wie rein und still und mächtig tritt dagegen Genoveva auf, wie schön ist hier Heiligkeit mit Liebe und zarter Naivetät verschmolzen, und wie nothwendig war diese Verschmelzung, da ohne sie die Heiligkeit wohl nur unpersönlich kühl und physiognomielos würde ausgefallen sein. In diesem Gemälde, so wie in dem des Golo, hat sich Tieck auf immer als Dichter gezeigt, und keine Zeit kann ihm den Lorbeer rauben, den er hier errang. Dann möge immerhin getadelt werden, daß das Stück in der Mitte ein wenig locker und breit aufzutreten scheint; dem kann der Dichter, falls er es einräumt, leicht abhelfen, ja sogar das Werk für die Bühne selbst eignen. So sehr wir aber das Tiecksche anerkennen, so dürfen wir doch des trefflichen Vorgängers, des Malers Müller, nicht vergessen; ja wir

möchten selbst die alte Puppenkomödie von dem Leben und dem Tod der heiligen Genoveva anführen, die troß aller Unbeholfenheit in der Anlage, und ungeachtet ihres fast starren Dialogs, dennoch einige Aufmerksamkeit verdient, leider aber nie gedruckt worden ist.

§. 47.

Bei so großer und rascher Productivität, die selbst die Gegner in billiges Erstaunen setzen mußte, war ein späterhin eintretendes sieben- bis achtjähriges Stillschweigen des Dichters nicht ohne trübbefremdenden Eindruck, ein Gefühl, das durch die Nachricht von der Krankheit des Dichters noch erhöht werden mußte. Sehr belohnt wurde indeß dieses Warten, durch die Herausgabe des alt-englischen Theaters, das über Shakspear und sein Zeitalter ein neues und bis dahin nur halb geahndetes Licht verbreitete. Dann folgte die Sammlung früherer Werke, mit neueren verbunden, im Phantasus, und die ersten beiden Theile des deutschen Theaters. Bei dem Phantasus wollen wir nur erinnern, da das gerechte Lob der Novellen und Schauspiele bereits gegeben worden, daß einigen Mitgliedern der trefflichen Gesellschaft, in deren Mitte so viel Schönes und Geistreiches zur Sprache kommt, doch wohl eine genauere Zeichnung zu wünschen gewesen wäre, und daß das Gespräch zu lange bei der Bühne verweilt und zu häufig auf dieselbe zurückkommt.

Bei dem alt-deutschen Theater bedauern wir sehr, daß Tieck sich nur auf gedruckte Werke beschränkte, und daß ihm jene alten Handschriften, die sich in den Händen der Puppenspieler befinden, unzugänglich geblieben sind. Ich verhehle nicht, daß ich von diesem Werke mehr erwartete, als ich fand.

§. 48.

Ueber die Kritik, welche Tiecks Werke in Deutschland erfuhren, ist größtentheils nur wenig Gutes zu sagen. Da sich seine Schriften nicht im Halbschlummer lesen und beurtheilen lassen, auch wohl beim bloßen Blättern klar genug wurde, daß hier ein für alle Philisterhaftigkeit höchst gefährlicher Geist hause, so wählten die Meisten zuvörderst das gemächliche Nicht-Notiz-nehmen; doch ward man endlich durch Schlegels Beurtheilung in der A. L. Z. und dem Athenäum aufgestört, und kämpfte nun, oft mit recht häßlichen Waffen, gegen den jungen Mann, der es sich einfallen ließ, so ungenirt und lustig mit der halben Welt sein Spiel zu treiben. Hätte er früher ein hebräisches Lexicon geschrieben, oder eine Moral nach Kantischen oder auch anti-Kantischen Grundsätzen, oder ein hydraulisches, hydrostatisches, optisches oder überhaupt ein von gelehrten Citaten starrendes Werk, oder aufgeklärte Predigten ohne Bibel, so hätte es noch hingehen mögen; aber so, wie er es trieb, gleich nach ein paar Romanen zu so gefährlichem Necken und Scherzen überzugehn! das schien denn doch kaum verzeihlich, und man schalt sehr grimmig platt auf den Mann ein, der so harmlos spielen wollte. Sollte deshalb jemand wissen wollen, wie weit es gewisse deutsche Kritiker in der Rohheit und Gemeinheit gebracht haben, der lese unter andern die Tieck betreffenden Artikel in der deutschen Bibliothek nach, und er wird sich mit gerechtem Schauder gestehen müssen, daß hier etwas an das Maximum Streifendes geleistet worden ist. Aber auch sonst von andern Kritikern ist nicht selten mit Leichtsinn über Tieck gesprochen worden, so wie denn überhaupt die Dichterwerke, in denen manches nur leicht hingetändelt zu

sein scheint, den leichtsinnigsten Beurtheilungen ausgesetzt zu sein pflegen.

§. 49.

Ein wenig betrübend ist sogar das Urtheil in Goethes Blättern über die Kunst am Rhein und Main, wo Tiecken eigentliches Studium der Kunst und Kunstkenntniß überhaupt abgesprochen wird, was in Beziehung auf den Sternbald einigermaßen Statt haben mag; in Beziehung aber auf so manche andere Werke des Dichters unmäßig und hart erscheint, weshalb wir auch kaum glauben können, daß es von dem theuren Meister selbst komme, der ja stets die höchste Strenge mit der höchsten Milde vereinte *)

Desto freundlicher sind die Urtheile von Jean Paul. So rühmt er ihm nach, im Sternbald (II. S. 306.) eine fast Shakspearische, humoristische Fantasie über die Fantasie gegeben zu haben, und erklärt die üble Aufnahme seiner Werke bei so Vielen aus dem schlimmen Umstande, daß der romantische Geist, diese poetische Mystik, niemals im Einzelnen aufzufassen und fest zu bannen ist, und gerade die schönsten romantischen Blüthen bei der Volksmenge, welche für die lesende die schreibende richte, einem thierischen Betasten und Ertreten ausgesetzt sei. Man bewundere (oder vielmehr man habe von jeher bewundert) gar manche platte und verrenkte Schriftsteller als Humoristen, während Tiecks wahrhaft poetische Laune wenig gesehen würde, bloß weil ihr Leib etwas beleibter und weniger durchsichtig sein könnte.

*) Und so verhält es sich auch; das Urtheil ist nicht von Goethe.

Wo solche Urtheile auftreten, wird Tieck keines Trostes für die früher erlebten ungünstigen bedürfen *)

§. 50.

Wackenroder, geb. zu Berlin 1769.

Dieser früh geschiedene Jüngling hat sein Gemüth nur in sehr wenigen Schriften aussprechen können, denn außer den Einzelnheiten, welche im ersten Theil des Sternbald und in den Fantasien über die Kunst von ihm enthalten sind, ist nur ein einziges Buch von ihm vorhanden, das im Jahr 1797 unter der Aufschrift „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" erschienen ist. Dennoch

---

*) Dennoch bleiben sie sehr traurig-wichtig für die Culturgeschichte, und ich setze deshalb ein Wort von Jean Paul hieher, dem ich die beste Beherzigung wünsche: „Vorleser dieses blättert sich zuweilen in gelehrten Zeitungen sehr zurück; wie wurden sie ganz zu politischen und zu Nichts, und die Zeit fodert von der Zeitung den Namen zurück. Nicht nur als Geschichte des fortschreitenden, wenigstens fortgrabenden Geistes, sondern auch als Lehre und Vorbeschämung kühner Urtheile über kühne Geister wünscht' ich oft auch eine Sammlung der früheren kritischen Urtheile über unsere jetzo berühmten Schriftsteller gemacht, welche man aussprach, ehe, ja als sie berühmt wurden. Wie wurden nicht im 6ten und 7ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts Herders zu breit ausgespannte Flügel mit schwerem Koth beworfen, damit er belastet tiefer am Boden hinstreiche! So sollte es mir auch wohl thun, in der vorgeschlagenen Chrestomathie z. B. das Urtheil der neuen Bibliothek (B. 23. S. 54. u. s. w.) der schönen Wissenschaften wieder gedruckt zu lesen, daß Goethe kein Dichter sei und den hohen Namen nicht verdiene; — oder das Urtheil in der allgemeinen deutschen Bibliothek (ich bürge für dessen wirklichen Stand auf der Blattseite mit der graden Seitenzahl) daß Wieland endlich doch, als Schwabe, im 40sten Jahre werde klug werden. — Ueberhaupt wäre eine Sammlung von den nur in einem Jahrzehend öffentlich gefällten Splitterrichtersprüchen und unrechtlichen Erkenntnissen sammt den höheren Sprüchen Rechtens, in so fern sie große Schriftsteller betreffen, die beste Geschichte der Zeit, nämlich der literarischen." (S. Vorschule der Aesthetik, Abth. III, Aufl. 2. S. 811 ff.)

hat er auf eine ausgezeichnete Weise gewirkt, denn er war ein zwar zart-kränklicher, doch ursprünglicher Geist, der gewissermaßen nur Eines will und eben deshalb dies Eine mit aller ihm möglichen Kraft durchzusetzen strebt: die Zurückführung unserer Kunst, insonderheit der pittoresken, auf das Altdeutsche, dessen Wesen und Geist er besser auffaßte, lebendiger darzustellen wußte, als die meisten vor ihm vermocht hatten.

Es ist im zweiten Heft von Gothe's Leben und Kunst am Rhein und Main mit einem großen Aufwand von Literatur- und Geschicht-Kenntniß gezeigt worden *), wie so manche Bestrebungen bildender Künstler während der letzten zwanzig Jahre sich an dieses Buch knüpfen, was jedoch wohl größtentheils wider Wissen der Bildner geschehen sein mag, da, so viel mir bekannt, das Buch wohl nur wenig gelesen worden.

§. 51.

Dennoch möge es sich immerhin so verhalten, wie es in jenem Heft höchst misbilligend auseinander gesetzt wird; der Trost, dünkt mich, will doch nicht ganz gebrechen. Der deutsche Genius, dem nur wohl sein kann, wenn er sich in das Christenthum vertieft, kennt eben deshalb auch keine Schönheit als die vom Geist und Gemüth ausgehende, die wir nur sehr schwach bezeichnen, wenn wir sie interessant nennen, und die wir eben deshalb weit höher zu stellen haben, als wir das Interessante zu stellen pflegen. Daher kann es wohl kommen, daß wir nicht selten die sinnliche Natur und das Fleisch vernachlässigen, da wir nun einmal nicht an beiden Tafeln zugleich genießen

*) Es ist derselbe bereits bei Tieck angeführte, nicht von Goethe selbst herrührende Aufsatz.

können und nicht Heidenthum und Christenthum vereinigen dürfen und nicht wollen. Die pittoreske und die plastische Kunst gehört überhaupt, um es nur gerade heraus zu sagen, mehr den Griechen an als uns, so wie im Gegentheil Poesie und Musik das eigentliche Wesen des christlichen Künstlers bilden. Diesem bleibt deshalb bei der Behandlung der sogenannten bildenden Künste als das Sicherste, sie in das Musikalische oder Rein-Dichterische zu versetzen, und so sich anzueignen.

So erscheinen mir die Werke der herrlichen Italienischen Maler als die reinste und zarteste Musik, während in den besseren altdeutschen Bildern eine reine Poesie, die ich die ethische oder tugendhafte nennen möchte, vorwaltet. Der altdeutsche Maler erkennt gewissermaßen nur Auge und Gesicht als würdig gemalt zu werden, weil sie den tiefen Geist anzudeuten oder auszusprechen vermögen. Höchstens ist ihm dann noch etwa die sichtbare Hand als milde Geberin oder kräftige Abwehrerin bedeutend. Der übrige Körper ist ihm nur als etwas Nothwendiges vorhanden, und, abgerechnet, daß er überhaupt mit den Ergebnissen der Anatomie unbekannt geblieben, erscheint er fast zu vornehm-keusch, um sich sonderlich um den Leib zu bekümmern.

§. 52.

Daher jene so oft gerügten Misformen einzelner Theile, jene längliche Magerkeit, jene Eidexengestalten, oder wie sich sonst der mittelmäßige, jeglichem nahe vor den Füßen ligende Witz geäußert. Mir ist es noch jedesmal gelungen, mich durch dergleichen ungenügende Einzelnheiten durchaus nicht stören zu lassen, ja ich verhehle nicht, daß ich für das einzige Antlitz des weltrichtenden Christus auf dem Danziger Bilde fast sämmtliche gemalte Leiber

(obwohl auch ich, wie billig, manche derselben herzlich liebe) willig und gern hingebe.

Was soll aber nun der neu-deutsche Maler thun? Soll er sich zum altdeutschen zurückleben? Das sei fern und wird auch wohl fern bleiben, ohne daß wir sehr darum zu sorgen brauchen, da die Erfindung des Zurücklebens nicht zu Stande gebracht worden ist, und nie zu Stande gebracht werden kann. Er soll, denke ich, ein Christ bleiben und ein Deutscher, dann wird ihm wohl von selbst das Tief-Erfreuliche und Edle in der altdeutschen Malerkunst aufgehen, und er wird der vielen Reden über die allerdings Statt findenden Fehler derselben schwerlich bedürfen, da diese ohnehin ziemlich leicht einzusehen und zu vermeiden sind. Wir dürfen dabei einige Gemüthsruhe walten lassen.

§. 53.

Friedrich Freiherr von Hardenberg, (Novalis), geboren am 2. Mai 1772, auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld. Er lebte in dem reinen Elemente, welches eine edle, engverbundene Familie, die nur dem Guten und Schönen lebt, um sich zu verbreiten pflegt, zeigte aber als Knabe wenig Anlage, war kränklich, lebte still für sich hin, und fand im Mittelpunkt seines Wesens nur eine unendliche Liebe für seine Mutter, bis endlich eine spätere höchst schmerzliche Krankheit, die nur durch gewaltsame Reizmittel gehoben werden konnte, seinen Geist aus dem Schlummer weckte. (Doch möchte ich kaum Schlummer nennen, was vielleicht nur Traumeslust war.)

Ludwig Tieck, der uns diesen Umstand erzählt, überläßt es ohne Zweifel dem Leser, weiter darüber nachzudenken; und so wird er mir vielleicht verzeihen, wenn ich glaube, daß Novalis eigentlich immer krank geblieben sei.

Damit nun das nicht misverstanden werde, so sei verstattet, hier zwei wohlgemeinte Andeutungen zu wiederholen; die ich bereits in meiner Latona gab. (Thl. I. Seite 19, und Thl. II. Seite 250.)

„Man hat es den besseren neueren Dichtern oft zum Vorwurf gemacht, daß ihr Leben sich früher verzehre als das der Alten, und daß sie auch während ihres kurzen Lebens sehr häufig mit der Krankheit zu ringen hätten, die den Griechen sehr selten oder nie erfaßt habe. Ich, der ich mich wahrhaft modern fühle, und mich dessen rühme, möchte hiebei bloß fragen: Ist es nicht oft unendlich leichter, sich gesund zu erhalten, als mit Freiheit krank zu sein? Kannten nicht auch die Alten wenigstens historisch eine „göttliche" Krankheit? Ist sie es nicht, die wir als einen Tribut abtragen an die Naturnothwendigkeit, daß sie uns verstatte frei zu sein? Fühlen wir nicht in ihr die Zugluft hinter den Pforten der Ewigkeit her? und fühlen wir uns nicht innerlich gestärkt und geheiligt durch dieses Anwehen?"

Was den früheren Tod der meisten modernen Dichter betrifft, so möchte es wohl ein wenig gemein erscheinen müssen, das Leben zu berechnen nach den Tagen des Kalenders oder mit dem Taufschein in der Hand.

„Es ist vielleicht unter allem Schweren das Schwerste, eine Jahre lang fortdauernde Krankheit rein poetisch zu nehmen, und sich in derselben stets mit innerem und äußerem Anstand zu betragen. Wir zweifeln, ob es in der ganzen alten Welt irgend einen Virtuosen im Kranksein gegeben, und glauben sogar, daß selbst die Tugend eines Sokrates oder Epaminondas bei einer solchen Aufgabe nicht würde ausgereicht haben. Jene Tugend ist eine rein

moderne, die, wie so manches Vortreffliche, lediglich durch das Christenthum möglich geworden ist, welches besonders derjenige gewiß nicht vergessen wird, der es am weitesten darin gebracht hat. Deshalb wird denn auch Ruhmredigkeit fern bleiben.“ *)

---

§. 54.

Möge aber auch Novalis wieder gesund geworden sein; das, was ihm die Krankheit bot, konnte oder wollte er gewiß nie abstreifen. Sie gab ihm wissenschaftlichen Witz und combinirenden Scharfsinn, (doch blieb Humor ihm fern und fremd) Gefühlsepigrammatik und mystische Flammen im religiösen Tiefsinn.

Es ist über Novalis schon so häufig und nicht selten auch mit so viel Liebe gesprochen worden, daß uns nur

---

*) Indem ich bei der letzten Revision meines Buches auch Novalis Fragmente noch einmal durchgehe, finde ich nach der Bemerkung, es sei ein bedeutender Zug in vielen Mährchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich werde, auch ein anderes Unmögliche möglich wird, folgende Erläuterung: „Z. B. ein Bär soll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblick, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geschähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Mensch das Uebel in der Welt lieb gewönne; in dem Augenblick, in welchem ein Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendste Wollust in seinen Armen, die höchste positive Lust durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Synthesis sein? Je fürchterlicher der Schmerz, desto höher die darin verborgene Lust? Jede Krankheit ist vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweier Wesen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Mensch enthusiastisch für Krankheit und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Wesen ansehen. Fängt nicht überall das Beste mit der Krankheit an? Halbe Krankheit ist Uebel, ganze Krankheit ist Lust, und zwar höhere.“ — (S. Novalis Schriften, dritte Aufl. Thl. II, S. 249.)

wenig hinzuzusetzen übrig bleibt. Sein Gemüth war in einem ewigen Streben nach Harmonie, und so ahndete er zuletzt die Ursonne, in der alles Eins ist, und in welcher sich die scheinbar vereinzelten Stralen wieder versammeln. Einem solchen Gemüth begegnet selbst das Feindliche nicht mehr feindlich, und, da es sonst fast komisch oder lästig ist, wenn untergeordnete Naturen mit den höheren vertraulich umgehen wollen, so ist es im Verhältnisse zu ihm nicht nur erfreulich möglich gewesen und noch möglich, sondern es erscheint sogar als nothwendig, worüber selbst einige Lebensbeschreibungen des Verewigten, in denen auch wohl die Urtheile einiger heterogenen Männer über ihn angeführt werden, die Belege geben. Nur Wohlgesinntheit im Allgemeinen verlangte sein edles Gemüth, und diese kann dem mit Liebe Suchenden nie verborgen bleiben.

Dies gilt von ihm und seinen Werken, die Eins sind, bis heute.

§. 55.

Dieses Streben nach universeller Bildung, diese Einheit in der Gesinnung, dieser synthetische Geist spricht überall in seinen Schriften; ja er wagte sogar auf diese Grundlage einen Roman zu bauen, in welchem vielleicht das Höchste gewollt worden ist, was jemals in einem deutschen Roman des achtzehnten Jahrhunders hat gewollt werden können. Dieser Heinrich von Ofterdingen ist bekanntlich nicht vollendet, was man von jeher sehr bedauert hat; ich meine jedoch, daß er überhaupt nicht vollendet werden konnte, indem hier Manches zur Sprache gebracht werden sollte, was überhaupt die Sprache flieht, und selbst mit dem schönsten Wort sich nicht frei vereinigen läßt, weshalb auch schon manche tiefe Mystiker der Deutschen, z. B. Jacob Böhme, bei manchen nur halb aussprechbaren Sätzen

den Leser auf die Zeit hinweisen, wo wir mit Engelzungen reden werden.

Das Klarste, was Novalis selbst über das innere Wesen seines Buchs gesprochen, scheint in folgenden Zeilen zu liegen, die in einem der Schlußkapitel des Ofterdingen eine Stelle finden sollten:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

§. 56.

Auf diese Weise mußte er nothwendig, selbst in dem was von dem Roman bereits vor uns liegt, auf manche Stellen kommen, wo das Wort entweder nur lallt oder ganz versagt, wie ein Gewehr, in dem der Schuß zurückbleibt, oder, was das allerschlimmste ist, zuweilen wohl gar Gefährliches und Irriges spricht, während im Gemüth nur Liebe und Wahrheit standen, die bezeichnet werden sollten.

In dieser Beziehung ist er der Gegensatz von Goethe, dessen durchaus klare, gesunde und dauerhafte Natur das Darstellbare rasch ergreift und mit Liebe und Genauigkeit bis an's Ende durchführt. Novalis hat das selbst sehr wohl gefühlt, und mit scheinbarer Härte von dem natür-

lich-ökonomischen Geschmack, der durch Verstand zu einem erworbenen edlen werde, gesprochen. Es sei klar, daß es Goethe's Neigung sei, eher etwas unbedeutendes ganz fertig zu machen und ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. — Was dann folgt über Wilhelm Meister, als dessen Geist künstlerischer Atheismus angegeben wird, setzen wir als bekannt voraus, und, wenn wir das Wort „unbedeutendes" und den eben genannten sehr übel gewählten Ausdruck abrechnen, so findet sich in dieser Beurtheilung manches, welches wirklich zutrifft: was uns jedoch in der Liebe für das Buch durchaus nicht stören kann, da es gewissermaßen nur das Räumliche und Zeitliche desselben andeutet. Für die Ungerechtigkeit, die dennoch übrig bleiben dürfte, hat er sich selbst genugsam und edel bestraft, indem er, wie uns Tieck erzählt, kein Werk so innig liebte und studierte als gerade den von ihm so streng beurtheilten Wilhelm Meister, eine Strafe, die allein sich für den vortrefflichen Mann eignete.

§. 57.

Aechte Fragmente oder Andeutungen sollen bekanntlich kleine Welten sein, Noten zum Text der Menschennatur oder auch nur des Zeitalters, Blitze, die eine Gegend des Wissens oder in der Welt des Gemüthes erhellen, und den großen Vorzug vor den Blitzen haben, daß sie nicht so schnell wie diese verschwinden. So sind fast alle Fragmente, die uns Novalis hinterlassen hat, wirklich; doch gestehe ich gern, daß einige mir fast ganz unverständlich sind, andere auf Umwegen und mit unendlicher Mühe suchen

was näher liegt, andere selbst mit Recht gefährlich scheinen, obwohl sie es für N. gewiß nicht waren. *)

Am freiesten von aller Manier sind seine Hymnen an die Nacht, und die meisten seiner geistlichen Lieder, (z. B. das unendlich reine und milde: „Wenn ich Ihn nur habe") in denen die Gediegenheit seines Sinnes sich in der mildesten Begränzung offenbart. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hat keinen geistlichen Liederdichter, der sich ihm vergleichen ließe; wohl aber das siebzehnte.

Er starb wie er gelebt hatte, ruhig, erhoben, ergeben und befriedigt, auch äußerlich umtönt von den Harmonien, die in ihm waren, am 25. März 1801 im noch nicht vollendeten neun und zwanzigsten Jahre seines Alters.

---

§. 58.

Der innige Verein dieser vier reichbegabten Männer wirkte auf die deutsche Literatur so mannigfaltig und mächtig ein, daß wohl begreiflich wird, wenn rasche Freunde und noch raschere Feinde gar bald von dem Beginn einer Schlegelschen Periode und Schule sprachen. Ganz beson-

---

*) Z. B. „die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, so muß er hülfsbedürftig sein."

„Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben sind ein ächt christliches Produkt. —"

Diesen und ähnlichen Sätzen, in welchen das Tiefwahre mit dem Uebertriebenen verbunden ist, wollen wir mit nichts anderm begegnen, als mit der aus der tiefsten Seele geschöpften Bitte: Lasset uns, um Christi willen, nicht weiser sein wollen, als Christus, von dem allein uns die Weisheit kommt.

ders zeigten sich die Feinde schnell fertig mit diesem Irrthum, da sie wohl hoffen durften, durch das bloße Wort „Schule,“ das der Menge unheimlich ist, Manche für sich bei diesem Kampfe zu gewinnen. Man glaubte die Denkfreiheit und die Willkühr in den Meinungen gefährdet, ohne zu bedenken, daß die Denkfreiheit von keinem lebendigen Menschen auf der ganzen Welt geraubt werden kann, und nur das einzige Schlimme dabei ist, daß so wenige sich dieser Freiheit wirklich bedienen, und wenn man sie ihnen auch verbriest und besiegelt in das Fenster hineinschieben wollte. Was aber die Freiheit hinüber und herüber und querfeldein zu meinen betrifft, so ist es sehr gut, wenn sie durch irgend ein Mittel, schmecke es auch ein wenig nach geistigem Terrorismus, unterdrückt wird, da ja kein Kräftiger sich wird irre machen lassen, sondern stets Gleiches mit Gleichem zu erwiedern im Stande ist.

Erklärlich ist es gar wohl, daß so manche Feinde auftraten, denn sie fühlten sich in ihrem ganzen Wesen angegriffen und verletzt. Alles das, was sie bisher für gut und vortrefflich gehalten, die Aufklärung, die nachlallende, mechanische Metaphysik, die ökonomische Poesie, die hungerleidenden Familiengemälde, denen man mit der größten Bequemlichkeit vom Parterre aus zusehen konnte, alles das und noch viele hundert andere sogenannte Säulen, an denen man sich bisher fest gehalten hatte, die sollten nun alle nicht mehr gelten, und wurden ohne Schonung niedergerissen.

§. 59.

Und wie schmählich verfuhr jene sogenannte neue Schule mit so manchen Herzenslieblingen der Mehrheit, z. B. mit Kotzebue, dem man doch schon so oft eine gute und leichte Herzensverdauung (verzeiht das Wort) ver-

dankte, und konnte man sich überhaupt darüber noch wundern, da selbst das höchste Ideal der Vergangenheit, Wieland, vor diesen seltsamen Männern nicht sicher war? Hätten die meisten dieser Feinde der neuesten Zeit nur ein wenig solide Selbstkenntniß gehabt, so würden sie wohl eingesehen haben, daß sie selbst durchaus nichts zu fürchten hätten, da an ihnen überhaupt nicht viel gelegen und deshalb auch nicht viel zu bekämpfen war. Nur eine bedeutende Stimme, welche Irrthum verbreitet, soll unterbrochen und bestritten werden; mit dem Nachhall sich zu beschäftigen, ist schon weniger der Mühe werth, und für den Nachhall des Nachhalls bleibt wohl schwerlich Zeit übrig.

Fragt man nun, wer diese Gegner waren, so erwähne ich namentlich mehrere Mitarbeiter an der allgemeinen Literaturzeitung, der deutschen Bibliothek und dem Freimüthigen.

§. 60.

Die Literaturzeitung hatte sich anfangs besonders mit Wilhelm Schlegel tief eingelassen, und verdankte ihm eine Reihe von geistreichen und anziehenden Recensionen, die auch von vielen Lesern mit rechtem Dank erkannt wurden. Als aber Schlegel anfing, ein größeres Aufsehn zu machen als herkömmlich ist, und, wie gesagt, als Haupt einer Parthei auftrat, schien sie sich in seiner überlegenen Nähe unheimlich zu fühlen, verletzte ihn, anfangs vielleicht ohne es zu wollen, späterhin geflissentlich, und hatte dann den Halbkummer und die Halbfreude, daß er öffentlich Abschied von ihr nahm. Der deutschen Bibliothek muß man nachsagen, daß sie in ihrem ganzen Leben niemals sich mit Kant, Fichte, Jacobi, Reinhold, Goethe, Schiller, Wieland, Schlegel, Tieck freundlich befaßt habe, sondern, mit

seltenen Ausnahmen, fast immer rein seelenlos, ideenlos, poesielos erschienen ist. Sie feierte deshalb ein wahres Freudenfest, als jener Bruch der überschwenglichen Männer mit der Literaturzeitung erfolgte, rückte dieser armen Zeitung ungroßmüthig und unzart vor, daß sie doch wirklich und wahrhaftig Kant, Fichte u. s. w. gelobt habe, was sich ohnehin nicht wohl ableugnen ließ, da es nun einmal unglücklicherweise mit abgedruckt war; gab aber einige Hoffnung zu verzeihen, wenn nur dergleichen Ungebühr hinfort nicht wieder geschehen werde. Sie selber aber setzte sich jetzt mit neuer Lust auf den alten literarischen Leiterwagen und schalt unsäglich auf alles Gefährlich-Neue in der Philosophie und in den schönen Künsten. Auf Gründe ließ sie sich natürlich gar nicht ein, an Witz fehlte es gänzlich, die Laune war zähe, und nicht unähnlich dem gewöhnlichsten Vogelleim; doch mit dem Unterschiede, daß sich damit nichts fangen ließ. Man war bloß grimmig, was eigentlich nicht sehr interessant ist.

§. 61.

Aber der Rüstigste war und blieb Kotzebue. Ihm geschah durch das Athenäum und dessen Fragmente, die sich scheinbar so leicht weglesen lassen, so wie nicht minder durch die harten Angriffe auf ihn selbst, die dort erschienen, eine wahre Wolthat; denn er hatte doch nun wieder einen Stoff, über den er erträglichen und unerträglichen Witz, wie es gerade fiel, auslassen konnte. Er schrieb deshalb in der größten Eil den hyperboreischen Esel, eine Posse, die wirklich das Witzigste ist, was jemals gegen Schlegel erschienen; nur daß uns der Witz von einer ganz andern Seite genießbar erscheint, als Kotzebue es wollen wird. Er schildert nämlich in jenem Stück einen jungen Mann, der eben von der Universität kommt, dort sich

selbst verloren hat, und zu einer lebendigen Reihe von Schlegelschen Fragmenten geworden ist. Die seltsam-tolle, geistreich-verkehrte, wunderlich-witzige Person wird nun in ein Verhältniß mit ganz gewöhnlich platten und seicht weichmüthigen Menschen gebracht, die er wie ein stößiger Stier behandelt, wodurch nothwendig wahrhaft lustige Scenen veranlaßt werden müssen; nur daß man freilich, wie gesagt, auf eine ganz andere Weise lachen muß, als Kotzebue es haben will. *)

Dabei kam ihm jedoch gar sehr zu Hülfe, daß jene Fragmente allerdings manches sehr Irrige, Seltsame und auf den Kopf Gestellte enthalten, das selbst dem nicht wenigen, oft ganz in der Nähe stehenden Scharfsinnigen und Tiefen schadet, und nun vollends in dieser Verbindung zur Sprache gebracht, die Lacher auf Kotzebue's Seite bringen mußte. Es ist freilich etwas sehr Klägliches und Widriges um die meisten dieser Lacher und um dieses „auf die Seite bringen;" aber es war eben hier der Ort, dieses Widrige zu nennen.

§. 62.

Außer diesen berühmteren Gegnern gab es aber auch

---

*) So giebt es wohl kaum etwas komischeres und (ganz ohne Ironie) rührenderes als Folgendes: Die Mutter fürchtet, ihr seltsam unverständlicher Sohn werde wohl gar noch mit Selbstmord endigen, worauf dieser mit Gelassenheit erwiedert, auf das Athenäum sich steifend: „Der Selbstmord ist selten eine Handlung, meistens nur eine Begebenheit," u. s. w., was die Mutter, auf keine metaphysische Untersuchung sich einlassend, mit dem rührend-komischen Seufzer beantwortet: „Ach, es wäre für mich eine traurige Begebenheit."

Ich erinnere mich noch mit wahrer Freude an den Abend in Leipzig, (in der Michaelismesse 1799) wo dieses Lustspiel zum ersten-, leider aber auch zum letztenmal aufgeführt wurde. Vielleicht war sowohl der Schauder als das Lachen, welches durch das Stück erregt wurde, zu groß, um eine zweite Darstellung zu wagen.

noch einige, die ihre Feder lediglich in schlechtes Gift und schlechte Galle tauchten, und sich fast ein eigenes Gewerbe daraus machten, die Schlegel und die Schlegelsche Schule zu verfolgen. Einer darunter, der gleich anfangs fast als Kotzebue's literarischer dienender Bruder erschien, doch auch früher und später eigene Winkelboutiquen aufschlug, ja zuletzt sogar mit dem selbst gewählten Geistes-Oberhaupt schreiend zerfiel, hat es durch unbegränzte Wuth gegen gar manches Schöne zuletzt dahin gebracht, daß man seinen Namen in gebildeter Gesellschaft nicht füglich mehr nennen mag.

Dann folgte noch ein lustigeres Völkchen, das eigentlich gar nicht recht wußte, was es wollte, sondern bloß aufgefaßt hatte, daß das neue philosophisch-ästhetische Wesen einiges Unbequeme habe, und deshalb frisch darauf los schalt und witzelte. Es waren zum Theil Leute, die sich wohl hüteten, ihren Namen den Schriftchen und Aufsätzchen beizufügen, welche sie fliegen ließen, eine oft überflüssige Sorgfalt, da die meisten auch mit vollständig ausgeschriebenem Namen dennoch würden durchaus anonym geblieben sein.

§. 63.

Was endlich die polemische Taktik betrifft, deren man sich bediente, so ist sie historisch nicht unmerkwürdig und war etwa folgende. Wieland wurde unendlich erhoben, weil er witzig angegriffen worden war, Herder hatte das entsetzliche Schicksal, daß ihn manche rohe und mittelmäßige Leute für ihres Gleichen hielten, weil er, der Vortreffliche, in der finstern Stimmung seiner letzten Jahre mitunter etwas hart gegen die neue Zeit gesprochen, und Goethen brachte man ein sogenannt listiges Bedauern, daß er so oft unmäßig gelobt werde. Wie man sich gegen Schiller zu gebehrden habe, darüber war man nicht einig,

denn obwohl er jetzt als Kritiker fast schwieg, so war doch sein Graf von Habsburg offenbar zu fromm, seine Maria Stuart zu katholisch, seine Vorrede zur Braut von Messina zu literarisch-revolutionär und überhaupt der ganze Mann zu vornehm-bedenklich, als daß man ihm hätte recht trauen können. Allein er stand nun einmal da, als anerkannt vollendeter Liebling der Deutschen, und als König der Bühne, und so mußte ihm wohl mit langweiliger Schonung und Hochachtung begegnet werden.

Aber auch die Andern wurden sehr verschiedenartig behandelt. Bei Wilhelm Schlegel kam der üble Umstand in's Spiel, daß seine großen Sprachkenntnisse, sein Uebersetzertalent und sein leichter Witz gar zu auffallend waren, um ganz ignorirt werden zu können, und so mußte man denn schon ein Uebriges thun und das mitunter einräumen. Einige gingen sogar so weit, das ziemlich gern zu thun, theils weil sie, seltsam genug, eine leise Hoffnung hegten, ihn wohl noch gar auf ihre Seite zu ziehn, theils weil sie meinten, es werde doch den andern wehe thun, wenn er ihnen so offenbar vorgezogen werde: und dieses Wehethun könne durchaus nicht schaden. Es bekam ihnen aber diese Procedur übel, denn der störrige Mann erklärte allen diesen Leuten in der Vorrede zu Fichte's Biographie des Nicolai, daß er diese Gattung von Lob schlechthin nicht wolle, und ihnen nur vergeben könne, wenn sie von dergleichen Ungebühr abständen.

§. 64.

Novalis hatte gleichfalls ein seltsames Schicksal, und da sein zarter und tiefer, in den seltensten und schönsten Geheimnissen lebender Geist gar selten verstanden ward, so konnte ein fast endloses Gewühl von staubig verworrenen Scheltreden nicht fehlen, mit dem man während sei-

nes Lebens auf ihn eindrang. Er hatte jedoch — fast möchte ich sagen — den klugen Gedanken, sehr früh zu sterben, und nun veränderte sich mit einemmale sein Verhältniß zu den Kritikern. Die meisten Deutschen haben nämlich, wie ich bereits anderswo bemerkt habe, ein ganz ausnehmendes Mitleiden mit gestorbenen Leuten; besonders aber mit gestorbenen Schriftstellern, sie werden dabei ordentlich exaltirt, und es kommt ihnen dann auf einige lyrische Ausrufungen, ja sogar auf einige geweinte, geschriebene und gedruckte Thränen nicht an. So lange ein Autor lebt, muß er ein wenig kurz gehalten oder wohl gar einigermaßen geärgert werden, und es ist ihnen verdrießlich, wenn er sich zu keinem reellen Aerger bequemen will.

Was ihm Gott Schönes bescheert in der Poesie, möge es auch noch so sehr blühen, duften und erquicken, das wird bei seinen Lebzeiten meist ignorirt oder widrig kühl bekrittelt; aber über seinem Grabe da mag es duften und erquicken, das erlaubt man gerne. Ueber einem solchen Grabe werden selbst ganz kalte Naturen ein wenig warm, und sie sprechen dann wohl: Es war doch ein guter Mann, und er dachte in seinem ganzen Leben nur daran, uns Freude zu machen, uns, die er immer gar gern als Freunde betrachtete, obwohl es zuweilen kaum möglich war. Er hatte blutwenig Vortheil davon, was man so Vortheil haben nennt, doch mag er innerlich passable vergnüglich gewesen sein, hätten wir ihn nur öfter dazu kommen lassen. Nun er aber todt ist, wollen wir ihm vergeben, daß er so gut war, und so manches Schöne gab, und einen Lobeerkranz wohl an ihn wenden.

§. 65.

Selbst das Parasiten-Gewühl auf unserm Literatur-

theater wird dann ordentlich ernsthaft, und sucht den currenten Gesichtern einige Wehmuth beizufügen, ja es wird sogar wohl wirklich ernsthaft; aber die etwas Besseren, die nur leichtsinnig waren, und bloß dachten: „Wir können ja unsern Dank auch nach zwanzig Jahren noch abtragen," die fühlen jetzt mit tiefer Beschämung, daß sie leichtsinnig waren; und nun ist ihnen keine Blume und keine Thräne zu theuer für das geliebte Grab. — Wohl aber dann den guten und innigen Menschen, die den Dichter rein liebten im Leben; ihnen ist sein Tod wie sanfter Flötenhauch, und sein Grab eine würdige Stelle, die heiligsten Gelübde zu erneuern.

Ein solches Schicksal hatte Novalis nach seinem Tode; und, so widrig es auch ist, in der stillen Rührung, die mir der Gedanke giebt, schlechter Kritiker zu erwähnen, so muß ich doch als Literaturhistoriker zum Beleg hier anführen, daß selbst die deutsche Bibliothek ihn jetzt als einen Mann von großen Gaben pries, und gar nichts mehr davon wissen wollte, daß sie ihn früherhin für halb verrückt erklärt hatte.

§. 66.

Ganz anders ging man dafür mit Friedrich Schlegel um. Der war gesund und frisch, munter und guter Dinge, und wurde deshalb unendlich ausgescholten für so manches Vortreffliche, das er uns gegeben. Ja es fand sich eine Zeitung, in der unumwunden erklärt ward, er sei wahnsinnig, so wie man denn überhaupt mit diesem schauderhaften und heiligen Worte eben nicht sehr sparsam ist, da es ja bekanntlich nicht mehr Hauch und nicht mehr Dinte kostet als andere gute Worte. —

Ueber das schlimme Schicksal Tiecks ist bereits oben gesprochen worden; doch werde hier zum Beleg die Recen-

sion seines Octavianus in der deutschen Bibliothek angeführt, in der sich die Rohheit ein ordentliches Fest gegeben und sich selbst ein Lebehoch gebracht hat.

Daß es übrigens auch sehr wackere und rechtliche Gegner dieser sogenannten Schule gab, bedarf wohl kaum der Erwähnung, denn wie wäre es anders möglich in unserm lieben rechtlichen Deutschland? Und gab nicht diese Schule zu manchem sehr gerechten Tadel wirklich Anlaß? In gewissem Sinne und in mancher Hinsicht kann man sogar Goethe und Schiller als Gegner anführen, sehr bestimmt Herder, theilweise F. Jacobi und Jean Paul, und tiefer unten, doch immer noch sehr der Beachtung werth, Huber u. a. Allein die Gegnerschaft war bei diesen Männern doch nur eine bloße Nebensache, die sie auch nur als solche ansahen, so wie überhaupt der, der sich des Positiven im Innern bewußt ist, das Polemischverneinende nur als etwas, auch in der reinsten Laufbahn zuweilen mit Vorfallendes, und deshalb Nothwendiges, nie aber als etwas Hauptsächliches betreibt.

§. 67.

Gehen wir jetzt zu den Freunden jener Schule, so finden wir hier, im Allgemeinen gesprochen, manche recht talentvolle junge Männer, manche sehr mittelmäßige und manche sehr geistesärmliche. Auf manche Naturen wirkt ein neu aufblühender Frühling fast berauschend, besonders wenn noch viel Nordstürme und Nachtfröste dazwischen hineinfallen; andere Nervenkranke, die sich den Winter hindurch leidlich befunden, fühlen sich dann seltsam aufgeregt und matt zu gleicher Zeit, ja es mag selbst erlaubt sein, hier an den nicht unbedeutenden Umstand zu erinnern, daß das Hineinschauen in die Frühlingssonne, nicht selten ein heftiges — Niesen bewirkt, was dem, so es begegnet,

wohl angenehm sein mag, den Zuhörern aber doch mitunter lästig fällt. Jene Berauschung nun, jene mit Mattigkeit verbundene Heftigkeit und jenes Niesen wurde nicht selten für etwas sehr — poetisches angesehen, und es sprach sich etwas Aehnliches in vielen polemischen Kritiken und einigen Schöpfungen aus, die von dieser Seite her gegeben wurden.

Die Kritik wurde bald höchst einfach, aber auch oft höchst mechanisch. Zuvörderst wurde das Kind mit dem Bade umgeworfen, und fast das gesammte Streben der letzten funfzig bis sechszig Jahre für einen schmählichen Irrthum erklärt. Man ging dabei mit den allerschlimmsten Worten sehr freigebig um, und solche, wie: roh, gemein, platt, matt, abscheulich, entsetzlich langweilig u. s. w. rasselten wie rostig-stumpfe Schwerdter an einander. Dagegen wurde Goethe mit einem Weihrauch umqualmt, durch den ihn die erhitzten Qualmenden zuletzt kaum mehr sehen konnten.

§. 68.

Dieser letzte Umstand gehört mit zu dem eigentlich Traurigen jener Zeit, denn manche jener trunkenen Jünglinge hätten sonst wohl wegen anderweitiger löblicher Gesinnung und Kraft verdienen mögen, den herrlichen Meister wirklich zu sehen; da sie aber gleich von vorn herein mit heftiger Vergötterungssucht anfingen, so konnte das keine gute Mitte gewinnen und kein ersprießliches Ende nehmen. Goethe selbst, dessen Kunstleben „faltenlos und leuchtend" ausgebreitet war, konnte weder Vortheil noch Schaden dadurch gewinnen; doch mußte freilich ihm, dem besonnenen, mäßigen, stets auf der feinen Linie der Grazie wandelnden Künstler, der wilde Lärm, der

um seinen Namen herum tobte, unerfreulich genug sein, wenn er überhaupt Notiz davon nahm.

Jene schreienden Leute glaubten indeß festiglich, nicht bloß Recht, sondern wahres Ueberrecht zu haben, und gebehrdeten sich überhaupt sehr stolz, übermüthig und mit wahrer Herzenslust grob, wobei ihnen ein zu rasch gesprochenes Wort Friedrich Schlegels von göttlicher Grobheit scheinbar zu Hülfe kam. Das Schlimmste aber war, daß bei dieser Grobheit mitunter auch gar schlimme Dürftigkeit waltete und einige der Vorlauten fast im Ernst nur Eine Antwort hatten, so wie der lustige Rath in Shakspears „Ende gut alles gut" im Scherz vorgiebt, nur Eine zu haben, die ihm aber immer aushelfe. War sie gleich bunter, als die, mit der die edle Gräfin von Roussillon in dem genannten Stücke ergötzt wird, (O Lord, Sir) so war sie doch oft nicht viel geistreicher.

§. 69.

In die gelesensten kritischen oder allgemein ästhetischen Blätter gelangten sie nur selten mit ihrem Schwefel-Feuer und Dampf-Worten, denn dort hausete noch meistens die alte starre Nüchternheit und wehrte den Eingang; desto mehr aber legten sie sich auf mündliche Rede, und das gesellige Leben ward nicht selten durch sie fast feindlich angeregt. Oft hätte man manchen von ihnen mit Benedikt in „Viel Lärmen um nichts" nachsagen dürfen: Nay, mock not, mock not. The body of your discourse is sometimes guarded with fragments, and the guards are but slightly basted on neither: ere you flout old ends any further, examine your conscience; and so I leave you (O spottet nicht, spottet nicht. Der Stoff euers Gesprächs ist oft mit Lappen verbrämt, und die Verbrämung ist nur sehr schwach angeheftet. Ehe ihr die

Leute weiter neckt mit Altflickerei, prüft euer Gewissen; und somit Gott befohlen.)

Shakspear, der ächte Prophet, scheint jede Art und Unart der Menschen gekannt zu haben, und so dürfte sich hier die Anführung zweier Worte von ihm, schnell hinter einander, gar wohl rechtfertigen.

Doch ist auch nicht zu leugnen, sondern mit Lob zu erwähnen, daß einige unter ihnen manchen stehenden Gesellschaftssumpf zu salzen, oder wohl gar in einen fließenden Strom zu verwandeln vermochten. Die Menschen waren doch wieder angeregt und lebendig geworden, und das ist immer schon mit Dank zu erkennen. Selbst daß hie und da einige geärgert wurden, mochte hingehen, da man lange genug träg gewesen war.

§. 70.

Uebel im Ganzen stand es mit den eigenen Schöpfungen dieser sogenannten Schule, und wenn etwa ein ehrlicher alter Mann die Rede an sie richtete: „Und ihr, die ihr höchstens die Achsel zuckt bei dem Namen Gellert, die ihr Klopstock nicht mehr leset, Wielanden sämtliches Talent absprecht, und Schillern fast nur noch als Goethes Schützling schont, die ihr stets vornehm und unzufrieden ausseht, was habt ihr uns außer den Worten, die wir nun bereits zur Gnüge vernommen, für Werke zu geben?" so hatte man in der Regel leider wenig mehr zu überreichen als Sonette und wieder Sonette, assonirende Gedichte und Uebersetzungen aus dem Spanischen, Italienischen und Portugiesischen, wobei selten mehr zu loben war als Sprachkenntniß, obwohl man viel mehr gewollt hatte.

Wir haben hier etwas sehr Trauriges ausgesprochen, aber es ist der Wahrheit völlig gemäß, wenn wir die Sel-

tenheit wahrhaftiger Produktionskraft, und der Werke langathmiger Begeisterung, zu deren Vollendung eine Reihe von Monaten und Jahren und nie ermüdender Geist und Fleiß gehören, zu den schlimmsten Zeichen jener Zeit rechnen. Man wollte im Fluge groß und unsterblich werden, aber man erflog meist nichts Sonderliches. Einige waren in steter Nachahmerei befangen, und befanden sich so wohl dabei, daß selbst eine viel zu feierliche Beschwörung „bei den Wunden des Herrn“ (in dem Gedicht: Apollo Musagetes) nichts ausrichten konnte.

Nicht minder ist hier das große Uebel der Ausländerei im Geschmack, anzuerkennen. Zwar äußerte es sich jetzt ganz anders als im achtzehnten Jahrhunderte, wo es fast nur eine französische Spielerei war. Jetzt war es gründlicher, vielseitiger, vielleicht aber auch noch gefährlicher. Mit Voltaire, Corneille und Racine konnte jetzt Gottlob niemand mehr Aufsehen machen, obwohl sie noch oft genug vorkamen; dafür aber übersetzte man so ziemlich aus sämtlichen Europäischen Süd- und Westsprachen; doch hatte die Spanische die Oberhand, und es gab Jahre, wo unsere schöne Literatur theilweise als eine bloße, sehr artige Kammerfrau der spanischen Poesie auftrat. Möge der letztern stets innige Achtung bleiben; aber auch nicht mehr.

§. 71.

Was bei diesem Irrthum Gutes waltete: die Honig sammelnde Bienen-Natur, die Uebersicht der literarischen Verhältnisse Europa's, die Gründlichkeit mit der man strebte, das alles liegt offen da; aber auch der Schaden: das Entfremden von ächt-deutscher Natur und Kunst, das Verkennen des mütterlichen Bodens, aus dem allein das

für uns Rechte und Nothwendige erwachsen kann. Lieben sollen und dürfen wir jedes Schöne einer fremden Literatur; aber, lasset das ehrliche sehr alte Wort gelten, (ich glaube, schon Montaigne sagte Aehnliches) heirathen soll der Deutsche nur die deutsche Literatur.

Wie selten aber wurde jetzt an Deutschland gedacht, wie noch seltener an Deutschland als Staat und in Beziehung auf die andern Staaten. Die Theilnahme an der französischen Revolution und die Liebe für Frankreich hatte in unserm Vaterlande Gottlob fast überall abgenommen, und man schien einzusehen, daß die neuern Franzosen, trotz aller pomphaften Worte, nichts weiter seien als eine neue mit neuen Druckfehlern vermehrte Auflage der längst bekannten alten Franzosen, die seit drei Jahrhunderten, eine Rolle in der Geschichte gespielt haben, bei der niemand klatschen konnte, als die Spieler selbst. Mit dem Irrthum, daß von dort aus irgend etwas Gutes für uns erwachsen könne, hatte es ein klägliches Ende genommen, und während man bereits die Niederlande, Holland und das linke Rheinufer in französischen Händen sah, hatte man sich zum Theil schon daran gewöhnt, die Franzosen als die Feinde anzusehn, die gelegentlich über den duldenden Rheinstrom hinüber hüpfen und das südliche Deutschland verwüsten. Aber Norddeutschland war ja stets ruhig nnd unangetastet geblieben, und jetzt hatte man ja Frieden in Deutschland, erkauft durch die Abtretung des linken Rheinufers. Es ist schmerzlich zu erzählen, daß diese über alle Maaßen traurige Abtretung, die bekanntlich selbst der consequenteste Franzose, Ludwig XIV, den halb verbluteten Deutschen niemals hatte abpressen können, jetzt im Allgemeinen nicht mehr für sehr schmerzlich gehalten, sondern als eine leidliche Begebenheit betrachtet wurde, in

die man sich wohl finden könne, und die gar leicht zu verschmerzen sei.

§. 72.

Wenige nur, in so weit ich nach den damals gedruckten Schriften und anderweitigen Erfahrungen schließen darf, Wenige nur erkannten die ganze Größe jenes Verlustes und die Schmach desselben. Die meisten wählten die höchst undeutsche Parthie des Leichtsinnes, und wollten nicht daran denken und nicht davon reden. Man hatte sich nun einmal in den Hoffnungen auf Frankreich gänzlich geirrt, und wollte an den Irrthum nicht mehr erinnert sein. Die edle und wahrhaft männliche gesellige Wissenschaft der Politik war fast aus allen Kreisen der Deutschen verkannt, ja es galt in den meisten Gesellschaften für ein Zeichen der Ungebildetheit, wenn jemand an die Verhältnisse des Vaterlandes erinnerte. Bei weitem interessanter fand man die Berathungen, ob der gestrige Bayard die Rolle gut gelernt und glücklich aufgefasst habe, und ob die vorgestrige Königin der Nacht bei der letzten Bravourarie nicht doch ein wenig heiser geworden sei, wogegen dann wieder andere mit großem Eifer sich des angegriffenen tadellosen Ritters und der verletzten Pamina'smutter annahmen. Dann wurde wohl irgend eines neuen mittelmäßigen Almanachs gedacht, vielleicht ein erträglich gebautes Sonett recitirt, Kotzebue gelobt oder gescholten, einige Anecdoten aus der literarischen Partheienwelt erzählt, oder Aehnliches vorgebracht, bei dem man weder kalt noch warm ward, und man ging endlich mit der süßen Ueberzeugung, sich recht wohl amüsirt zu haben, nach Hause. Andere Gesellschaften machten es sich noch bequemer, hörten fast ganz auf zu sprechen, und spielten bloß Karten oder ließen

singen,

singen, oder beides zugleich, wobei jedoch der süße Gesang mitunter durch das Marquen-Geklapper litt.

Es ist gewiß kein heiteres Geschäft, dies alles erzählen zu müssen, doch sei dafür auch schnell der Trost ausgesprochen, daß manche jener Träumenden gar bald geweckt wurden, und daß auch in jener Zeit noch gar manche und ächte Repräsentanten der edlen Deutschheit gefunden wurden.

Indem wir nun noch einmal wiederhohlen, daß wir keine Schlegelsche Schule anerkennen, weil nie eine solche in der wahren Bedeutung des Worts vorhanden gewesen, gehen wir jetzt zu den andern bedeutenden Schriftstellern jener Zeit über, wobei wir jedoch gleich jetzt bitten wollen, das Maaß unsrer Schätzung nicht nach den Zeilen zu berechnen, die wir einem jeglichen widmen.

fangen, oder Liebesgungeleich, wobei jedoch der süße Gesang mitunter durch das Marowners-Geklapper litt.

Es ist gewiß kein heiteres Geschäft, diese alles erzählen zu müssen; doch ist es sicher auch schnell der Trost eingeschoben, daß manche jener Erzählungen gar bald gemacht wurden, und daß auch in jener Zeit noch gar manche und edle Menschenseelen der edlen Geselligkeit gefunden worden.

Indem ich also noch einmal mittheile, daß ich keine Gelegenheit versäumt, weil die eine solche für die richtige Bedeutung des Worts verbunden gewesen, gehen wir jetzt zu den andern Ereignissen, Schilderung jener Zeit über, wobei wir jedoch gleich jetzt bitten, welche das Anlaß unserer Schöpfung nicht was den Zeiten zu berechnen, die uns einen Inhalt nehmen.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

§. 1.

A. F. Bernhardi. Höchst ausgezeichnet ist seine deutsche Sprachlehre, in welcher die Idee einer allgemeinen Grammatik mit Kraft, Klarheit und wissenschaftlichem Witz durchgeführt worden, und wohl bedarf es auch des letztern gar sehr, denn eine allgemeine Sprachlehre ist nur möglich, wenn sie zu einer allgemeinen Denklehre wird, und zu der Abfassung einer solchen ist ein rein philosophischer Geist vonnöthen.

So kann denn hier auch nur angedeutet werden das entschiedene Verdienst, welches Bernhardi durch seine Schulschriften sich erworben hat, in welchen die genaue Einsicht und die gerechte Hervorhebung der Idee der gelehrten Schule überhaupt, mit rein historisch-kritischer Kenntniß des Vorhandenen und eigener praktischer Vermögenheit verbunden ist. Und so muß es sein, wenn nicht entweder Fantasteri oder Unterprosa walten soll.

In Beziehung auf den Gegenstand unsres gegenwärtigen Buchs gedenken wir nur der Bambocciaden, in welchen unter mehrerem Anziehenden die „sechs Stunden aus Finks Leben" besondere Beachtung verdienen, indem hier eine bestimmte Zeit- und Ort-Novelle gegeben worden ist,

die selbst für das Studium jener Zeit und jenes Orts wichtig sein kann, weil die Zeit schon fast hinter uns liegt und der Weltgeist auch den Ort verwandelt hat. Der Gipfel aber des ganzen Werkes findet sich in der „verkehrten Welt," einem tiefsinnig heitern Schauspiel, das, weil es die Welt nicht theilweise, sondern ganz umkehrt, eben deshalb auch eine vollständige und wahrhaft interessante Welt darstellt. Man kann hier nie sagen: Das ist Ernst, und das ist Scherz; sondern alles ist Ernst und Scherz, und der freie Geist darf diese Vereinigung wagen, sobald er sich des Ernstes und der Liebe bewußt ist.

§. 2.

Dieses Stück ist von Tieck und Bernhardi gemeinschaftlich verfasst worden, und es ist deshalb nicht möglich, genau anzugeben, auf welche Seite das Mehr oder das Weniger bei dieser Arbeit falle, obwohl es eben nicht schwer und auch wohl angenehm sein dürfte, darüber zu vermuthen. Sehr löblich finden wir, daß selbst der kleine Impuls, der bei diesem Werke von dem gar wohl beachtungswerthen, aber fast vergessenen alten Schulrektor Weise in Zittau ausgegangen, angegeben worden ist, denn es kann überhaupt nicht unwichtig sein, zu erfahren, wie oft aus einem kleinen scherzend hingeworfenen Gedanken ein bedeutsames Werk entstehen möge.

Als ästhetischer Kritiker (im Archiv der Zeit und im Kynosarges) hat sich Bernhardi sehr gewaltig und schneidend witzig gezeigt, und, obwohl mitunter auch manches Grelle und Harte sich findet, und die Spuren des unerläßlichen Kampfes sichtbar sind, ohne Zweifel manches Heilsame bewirkt. Es giebt Zeiten, wo selbst das bloße geistige Anreizen und Aufregen Lob verdienen würde, doch war hier schon damals mehr.

Endlich möchten wir noch der kleinen, aber würdigen Feier des Schauspielers Fleck, in zwei gelungenen Sonetten, gedenken; denn wenn es wahr ist, daß dem Mimen die Nachwelt nur selten Kränze zu winden pflegt, so verdient es rühmlicher Erwähnung, wenn eine solche Ausnahme Statt findet. Wir fürchten nicht die platte Einwendung, es sei hier ja doch nur von zwei Sonetten die Rede, denn wir sind nicht gewohnt, bei guten Gedichten das Wort „nur" zu gebrauchen.

§. 3.

Wilhelm von Schütz, geb. am 13. April 1776, zu Berlin. Wenn wir hier seinen Lacrimas, den Grafen von Gleichen, und die Niobe nur nennen, so müssen wir besorgen, bei den meisten unsrer Leser augenblicklich die Empfindungen des Misfallens hervorzurufen; ja es möchten sich Manche finden, welche glauben, die ganze Sache sei wohl mit einigen schnellen Scherzen abzufertigen. Das letztere ist in keinem Falle erlaubt, und in jedem Falle unersprießlich bei einem Schriftsteller, der mit so sichtbarer Anstrengung und so redlichem Willen arbeitet. Besser scheint es zu sein, ganz einfach zu fragen, woher wohl die fast allgemeine Ungunst entsprungen sei, die auf jenen Werken, besonders aber auf dem Lacrimas, lastet, worauf dann die eben so einfache Antwort gegeben werden möchte, es sei der Mangel an ursprünglich freier Natur und wahrhaftem Leben, der, durch kein anderweitiges Talent ersetzbar, hier fast jeden Genuß verkümmert.

Wenn ein edler Geist, fröhlich-ernst und kraftreich-bescheiden, muthig aus seiner eigenen Brust herausspricht, und uns mittheilt, was ihm das Gemüth bewegt und beruhigt, so müßte es wohl sehr seltsam zugehen, wenn er nicht freundliche Leser finden sollte. Wozu sich also Fesseln

anlegen, die niemanden erfreuen, weder den, der sie trägt, noch den, der sie sieht und hört? Freilich trifft es sich wohl, daß auch die Fesseln, fein und zierlich gearbeitet, angenehm tönen und klingen können; aber es sind doch immer Fesseln, und man soll sich billig ihnen weigern. Der Mann, von dem hier die Rede ist, braucht sie bloß abstreifen zu wollen, und er steht frei, da im Gegentheil Andere die Fesseln wohl immerdar tragen werden, da sie gewissermaßen mit zu ihrer Existenz gehören, die der engsten Schranke bedarf.

§. 4.

Nicht zu diesen letztern Unglücklichen, wohl aber zu denen, die fast nur durch Klang gefallen, und eben deshalb sehr bald verhallen, rechnen wir Johann Bernhard Vermehren, geb. 177., gestorben den 29. November 1803. Er war nicht ohne Talent, und nicht immer ohne Wohllaut, hat aber dennoch viel beigetragen, das Sonett verdächtig zu machen, als sei es eine bloße wesenlose Form, und gleichsam ein ausgeblasenes Ei, das man höchstens einmal der Glätte wegen scherzend bestreift und dann wegwirft. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen, nenne ich sein Sonett an die Sonette. (Man findet es in Raßmanns Sonetten-Sammlung, Thl. II. S. 293.) Da heißt es:

In eure Form, ihr lieblichen Sonette,
Will sich der Dichtkunst heitrer Genius schmiegen:
Auf! laßt ihn in die offnen Arme fliegen,
Und schlingt um seine Stirn die Rosenkette! u. s. w.

Späterhin wird noch erzählt, daß der müde Schmerz auf des Gesanges Bette ruhe, und am Schlusse gewarnt vor dem harten Lager des Procrustes, obwohl hier eben ein solches bereitet wird. Solcher Sonette, die nichts weiter

sind, als poetische Optativen, in denen es beständig heißt „ach möcht' ich!“ „könnt' ich!“ oder stolzer „ich wag' es,“ „ich will“ u. s. w., ohne daß es doch je zu etwas Wahrhaftigem und zur That kommt, haben wir im Deutschen eine Unzahl. Mit solchem Dichter vergleiche man Wilhelm von Schütz, und man wird inne werden, daß er, obwohl uns nicht selten verletzend durch spröde Künstlichkeit, doch ein ganz anderer Autor ist, auf einer ungleich höhern Stufe stehend.

§. 5.

Heinrich von Kleist, geboren (wann?) endete freiwillig am 21. November 1811.

Als ich vor mehreren Jahren in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur das Schauspiel Käthchen von Heilbronn, welches der Dichter für sein Hauptwerk zu halten schien, anzeigte, äußerte ich mich etwa folgendergestalt sehr einfach, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Werk zu lenken:

In einer Zeit, wie die unsrige, die wenigstens in Hinsicht der poetisch-productiven Kraft keinesweges reich zu nennen ist, wo sich das deutsche Gemüth oft in den Kopf allein, oder vielmehr nur in einen Theil des Kopfes, oder gar zuweilen lediglich in die Schreibfinger gezogen hat, wo man sich nur größtentheils mit poetischen Worten, aber nicht mit poetischen Werken schlägt, in einer solchen Zeit ist es gar sehr und doppelt erfreulich, einen neuen Dichter zu finden, der da in der That und Wahrheit ein dichterisches Gemüth mitbringt und ein Werk liefert, das in sich selbst beruht und fest stehet. Damit wollen wir dieses Drama keinesweges für vollendet erklären; wohl aber angedeutet haben, daß das Vortreffliche in demselben das Verfehlte bei weitem überwiege. Zuvörderst hat der Dich-

ter einen Stoff gewählt, den wir nicht anders als durchaus interessant und ächt dramatisch nennen können. Man gelangt zu der Gelegenheit, dieses Lob auszusprechen, jetzt so selten, daß wir es schon um deshalb accentuiren möchten. Unsre vornehm thuenden Formpoeten kümmern freilich sich wenig um den Stoff; doch die dichterische Nemesis rächt eine solche Vernachlässigung, wie wir wissen, nur zu sehr, und die kalten „ausgeblasenen poetischen Straußeneier," sind die Folge davon. Ganz anders dachte hierüber der offene edle Schiller, von dem uns einst der verstorbene Huber erzählte, er habe oft in den Jahren 1784 ff. voll hohen Eifers ausgerufen, er würde zuweilen gern sein letztes Hemd für einen guten tragischen Stoff hingeben.

§. 6.

Gehen wir jetzt zu den Charaktern über, so dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß der des Heilbronner Käthchens entschieden neu, und in seiner Neuheit vollendet sei, so wie nicht minder, daß wir ihr Verhältniß zu dem Grafen von Strahl für ein rein poetisches, noch nie gezeichnetes, halten. Hier ist es, wo wir zuvörderst den wahrhaften Dichter erkennen. Daß ein Buch gute oder auch vortreffliche Stellen hat, ist wenig und gewöhnlich, denn eine jede Schrift, die dergleichen nicht hat, möchte man fast ungewöhnlich-schlecht nennen. Daß ein oder mehrere Charaktere kraftvoll begonnen und glücklich durchgeführt werden und sich in den gewählten Situationen wohl abspiegeln, ist bei weitem mehr; dennoch haben wir Beispiele, daß auch der reinen gediegenen Prosa und der bloß tiefen Verständigkeit dergleichen gelingen möge. — Aber ein durchgeführtes Verhältniß, wie z. B. Mignons zum Wilhelm Meister, des Prinzen Heinrich zum

Falstaff, des Sancho zum Don Quixote, des Siebenkäs zu Leibgeber, gelingt nur dem poetischen Genie. Etwas Aehnliches ist unserm Kleist in Käthchens Verhältniß zu dem Grafen von Strahl geglückt. Hier war die Grenzscheide, wo der Verstand allein nicht ausreicht, und nur die Poesie den Weg zeigen kann. Und sie hat ihn den rechten geleitet.

Wenn wir bei dieser Gelegenheit noch bemerkt haben, daß fast jedes entschiedene Lob, das man einem Dichter zollt, fast immer wie ein Machtspruch klingen muß, vor welchem Vorwurf wir uns indessen durch das ruhige Hinzeigen auf das Buch selber verwahren wollen; so können wir jetzt sogleich zu dem Tadel übergehen, den manche, ja viele Parthien dieses Buchs verdienen.

§. 7.

Wenn wir zu jenen beiden bereits genannten vortrefflich gezeichneten Charaktern noch Käthchens Vater hinzurechnen (ob er gleich Seite 21 und 22 aus dem Costüm zu gehen scheint) so finden wir auch nicht einen mehr, den wir als vollständig anerkennen dürfen. So haben sich Helena und Eleonora, Maximilian von Freiburg, der Rheingraf von Stein, vor allen aber Gottfried Friedeborn, Käthchens ehemaliger Bräutigam, gar kümmerlich behelfen müssen mit ein paar Strichen, die der Verfasser gleichsam im Fluge an ihre Charakteristik gewandt hat. Kunigundens Charakter, mit dem es dem Verfasser ein hoher Ernst gewesen zu sein scheint, ist dagegen so überschwer und grell ausgezeichnet worden, daß man ihn dafür fast lieber verwischt und verwaschen wünschen möchte, denn in der That, so wie er jetzt dasteht, ist er widrig und hart, und es könnte dabei gar leicht jene Empfindung erregt werden, die leider nicht vermieden werden kann,

wenn die Fantasie mit der . . . . . Magenhaut collidirt. Wir müssen ferner bemerken, daß fast jede Scene, in welcher Käthchen nicht erscheint, ohne den gehörigen Fleiß, ja sogar ohne Liebe behandelt worden ist, was um so bemerkbarer wird, da jede andere, in der das herrliche Mädchen (das durch ihre verletzenden Umgebungen nur noch herrlicher wird) wieder auftritt, in vollem Licht und reiner Wäre prangt.

Hie und da geht auch das Stück zu sehr in die Breite, und es kann uns dabei zu Muthe werden, als hörten wir einem zwar sehr interessanten, doch zu weitläuftig behandelten Prozesse zu, dem man eben, weil er uns so sehr anzieht, um so mehr Gedrängtheit wünschen möchte. Endlich müssen wir noch bemerken, daß der fünfte Akt sich nicht eng genug an den Schluß des vierten zu schließen scheint, und daß der fünfte die hochgespannten Erwartungen nicht ganz befriedigt. Dürften wir uns eines recht gewöhnlichen Ausdrucks bedienen, so würden wir sagen, der Dichter habe, seines Siegs gewiß, in dem genannten Akte es „gar zu sacht angehen lassen."

Fassen wir unser Urtheil über dieses Werk mit wenigen Worten zusammen, so möchte es etwa lauten: Das Gute in demselben gab der Genius der Poesie selbst ein, der, wie verlauten will, einigen hundert andern neueren Poeten, selbst auf die magischsten Beschwörungen, nicht erscheinen will; das Verfehlte kann die Feder mit leichten raschen Zügen tilgen; und wohl dem Dichter, der nur solche Fehler sich zu Schulden kommen läßt, die man ausstreichen kann, ohne dem Werke selbst an das eigentliche Leben zu greifen.

§. 8.

In einer spätern Zeit setzte ich noch Folgendes hinzu:

Erstens: Auch sehr wackere Menschen haben geklagt, daß es ihnen kaum möglich sei, die Mishandlungen mit anzusehen, denen das liebe Käthchen ausgesetzt werde. Ich erwiedre darauf, daß wohl niemand das herrliche Mädchen inniger lieben könne als ich; daß aber meine Anschauung durch jene Mishandlungen in Beziehung auf das Mädchen selbst, gar nicht getrübt werde. Ihre Tugend wird nur immer reiner, je mehr sich die andern an ihr versündigen; und all der Sturm und Staub und Regen, der sie umrauscht, vermag gar nicht, ihre schneeweißen Flügelchen zu verletzen oder zu beflecken, denn es ist als bewegten sie sich in einem ganz eigenen Elemente, das seine aparte Sonne hat. —

Nur die Mishandler nnd Mishandlerinnen haßt und verachtet man desto gründlicher, indem ja bekanntlich jeder Mann sich entadelt, der einem lieben tugendhaften Mädchen unwürdig zu begegnen vermag. Dieser Haß ist aber gleichfalls in diesem Stücke nicht störend, da wir uns zu diesem Gefühle kaum rechte Zeit nehmen, indem wir stets wieder mit unsern Gedanken zu Käthchen zurückkehren.

§. 9.

Zweitens fühlte der mit sich selbst sehr strenge Dichter gar wohl das Ungenügende in dem letzten Drittheil des Stückes, und hatte den Plan gefaßt, es umzuarbeiten. Dann sollte auch noch zur gänzlichen Beruhigung gewissermaßen ein zweiter Theil folgen. Hier sollte endlich der Graf, durch irgend ein — vielleicht nur leises — Wort, Käthchen dergestalt verletzen, daß sie nun ihn fliehen müßte. Kaum aber flieht sie ihn, so fühlt er mit unendlicher Gewalt, wie sehr er an ihr gesündigt und was er in ihr verloren habe. Ihre Schmerzen, obwohl die tiefsten, waren doch immer harmonisch und graziös; wir zwei-

feln, daß die seinigen sich würden so gestaltet haben können. Dennoch genefet er in jenen Schmerzen zu höherer sittlicher Reinheit und Würde, sie darf ihm am Schlusse vergeben: und das tiefe Glück der geläutertsten innigsten Liebe schließt das Ganze harmonisch.

Das wollte der muthig ringende, edle Dichter; doch die dunkle Stunde endete unsere Hoffnung.

Um so mehr aber ist es Pflicht, liebend genau zu betrachten, was er in diesem kurzen Leben geleistet, und noch außer jenem berühmtesten Drama.

§. 10.

Schon im Jahr 1803 hatte sich dieser Dichter durch sein Schauspiel: „die Familie Schroffenstein," angekündigt als einen Jüngling, der in der That etwas zu geben hat, und der hier sogar wagte, an Romeo zu erinnern, ohne daß dadurch sein Werk, obwohl freilich tief unter jenem, zu befürchten braucht untergehen zu müssen. Ich kann mich nicht enthalten, hiebei an ein stilles Wort in diesem Schauspiel zu erinnern, über das vielleicht mancher leicht hinüber gelesen, und das mir, wie ich mich noch recht wohl entsinne, gleich bei der Erscheinung jenes Werkes wunderbar in die Seele fiel:

— — — — „Freilich muß
Auch mancher fallen weil er stark ist"

und wohl durfte es schwer lasten, denn es fehlte hier die Versöhnung mit der Stärke.

Wir nennen ferner unter seinen dramatischen Werken den Amphitryon, zwar in einzelnen Situationen zu breit, und den sonst angenehmen Witz müde jagend, dennoch weit erhaben über Molieres Werk, in welchem ein gänzliches Misverstehen der ohnehin schon fast überheidnischen Fabel, und ein bloßer lustiger Frevel, doch auch deshalb

kaum für einen halben Augenblick lustig, zu schauen ist. — Den „zerbrochenen Krug,“ ein herrlich niederländisches Gemälde, voll der klarsten Ansicht des rein Komischen; leider aber mitunter die Linie des Schönen, das sich selbst in der Parodie des Schönen offenbaren soll, überspringend. — Penthesilea, ein Trauerspiel, in welchem die zum zerreißenden Wahnsinn werdende, bald halb bekämpfte, bald wild auflodernde Liebe der Amazonenkönigin, troß alles Kraftaufwandes von Seiten des Dichters, kein erfreuliches Gemälde geben kann, wobei vielleicht sogar mitunter uns ein Lächeln anwandeln mag, das der Dichter gewiß nicht bezweckte.

§. 11.

Geben wir es doch überhaupt endlich einmal auf, die Griechen als Griechen zum Gegenstande unsrer Tragödie zu machen, da sie für uns lediglich nur historisch vorhanden sind *). Ihre Zeit soll nicht mehr in unsre Gegenwart gestellt werden, und wir wollen auch sehr gern einräumen, daß wir es nicht vermögen. Diese Welt ist rein untergegangen, und kein Gott vermag sie wieder hervorzurufen, eben weil Gott selbst sie untergehen ließ.

Goethe's Iphigenie kann hier hier nicht angeführt werden als Widerlegung; denn, abgerechnet daß nach der ganz alltäglichen, doch nicht übeln Rede, Eine Schwalbe keinen Sommer macht, so möchte doch auch wohl selbst diese Iphigenie ihren edlen deutschen Ursprung nicht ver-

*) Selbst eine durchgängige Ironie und Parodie der Griechenwelt kann dem ächten Genie der Modernen nie verboten werden, ein Weg, den Shakspear in seinem „Troilus und Cressida“ eingeschlagen hat. Satire oder gar Persifflage wäre hier, wie sich von selbst versteht, völlig unstatthaft; nur von anmuthiger Ironie und kindlicher Ironie ist hier die Rede.

läugnen und nur als eine Deutsche in Griechischer Form erscheinen können und wollen. Bedauern wir überhaupt auch nicht zu sehr, daß wir keine Griechinnen mehr haben und bilden können. Ihre kühle Tugend, die Deutlichkeit ihres Verstandes, ihr strenger Gehorsam gegen das Gesetz, ihre Einheit mit dem Vaterland, das alles bleibe uns stets höchst werth; aber vergessen wir nicht, daß dennoch nur durch unsere heilige Religion die wahrhaftige Weiblichkeit in Licht und Liebe, Farbe und Wärme erst möglich geworden ist, und daß sämtliche griechische Iphigenien und Alcesten, so theuer sie uns auch sind, nicht reichen an Shakspears Imogen, Goethe's Prinzessin und Klärchen, und Jean Pauls Liane, welcher leztern Tod allein uns mehr zusagt als ein ganzes griechisches Leben.

§. 12.

So löblich nun aber auch Kleist als Schaulspieldichter waltete, so glauben wir ihm doch einen noch höhern Preis als Novellendichter zuerkennen zu müssen; denn wohl ist bewundrungswürdig, mit wie geringen Mitteln und in wie kleinem Raum er durch plastische Kraft, Gewalt der Darstellung, Ruhe und Energie der Sprache, und besonnen verwebte Beschreibung, er die beabsichtete tiefe Wirkung erreicht.

Wir nennen hier insonderheit seinen „Kohlhaas" ein Gemälde der deutschen Vorzeit, das an Richtigkeit, Genauigkeit und strenger Keuschheit der Darstellung fast alles übertrifft, was wir in dieser Gattung besitzen, so wie „das Bettelweib von Locarno," in welchem das Wunderbare, ganz gegen das Costüm der meisten Romandichter, auf die einfachste und eben deshalb ergreifendste Weise in das Leben zerstörend eintritt. Man hat gefragt, ob hier nicht ein kleiner Fehler zu sehr gerächt werde; aber mit

Un-

Unrecht, denn Unmenschlichkeit und Ungastlichkeit ist kein kleiner Fehler, sondern ein vollendetes Verbrechen, und möge uns jenes Bettelweib noch so widrig und abscheulich erscheinen; immer bleibt sie ein Mensch, eine Christin und eine Sterbende, und hat als solche heilige Rechte, deren Verletzung nur streng, nicht überstreng geahndet wird.

Dennoch werde nicht verhehlt, daß der erschütternde, nicht selten finster-tragische Stoff fast aller Kleistischen Novellen gar oft die Sehnsucht nach etwas rein heiterem, freundlichem wecken könne; nur mache uns dieser an sich sehr wohl zu rechtfertigende Wunsch nicht ungerecht gegen das, was hier in jener Gattung geleistet worden ist.

§. 13.

Der Dichter soll stets die freie Wahl behalten, jeden in sich selbst wahren und ästhetischen Stoff zu behandeln, wie es ihn sein Genius lehrt, und keine einengende Geschmacksmäkelei wolle hier vorlaut zwischen-reden. Wenn deshalb Kleists Novellen im tiefsten Sinne doch nicht genügen, so liegt der Grund nicht in der Wahl des Stoffes, nicht im Styl, denn dies ist meistens zu loben, sondern er liegt in dem Mangel an zarter Milde und Versöhnung. Wir hören hier nicht selten das herrlichste und erhabenste Gewitter; aber es erscheint kein sanfter Bogen des Friedens. Wir wandeln durch die einfach erhabenste Gegend, aber wir bleiben oft an einem Abgrunde stehen. Wir erfreuen uns der Entwickelung reicher Menschen-Natur; aber wir vernehmen nicht die Worte des Trostes am Grabe, das hier nicht selten wie in Eis und Schnee vergraben liegt.

Gewisse Kritiker, die, wenn sie einmal loben wollen, das ganze Füllhorn lobender Beiwörter ausschütten, haben freilich auch zarte Milde und Weichheit unserm trefflichen

Heinrich zuerkannt; doch sind wir gewiß, daß er, wenn er noch unter uns wandelte, selbst keinen Anspruch machen würde auf ein solches Lob, er, der sonst gar manches andere verdient.

Bei seinem Tode vergaßen leider Einige das alte Wort: „Feiert in heiliger Stille," ja es fand sich Einer, der mit gränzenlos widerlicher Geistes-Rohheit und nie erhörter Frechheit ein Hohngelächter über dem Grabe des theuren Dichters öffentlich anstimmte. Es giebt tausend Verkehrtheiten und Unarten in unsrer Literatur, die, wenn das Tageblatt den Lesekreis durchlaufen, vergessen werden können und sollen; diese aber soll nicht vergessen werden, damit dem Urheber bleibe, was ihm gebührt.

Ich selbst wage über Kleists Tod nichts weiter zu sagen, als daß er, wenn ich mich so ausdrücken darf, am Leben gestorben sei, woraus wir die Lehre ziehen, daß wir mit allen Kräften nach dem Vermögen streben sollen, am Leben und im Leben stets neues Leben uns zu bereiten, so wie das Warten und Dulden stets von neuem zu lernen.

§. 14.

Johann Gottlieb Seume, geboren am 29. Januar 1763, in Poserna, einem Dorfe bei Weißenfels, woselbst sein Vater Bauer war, gestorben am 13. Junius 1810 zu Töpliz.

Dieser Mann, dessen festes Gemüth durch die mannigfaltigen Leidensschulen, in die ihn das Geschick führte, sich stets zu höherer Kraft steigerte, hat mehr durch seine bedeutende Persönlichkeit Berühmtheit gewonnen, als durch die objektive Ausbeute, die seine Schriften bieten. Im steten edlen Kampfe mit der Welt, die ihn umgab, gelang ihm nicht, als Dichter eine neue heitere zu schaffen; wohl aber nicht selten in kräftiger Sprache zu bezeichnen,

was ihm durchs Leben geholfen. Doch trägt er auch hier einige Wunden seiner Zeit; und was sie hätte ganz heilen können: vollendete Hingebung an den Christenglauben finden wir in seinen Schriften nicht, obwohl wir überzeugt sind, daß sie in den besten Momenten seines Lebens ihm selbst, dem edlen Kämpfer, nicht fehlte.

Deshalb sind denn auch die Schriften, in denen seine Persönlichkeit fast allein waltet, die anziehendsten, besonders der „Spaziergang nach Syrakus" und „Mein Sommer im Jahr 1805." Hier sehen wir den Mann, der sich immer selbst allein zu helfen vermag, und dennoch, wie billig, nur in der reinsten Freundschaft Befriedigung findet, die feste Brust und das Herz, das sich vor nichts scheuet als vor der eigenen Misbilligung, den Geist, der, einseitig zwar aber tief, die bewegten Gestalten der Welt aufnimmt, und stets nach Ruhe strebend, gar viel Treffliches findet; doch jenes Eine, in welchem alle Fragen gelöst sind, wenigstens nicht in Worten auszusprechen vermag. Mit Einem Wort: wir finden hier Seume in seiner Ganzheit, und diese wird dem sinnigen Leser stets theuer bleiben.

Nach seinem Tode erschien eine Sammlung nachgelassener vermischter Schriften, in denen sich ein Gemüth ausspricht, das durch die Leiden des Vaterlandes tief verwundet ist, doch stets sich neu erhebt durch edlen Zorn und edle Liebe.

§. 15.

Ihm zur Seite stehe hier sein edler Freund, der Freiherr Karl Ludwig August von Münchhausen, geb. 1759, dessen Gedichte zum Theil mit denen von Seume verbunden erschienen sind. Sie athmen den kraftreichen Mannessinn, dem reine Freiheit und Vaterland heilige Talismane sind,

ohne die das Leben jede wahrhaftige Bedeutung und Farbe verlieren würde.

Wir können nicht soft genug wiederhohlen, daß der Dichter ja kein heerd- und heimathloses Wesen sein soll, und, wie eine Fabel vom Paradiesvogel behauptet, nur im Aether schweben möge; sondern fest gegründet auf der lieben Erde, und mit heiligen Banden geschlossen an das Vaterland, soll er das geistige Auge richten gen Himmel und dessen selige Beruhigung ahnden. Wer aber die Erde nicht liebte und das irdische Vaterland, dem würde auch der Himmel und das Vaterland dort oben fremd bleiben.

Möge der durch ein thatenreiches Leben bewährte Mann in dem Streben nach dem heitern Reich der Dichtkunst noch oftmals Lohn und Freude finden.

§. 16.

Friedrich Rochlitz, geb. zu Leipzig 1770.

Es gab eine Zeit, wo, wie bereits oben angedeutet worden, die Poesie nur dann Eingang zu finden hoffen durfte, wenn sie wie ein guter alter Schulmann erschien, der an sich, wie sich von selbst versteht, sehr hochachtungswürdig, doch fast ängstlich auftrat, weil er die moralische Tendenz in jedem Augenblicke aufzeigen mußte. Wir geriethen dadurch in Gefahr, die Poesie in ihrer Freiheit zuletzt ganz zu verkennen, und es war deshalb sehr löblich, daß sich bald Männer fanden, welche jenes beengende Brauchbarkeits-System als durchaus unkünstlerisch verwarfen, wobei denn auch zuletzt begreiflicher Weise viel muntere Laune und heiterer Witz sich in den Kampf mischte, so daß bald nicht leicht mehr anders als im Scherz von der moralischen Tendenz die Rede war.

Leider kamen nun aber auch bald nicht wenige Leute herbei, die sich in der Befreiung von der alten harten Regel nur

gar zu wohl befanden, und die zuletzt mit Uebermuth und Willkühr eine nicht minder gefährliche, ja noch weit gefährlichere Einseitigkeit an die Stelle der alten setzten. Es kam endlich bei manchem dahin, daß ihm schon unheimlich zu Muthe wurde, wenn er nur von Moral hörte, als komme sie seiner Freiheit zu nahe. Mit moralischen Schriftstellern wollten diese seichten Personen vollends nichts zu schaffen haben, und sie waren deshalb schnell fertig, ihnen die Poesie augenblicklich abzusprechen, sobald einmal das schreckliche Faktum, sie seien wahrhaftig moralisch, constatirt war.

§. 17.

Wir haben auch wohl schon früher unsre ehrliche Ansicht ausgesprochen, nach welcher Sittlichkeit und Schönheit die beiden ewigen Offenbarungen Eines Gemüthes, und die beiden Flügel der Seele sind, deren harmonische Bewegung das Ziel des Strebens sein soll. Dieses Ideal wird freilich selten erreicht; doch wollen wir auch hier noch einmal wiederholen, daß Schönheit ohne Sittlichkeit ein leeres Wort sei, und daß Sittlichkeit doch als möglich gedacht werden könne ohne Schönheit, daß sie sich aber im Laufe ihres Strebens immer mehr der Schönheit nähern müsse.

Indem wir hier den einfachen Standpunkt gegeben haben, von welchem aus ein Urtheil über Rochlitzens Schriften sich leicht auffinden läßt, da allerdings klar genug ist, daß bei ihm sittliche Zwecke vorwalten, gedenken wir hier nur noch seines Aufsatzes: „Die Tage der Gefahr.“ Wir finden in demselben eine so deutliche Schilderung einer großen welthistorischen Begebenheit, in Beziehung auf das Gemüth des Menschen, des Bürgers, des Gatten, und auf Familienleben überhaupt, daß wir überzeugt sein kön,

nen, es werde dieser Aufsatz selbst der Nachwelt von Wichtigkeit sein. Jene Tage schienen der Welt eine neue Gestalt geben zu wollen, und so hat der Mensch, der als Mensch die Welt bildet, nicht bloß die Erlaubniß, sondern das völlige Recht mitzutheilen, wie jene Tage und jene neue Gestaltung ihn antrafen. — Wie würden wir uns freuen, ähnliche Schilderungen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges vorzufinden, allein leider fehlt es daran fast ganz.

Die musikalische Zeitung, welche bekanntlich von Rochlitz redigirt wird, besteht seit dem Jahr 1799, und enthält manche Abhandlungen, die weit über das Jahr, in dem sie gedruckt worden, hinausgehn, und die deshalb das Studium nicht bloß der Musiker, sondern jegliches redlichen Kunstfreundes geworden sind oder zu werden verdienen.

§. 18.

August Mahlmann. Leichter Sinn, muthige Fröhlichkeit und ein zuweilen fast nur tändelndes Darstellungstalent, scheinen die Eigenthümlichkeit dieses Schriftstellers zu sein. Sein bestes und gewiß dauerndes Werk ist „Herodes vor Bethlehem," die Parodie des bekannten Kotzebueschen feuchtwangigen Schauspiels: „die Hussiten vor Naumburg." Sie verdient insonderheit um deswillen Lob, weil sie, weit hinausgehend über jenes einzelne Stück, die ganze Gattung mit munterm Spiel bekämpft, indem sie gewissermaßen nichts weiter thut, als das innere Wesen derselben, das sich sonst hinter tönende Worte versteckt, zur offenen Sprache bringen.

Es ist in der That ein nicht geringer Verlust für unsre neue schöne Literatur, daß sich Mahlmann bereits seit einer Reihe von Jahren von der Thätigkeit für die-

selbe zurückgezogen hat; und, obwohl wir nicht so unendlich vornehm thun wollen, ihn deshalb an König Philipps Klage in Beziehung auf Posa zu erinnern:

Wenn solche Köpfe feiern u. s. w.,

so dürfte doch wohl ein ähnliches Wort Statt finden.

Was die Treue in der Liebe ist, ist der fröhlich ausdauernde Fleiß in der Kunst.

§. 19.

Heinrich J. von Collin, geb. am 26. September 1772 zu Wien, gestorben am 28. Julius 1811.

Indem ich mich auf eine frühere ausführliche Beurtheilung seiner gesammelten Werke (zuerst in den Heidelberger Jahrbüchern 1814, dann verbessert abgedruckt in den freundlichen Schriften Thl. I.) beziehe, mögen hier nur folgende Andeutungen Statt finden.

Harmonie der Kräfte, durch göttliche Gnade gesegnet, ist das Ziel all unsrer Wünsche. Wenn aber auch das vollendete Gleichmaaß nur selten erreicht wird, so ist doch gewiß, daß im höhern Sinne der wahrhafte Dichter immer ein edler Mensch sein müsse, denn ein edles Gemüth ist die erste Bedingung des Dichters. Wohl leuchtet die Sonne und der Mond auch in den unreinen Sumpf hinein und in den finster rauschenden Strom; aber nur der stille Bach, der klar bewegte Fluß, der reine See und der ruhig erhabene Ocean geben das empfangene Bild der ewigen Gestirne rein zurück. — Der Mensch kann nur geben was in ihm ist: der Gute und Klare das Gute und Klare, der irrend Verworrene trüben Irrthum.

Nicht aber tritt der umgekehrte Fall immer ein, als müsse jeder rein sittliche Mensch auch in der Schönheit leben, da wir uns gar wohl denken können, daß auch der reinste Bach und der stillste See ohne Beleuchtung der

Sonne sein mögen. So giebt es denn auch bekanntlich eine reine Tugend ohne Poesie, doch nie ohne Sehnsucht nach derselben, und je reiner jene, je inniger diese. Oft ist es gerade diese Tugend, die den Menschen zur Poesie führt, und wir dürfen mit Entschiedenheit behaupten, daß dieser Fall bei Collin eingetreten.

§. 20.

So ging sein Regulus hervor aus einer starken und doch ruhigen Liebe zum Vaterlande, und der klare Gedanke, daß der Mensch die Pflicht habe, sich selbst hinzugeben für das Ganze, geht wie eine ernste Muse durch das Stück hin. Diese Muse hat ihm denn auch geholfen, den unächten Kosmopolitismus in der Person des Karthagischen Gesandten Bodostor richtig und gut abzuschildern, wobei die Erinnerung an manche Aussprüche von Rousseau unstatthaft ist, und das gerechte Lob, welches wir Collin bringen, nicht schmälern kann. Weiter aber vermochte diese Muse des Gedankens nichts zu geben, darum ist denn auch fast alles übrige in diesem Stück bei scheinbarem Reichthum dürftig, und bei scheinbarer Festigkeit schwach. Es scheint sogar die Frau des Regulus, ein weder antikes noch modernes Wesen, als eine Najade aus dem unächten Thränenstrom hervortauchend, eine unerfreuliche Quelle zu verrathen, die wir nicht näher bezeichnen wollen.

Bei dem Coriolan trat für das größere Publikum der üble Umstand ein, daß es nicht so ganz zu der Einsicht in den eigentlichen Stoff gelangen konnte, was jedoch theilweise die Schuld des Dichters ist; bei dem gebildetern schadete die so nahe liegende und nicht abzuwehrende Vergleichung mit Shakspears Schauspiel gleiches Namens. Es trifft nämlich bei Shakspear, als einem sowohl vorwärts als rückwärts gekehrten Propheten (Dichter und

Historiker) das Schillersche Wort ein, „er hat alles gesehn was auf Erden geschieht,“ und so ist ihm gelungen, diesem Coriolan die welthistorische Bedeutung zu geben, ohne die das Factum, in welchem Coriolan der Mittelpunkt ist, gar nicht verstanden werden kann. Es ist uns, als hätte er sich Jahre lang mit dem Römischen Adel, den Römischen Bürgern und dem Römischen Gesindel auf dem Capitol und auf dem Markt herumgetrieben, als wisse er genau Bescheid im Römischen und im Volscischen Lager, im Rath der Feldherren und in dem geheimsten Zimmer der Frauen. Es ist uns so, denn es ist überhaupt so.

§. 21.

Dagegen mußte nun freilich der sonst sehr ehrenwerthe Collin nicht wenig abstechen, insonderheit da es ihm an Ironie fehlt, die für die Darstellung solcher Verhältnisse wie im Coriolan unumgänglich nöthig ist. Dennoch bleibt dem Stücke manches Lob, vor allem aber ist zu erwähnen, daß dem Helden auch hier, wie im Shakspear, in seiner Mutter — Rom selbst erschien, und daß er, wie er nun einmal ist, seinem Vaterlande nur verzeihen konnte, wenn es ihm in dieser rührend ehrwürdigen, einzig geliebten Gestalt erschien. Wir bezweifeln sogar, ob Plutarch diesen Gedanken deutlich erfaßt habe, so wie denn überhaupt fast immer in den Geschichtbüchern jene Verzeihung Coriolans lediglich als ein Ergebniß augenblicklicher Rührung vorgestellt wird. — In der Polyxena ist viel kalte Flamme, untröstlicher Trost und halbweise Wehmuth, so daß man fast wünschen möchte, das Schicksal wäre hier, wie etwa im Seneca, unumwunden, in seiner Härte dargestellt, statt daß es bei C. sich gewissermaßen etwas abhandeln läßt, obwohl es im Großen bei seinem Willen beharrt. Der

Trost für das Schicksal, meine ich, kann unmöglich im Schicksale selber liegen, sondern muß wohl über demselben gesucht und gefunden werden, wie dies selbst im Sofokleischen Oedipus auf Colonos der Fall ist.

Desto weicher ist Balboa, denn wir sehen den Helden nur leidend, und was wir von ihm in langen Reden als frühere Handlung von seiner Seite erfahren, geht fast spurlos vorüber. Wir sehen gleich im ersten Akt, es werde der unschuldige Mann wohl am Ende — hingerichtet werden, und es bleibe ihm nichts übrig, als sich mit männlicher Gelassenheit darein zu ergeben. Er thut das redlich, macht aber wohl selbst keinen Anspruch, daß aus seinen Schmerzen ein Trauerspiel gebildet werden könne.

Tiefer und erfolgreicher ist Mäon in der ganzen Anlage, und auch die Ausführung ist in dem ersten Akt wohl zu loben; nur schade, daß das Stück späterhin ein wenig ermattet und fast mit Erschöpfung schließt.

§. 22.

Bei den Horaziern und Curiaziern kam dem Dichter das gründliche Studium des römischen Charakters, so wie nicht minder seine Neigung für das Große desselben, sehr zu Hülfe, und man darf wohl sagen, daß dieses Stück durch den römischen Geist recht eigentlich gehalten und getragen werde. Nur bedauern wir, daß auch dieses Drama, wie Mäon, am Ende ein wenig arm und knapp ausfällt, ein Geschick, das bei Collin sehr charakteristisch ist, und ihn fast von allen jungen talentvollen Feuerköpfen unterscheidet. Diesen letzteren nämlich pflegt bekanntlich die Exposition, und die Anordnung der einzelnen Scenen oft zu mislingen, da hier eine Besonnenheit walten muß, die ihnen noch nicht eigen ist; wohl aber erfreuen sie sich jener Scenen, wo der Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft

die Gemüther fortreißt, und da sie ihnen meistens gelingen, erfreut sich ihrer der Leser mit ihnen. Nicht so Collin; den wir den klugen, vorsichtigen Dichter nennen möchten, und der mit der mäßigen Summe von Feuer und Leidenschaft, auch bei der haushälterischsten Benutzung doch gewöhnlich schon gegen Anfang des vierten Akts fast ganz fertig geworden ist, und deshalb in den letzten Scenen sich oft sehr sparsam behelfen muß. Demungeachtet möchten wir jenes den Horaziern und Curiaziern gegebene Lob nicht nur nicht wiederrufen, sondern recht accentuiren, da sie uns in jeder Hinsicht weit über denen des aufgetriebenen Rhetors Corneille zu stehen scheinen.

Wir übergehen andere dramatische Versuche des Dichters mit Stillschweigen, und bemerken nur noch im Allgemeinen, daß das „aber,“ welches wir bei allem gerechten Lobe hinzufügen mußten, keinesweges Collin allein treffe, sondern bei den meisten Europäischen Dramendichtern, seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts anwendbar sei. Unter dem Seltenen ist vielleicht das Seltenste ein vollendetes dramatisches Genie. Wir Deutschen haben manche durchaus tadellose Akte in nicht ganz tadellosen Stücken; aber von A bis Z vollendete Schauspiele haben wir nur sehr wenige. Diesen sehr wenigen werde deshalb auch stets die höchste Ehre zu Theil.

Zum Glücke finden wir jedoch in den Werken unsers wahrhaft geschätzten Collin zwei Gedichte, denen wir eine ganz unbedingte Liebe, die von keinem Aber etwas weiß, widmen können und stets gewidmet haben. Wir meinen „Kaiser Albrechts Hund“ und „Kaiser Max auf der Martinswand.“ Diese Gedichte gehören keiner Zeit an, sondern jeder Zeit, und werden deshalb nie untergehen.

§. 23.

Seltsam ist die Geschichte der Kritik, die über Collin gesprochen hat. Bei den ersten Berichten von Wien aus, über das Vorhandensein eines neuen Schauspiels Regulus, erscholl eine fast allgemeine betäubende Janitscharenmusik des Lobes, und es wurden unzählbare Triumphwagen für den neuen Dichter gebaut. Dieser Umstand ist nie günstig für den Dichter, denn die schwelgerische Trunkenheit eines fast nur aufgedrungenen Enthusiasmus rächt sich gewöhnlich späterhin durch eine bis zur Nüchternheit herabsteigende Mäßigung. So wurde denn auch ein Theil des deutschen Publikums im Jahr 1802, wo Regulus gedruckt erschien, zu lebendigen, wenn auch nicht eben Lessingischen Literaturbriefen, und machte sich für die Unkosten, in die es sich früher durch sein lautes Jo triumphe gesetzt hatte, durch grimmig kalte Wolfskritiken bezahlt. Man schien auf einen neuen Sophokles oder Shakspear gerechnet zu haben, und da man sich darin geirrt, so ward man jetzt wahrhaft böse auf den wackern Dichter, statt daß man billig sich selbst hätte tadeln sollen. — Gar viele Deutsche sind im wirklichen Leben so sanft und angenehm, daß es eine wahre Lust ist, mit ihnen umzugehn; aber in literarischer Beziehung, sobald sie sich einmal getäuscht wähnen, nicht selten ganz starr und widerhaarig. So kam es denn, daß man zuletzt von Collin gänzlich schwieg, oder, wenn ja einmal die Rede auf ihn kam, die ganze Sache mit ein paar Worten abgethan zu haben meinte. Man glaubte ihn gelesen zu haben und hatte ihn doch nicht gelesen, das schlimmste Schicksal von allen, die einen Dichter treffen können.

Erst im Jahre 1809, als Oesterreich den würdigen Krieg gegen Frankreich begann, erhob sich eine neue und

ächte Theilnahme für Collin. Man vernahm, wie trefflich er mit Wort und That für die gute Sache handle, und empfing Kunde von manchen kräftigen Landwehrliedern, in welchen die Idee eines ächtdeutschen Kampfes sehr anschaulich gemacht werde. Da ging selbst jener Mehrheit, die Gottlob doch immer für so etwas rechten Sinn hat, das Herz wieder für den Dichter auf, und es ist die Nachricht von seinem frühen Tode, auch in weiter Entfernung von Wien, mit aufrichtiger und großer Theilnahme vernommen worden. Und wohl verdient er durch reine Gesinnung, männlich edles Talent, bescheidene Ansicht von sich selbst, kenntnißreichen Geist, und stets weiter schreitenden Fleiß, fortzuleben in dem ehrenden Andenken seiner deutschen Landesgenossen.

§. 24.

Friedrich, Freiherr de la Motte Fouqué, geb. am 12. Februar 1777.

Zuvörderst finde hier der verbesserte Auszug einer bereits 1812 im zweiten Theil der Latona erschienen Beurtheilung von mehreren Schriften dieses Dichters eine Stelle, worauf dann einige neuere anspruchlose Bemerkungen folgen mögen.

Fouqué ward zuerst unter dem Namen Pellegrin von A. W. Schlegel in die deutsche Schriftwelt eingeführt, und erregte durch seine dramatischen Spiele anziehende Hoffnungen für das, was sein Talent einst leisten dürfte, wenn es in sich selbst beruhigt und in sich selbst allein wurzelnd erscheinen würde. Er stand damals noch in dem fröhlich ernsten Geschäft des Wählens, aber die Freiheit war noch nicht zur Nothwendigkeit zurückgekehrt. Wie wir nicht wohl ohne metaphysische Denkübungen und logische Formenlehre in das Innere der Philosophie gelangen kön-

nen, so giebt es auch in der Poesie Vorhöfe und Vorschulen, die der beginnende Künstler meistens durchwandeln muß. Fouqué hat, wie Wilhelm Schlegel, und mit ihm, diese Propyläen redlich durchwandert, und sich selbst keine Uebung erlassen, die zur Sicherheit führen konnte.

Die folgende Zeit war ungünstig für die Erscheinung von Dichterwerken, aber günstig für die Bildung des christlich deutschen Dichters, der in Liebe, Handeln und Leiden um das Unglück des geliebten Vaterlandes sich immer mehr in sich selbst vertiefte, und eben in Liebe zum Vaterlande und im Christenthum die Heimath finden mußte. Der Roman Alwin spricht im Allgemeinen eine treffliche Ahndung des ritterlichen Geistes aus, die aber nicht immer ruhig genug zur Erscheinung gebracht wird, sondern, wenn gleich kühn und kräftig, doch vielleicht zu wortreich nach manchen Seiten umher schaut. Hie und da ist eine gewisse Ueberfeierlichkeit, Ueberzartheit und Ueberkraft zu erkennen, die selbst manchen einzelnen Situationen schadet. Wir betrachten dieses Buch wie einen Tag des mächtig waltenden Vorfrühlings, für dessen einzelne Unbehaglichkeiten die nun gesicherte Hoffnung auf einen baldigen vollständigen Lenz schadlos hält.

§. 25.

Desto reiner verschmolzen ist Stoff und Form im Nordischen Helden, einem Werke, das ächt deutsches Leben hat und giebt. Hier ist der Dichter gekräftigt und gesichert, erhaben-beruhigt und einfach-stolz; jeden Prunk und jede Pracht und jeden Ueberfluß der Worte verschmähend, hält er sich lediglich an die reine Darstellung des innern und äußern rein-menschlichen Wesens. Durch diese ganz klare, feste und starke Zeichnung der Charaktere, Situationen und Verhältnisse siegte er allein, und wagte,

uns in eine Welt einzuführen, die nur das deutsche Gemüth ahnden kann. Es ist die Welt der Ehre, der Ritterlichkeit und im Allgemeinen der Tapferkeit. Wie im Homer fast alle namentlich gemachte Männer (Thersites und einige andere ausgenommen) tapfer sind, und nur daß Maaß der Tapferkeit den Unterschied zu Tage fördert *), so hier im Norderhelden. Mit Recht nannte deshalb Friedrich Richter in der berühmten Recension jenes Werks (in den Heidelberger Jahrbüchern) diesen Dichter den Tapfern, und es hat sich späterhin immer bestätigt, daß diese Tugend den Mittelpunkt seiner Dichtungen bilde. Sie ist ja auch wirklich der Kern im Wesen des Mannes, und geht lediglich hervor durch Wahrheit und Recht im Innern des Gemüths, so wie Feigheit, als das schlimmste Resultat des innern Irrthums, der sich nicht im und durch Glauben an Gott und an das eigene Herz erheben kann, betrachtet werden muß.

§. 26.

Das Schauspiel Eginhard und Emma verdient eine besondere Theilnahme, indem hier der allbekannte kindlich rührende Stoff auf die einzig richtige Weise, nämlich auf idyllische, aufgefaßt und durchgeführt worden ist. — Wenn

---

*) Selbst Paris ist bekanntlich kein unkriegerischer Mensch, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur ein wenig auf der Oberfläche von der Weichlichkeit angehaucht. Er ist muthig und kühn; doch liegen diese Tugenden tief vergraben, und es bedarf erst bei ihm eines Entschlusses, sie zu gebrauchen. Auch er hat vielleicht die berühmten Falstaffschen Worte: „Ich wollt' es wäre Schlafenszeit, und alles aus," zuweilen im Herzen; doch gestaltet sich ihr Inhalt bei ihm ganz anders, und da es nun einmal jetzt nicht Schlafenszeit ist, so wacht er recht gut; ja es muß uns innig rühren, daß er sich von seinem hohen Bruder Hektor, den er allein wahrhaft ehrt und liebt, schelten läßt, und ihm völlig Recht giebt, weil er ihn liebt.

Eginhard, wie wir wohl dergleichen erlebt haben, bei dem Marquis Posa in die Schule gegangen zu sein scheint, und Emma als ein weiblicher Werther auftritt, wenn Kaiser Karl mit Rousseaus Emil vertraut ist u. s. w., dann geht freilich die ganze liebe Sage unter, die ja eben nichts weiter will als ruhig aussprechen, daß die Liebe entweder etwas rein Göttliches oder gar nichts ist; und, wenn das erstere, ihr auch kein irdisches Verhältniß widerstehen kann. Es war endlich einmal Zeit, daß diese Geschichte von einem Dichter aufgefaßt wurde, da bisher fast nur kranke Gefühlsweichheit oder unächte Romantik in geblich-blauen Schwefelfarben brennend, oder mittelmäßiger Witz, der sich am wenigsten mit der Sage verträgt, sich an diese und ähnliche gewagt hatte.

Bei Fouqué ist Karl ein ächter Mensch, der nicht stets ängstlich mit der Krone auf dem Haupte umher zu gehen braucht, weil er doch sicher sein kann, daß die unsichtbare ihn immerdar umleuchtet, Eginhard die stolze und deshalb bescheidene deutsche Wissenschaft und Kunst, Emma, im reinen Sinn tief liebend, wie man athmen muß, um zu leben, — und so geht denn bedeutend und freundlich das ewige Lied der Niebelungen, in einzelnen Anklängen, um das ganze Schauspiel erhebend und mildernd.

§. 27.

Mit kühnem Ernst ist „Waldemar der Pilger" behandelt, und was auch die Geschichtforschung gegen die Aechtheit jenes Waldemar einzuwenden haben möge; vielleicht nie wird sie die Zweifel genügend lösen können, die sich sowohl für als gegen die Aechtheit aufwerfen lassen. Aber wir verweilen wohl alle mit einer ganz besondern Rührung und Sinnigkeit bei den Personen in der Geschichte,

schichte, die gleichsam wie Abgeschiedene hervortreten, und von denen selbst die bestürzte Mitwelt nicht recht weiß, gehören sie ihr an oder nicht. Ich erinnere mich noch gar wohl, wie mich schon als Kind der Portugiese Sebastian, der Russe Demetrius, und in späteren Jahren dieser Waldemar unwiderstehlich anzog. Wie große Fragen stehen sie in der Chronik da, und man thut wohl, auch als Mann in dieser Hinsicht ein Kind zu bleiben, wohl erwägend, daß es ja überhaupt wohl manche Fragen giebt, die erst — am jüngsten Tage vollkommen gelöst werden können. — Hier hat nun der Dichter den schönsten Raum für ein freies und kühnes Spiel; doch sei es ja ein frommes, wie wir denn dem Dichter des Waldemar nachsagen dürfen, daß er ein solches gegeben.

Es kann bei der ersten Ansicht dieses Schauspiels scheinen, als sei es nur ein historisches Gemälde; nicht aber ein eigentlich geschlossenes Drama, man könnte sagen, die Geschichte bilde hier die Progression einer Linie, nicht aber den in sich selbst zurückkehrenden Cirkel. Dem ist nicht also; wohl aber mag ich es mit einer kühn gewölbten, die weiteste Aussicht gewährenden langen Eichenallee vergleichen, an deren äußerstem Ende ein gothisches Grabmahl, das Gemüth und den Blick erweiternd, beruhigt. Wo hier der Sieg ist, und wie sich der Kreis schließt, wird dann wohl deutlich.

§. 28.

In einem solchen Eichenwalde können aber unmöglich hochtönende, oder wild flatternde Worte erschallen, oder die Resultate der neuern Philosophie, in kurzen Sentenzen mitgetheilt, vernommen werden, da jene den Märkischen Rittern bekanntlich — unbekannt war. Da ferner die Personen, welche in diesen Eichen- und Fichtenwäldern

auftreten, genau wissen, was sie wollen, so halten sie sich nicht lange bei erhabenen Ausrufungen auf, sondern schreiten nach kurzen Reden zur That. Um weitläufige antithetisch zugespitzte Flüche von sich hören zu lassen, sind sie zu kräftig und zu fromm, und um sich Bonmots zuzuwerfen, mit der Aussicht, sie mit Wucher zurückzubekommen, zu einfach. Mit einem Worte: es fehlt hier gänzlich an metaphysischen Sentenzen, Halb-Gebeten, weichlichen Thränen, Zerknirschung, Verzweiflung u. s. w., welche Dinge doch immer noch bei manchem Leser fast in zu großem Ansehen stehen sollen. Was man so im gewöhnlichen Leben „schöne Stellen" nennt, ermangelt gänzlich, und es ist wohl zu vermuthen, daß manche Leser diesen Mangel schmerzlich empfinden werden. Was indessen Trost bietet, ist eben das Ganze, welches in muthiger Einfachheit und fröhlicher Frömmigkeit wohlgegründet dasteht.

Nach Schillers sehr richtiger Bemerkung soll der sittliche Werth eines Menschen keinesweges nach der Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen berechnet werden, indem derselbe nur auf der größern Congruenz der ganzen Bildung zu dem moralischen Gesetz beruhe, und man dürfe hoffen, daß am Ende der Cultur, wenn ein solches sich überhaupt gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede sein werde (vergl. Horen 1796. III. 88). Sollte man deshalb nicht auch sagen dürfen: die Vortrefflichkeit der Dichter beruht keinesweges auf der größeren Summe einzelner rigoristisch-ästhetischer Gedanken, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlage zu dem ästhetischen Gesetz. Durch jene Congruenz muß sich doch am Ende auch jenes an sich schätzbare Einzelne finden.

§. 29.

In dem Schauspiel „die Ritter und die Bauern"

ist insonderheit der glänzenden Schilderung der Leidenschaft des jungen Ritters für das schöne Landmädchen zu gedenken, da wir in Fouqués Werken so selten eine dargestellte dunkelglühende Leidenschaft bemerken. Die Aufforderung des Ritters an die Geliebte zur Sünde der Leidenschaft, weil ohne Sünde kein sühnendes Christenthum möglich sei, gehört zu den furchtbarsten und bedeutendsten Momenten, die nur durch das genaue Anschauen tragischer Sophisterei erreichbar werden. Wir gedenken ferner der tief erschütternden und neu gebärenden Reue, nach welcher der Jüngling fast wie umleuchtet durch die Bekehrung erscheint, und wohl müssen wir mit inniger Rührung dem trefflichen deutschen Ordensherrn Recht geben, wenn er ihn mit dem verlorenen (nun wiedergefundenen) Sohn vergleicht; sich selbst aber mit dem andern, „über den doch minder Freud' ist."

§. 30.

Was nun endlich Undinen betrifft, so mögen hier ein paar freundliche Worte, die ich gleich nach der Erscheinung derselben schrieb, eine Stelle finden. Es giebt Gedichte, welche, noch ehe die Kritik ihr Wort spricht, an die Kritik selbst eine Frage thun, die sie zuvörderst zu beantworten hat, und nur freudig beantworten kann. Der Dichter, der hier das Höchste gegeben, setzt bei den Zeitgenossen, denen er sein Werk geschenkt hat, voraus, daß sie wissen, was Leben heißt und Liebe, und das Leben in der Natur, und Sehnsucht und Trauer, und Lächeln und Tod. Wenn uns der Gedanke verletzt, daß dennoch Manche sein mögen, die es nicht wissen, und so Manche unter den Wissenden, die es nicht fühlen und nicht anschauen, so tröstet uns wieder die Hoffnung, daß durch dieses leuchtende Mähr-

chen ihnen die Wahrheit aufgehen werde, die da mehr ist als wirklich: das heißt wahr.

In diesem Mährchen wird es wohl allen recht klar werden, daß man nur von dem Tapfern sagen kann, daß er sanft, nur von der Kraft, daß sie milde sei, nur von der Herzensgediegenheit, daß sie die ganze tiefe Bedeutung und den süßen Trost der Thränen kenne. Wir finden in diesem Werke eine Darstellung des Elementes des Wassers, die uns an Pindars Wort erinnert, daß das Wasser das Beste (der Elemente) sei, wir finden das Feuer in der Menschenbrust, und das ewige Feuer der Liebe und Religion, wir finden Kraft und Blut; nicht aber, wie selbst bei dem trefflichsten Rhetor, nur die erstere oder beides unvereinigt.

§. 31.

So ist denn nun auch seitdem Undine zum allgemeinen Liebling der Deutschen geworden, ja sie hat selbst bei denen, die sonst, gegen sich selbst am härtesten, die Liebe abzulehnen pflegen, eine rege Theilnahme zu gewinnen gewußt, denn nur die zartesten Hände, wie sie hier Undinchen ausstreckt, können die Mauer zerbrechen, die früherhin jene Armen hinderte. Der Poesie, die auf reiner Liebe und Sehnsucht gegründet ist, widersteht so leicht keiner, und es mag wohl manchem durch dieses Gedicht erst deutlich geworden sein, wohin diese Sehnsucht deutet. Es ist nicht die Sehnsucht nach der Vergangenheit, obwohl sie gar manches Köstliche in ihren Schooß aufgenommen hat, das in der stillen Erinnerung, wie vom Abendroth verklärt, nur noch köstlicher erscheint. Immerhin mögen wir manches herrliche Paradies auf Erden verloren haben; unser Herz ganz anzuregen vermag doch nur die Sehnsucht nach dem wiederzugewinnenden ewigen.

Manche Freuden unsrer Kindheit, und die Thränen, welche die heiligsten Stunden zu begleiten pflegten, können uns, im trüben Weltleben befangen, wohl als ein solches Paradies erscheinen, denn es war allerdings eine Ahndung von ihm in ihnen; aber im tiefern Sinne geht doch jene Sehnsucht immer nur nach Vollendung, und nach dem himmlischen Leben, dessen wir aus Gnade einst gewürdigt werden sollen.

Diese reine Freude an Undinen konnte indessen der Dichter nur erreichen, indem er sie durchaus persönlich und in harmonischer Gestaltung vor unser Auge führte, so daß wir sie vor uns sehen wie das zarteste liebste Kind, über dessen Weh wir einen unendlichen Schmerz, aber auch einen unendlichen Trost empfinden. —

§. 32.

Es folgte der „Zauberring," ein großer Ritterroman, der auf den Gedanken gegründet zu sein scheint, daß wir Europäer alle aus germanischer Wurzel entsprungen sind, wobei die Abweichungen keinesweges verschwiegen werden, worin insonderheit die romanisch gewordenen Kinder verfielen. Erscheinen diese nun aber auch höchst eigenthümlich und oft seltsam gestaltet, so finden sich doch überall bei ihnen Spuren von deutscher Gediegenheit, und selbst im heftigsten Kampfe, durch die Ahndung eines gemeinschaftlichen Ursprunges, tiefe Bruderliebe und Glaubenstreue.

Das alles ist aber in jenem Roman nicht, wie es sonst so oft geschieht, mit nackten Reflexionsworten hingestellt, sondern in's Leben selbst gebracht worden. Wir sehen hier die große Verwandtschaft versinnlicht durch einen deutschen Ritter, Hugh von Trautwangen, der in fremden Landen viel umher gezogen, und dort Kinder zurückge-

lassen, die sich in der Folge bald in Haß, bald in Liebe begegnen, bis endlich die Liebe siegt, und der ganze Baum mit allen Wurzeln, Blüthen und Blättern deutlich vor unsern Augen steht.

§. 33.

Wir schweigen von viel andern Werken, die der Dichter folgen ließ, und gedenken nur noch seines „Herrmann,“ weil in demselben eine Aufgabe gelöset worden, welche ohne Zweifel große Schwierigkeiten in sich hatte.

Zuvörderst muß hier die Verwöhnung zur Sprache kommen, worein durch gar manche Englische, Französische und Deutsche Dichter die Mehrheit der Leser und Zuschauer versunken ist. Wenn nämlich jene Dichter (es sind ihrer viele gewesen und noch) einen Helden schildern wollen, so geberden sie sich dabei meistens ganz seltsamlich und wunderlich. Ein solcher Held darf durchaus nicht reden wie ein freundlich gebildeter, tief-stiller, heiterer Mann, sondern er muß mit ganz gewaltigen und entsetzlichen Worten um sich werfen, und, wenn er wüthend wird, wenigstens die ganze Milchstraße herunter zu reißen drohn, so daß den Lesern und Zuschauern ordentlich bange wird. Diese Bangigkeit aber ist den meisten unter ihnen gerade recht, denn sie meinen, das gehöre eben mit dazu. Zuweilen gehen die Dichter noch viel weiter, und lassen den Helden selbst nicht selten seine eigene Heldenmüthigkeit rühmen, damit niemand in Ungewißheit bleiben und etwa gar meinen könne, der Held sei doch keiner; ja damit selbst der ungläubigste Unglaube besiegt werde, so umgeben sie den Heros mit einer Schaar von Vertrauten und Freunden, die fast nichts weiter zu thun haben, als den heldenmüthigen Mann zu bekränzen, so daß derselbe zuletzt kaum mehr sehen kann vor den vielen dickbelaubten Lor-

beerzweigen, mit denen man ihm Stirn und Augen umwunden hat.

Den französischen Rhetoren, bei denen Alles Wort ist, und wieder Wort, und noch einmal Wort, möchte man das wohl vergeben, weil sie nun einmal nicht anders können; daß aber auch Deutsche also handhaben konnten, sie, die doch wissen sollten, wie sich der große Karl, die Hohenstaufen, Rudolph von Habsburg u. s. w. so ganz anders benommen haben: das ist weit weniger zu verzeihen.

§. 34.

Unser edler Klopstock hat das auch gar wohl gefühlt und in seiner Herrmanns-Trilogie einen ganz andern Weg eingeschlagen. Hier ist durchaus keine Ueberfülle, keine Weichlichkeit, kein geschweiftes Pathos; wohl aber zuweilen — es läßt sich nicht umgehn — Gezwängtheit, Nacktheit und epigrammatisches Spitzleben; ja in „Herrmanns Tod" herrscht fast nur Nacht ohne Gestirn. Der deutsche Held in den Klopstock'schen Dramen gleicht einem edeln Baum, dessen tiefer Kraft der Dichter so sehr vertraute, daß er ihm fast jede Blüthe nahm. Leben bleibt dem Baum, und zwar ein sehr dauerhaftes; aber wir nähern uns ihm doch nicht ohne Trauer.

Wenn wir die Geschichte Herrmanns genau fragen und seinen edlen freundlichen Feind Tacitus, so ergiebt sich, daß Herrmann ein überaus seltener Held war, in welchem sich exoterische Klugheit mit esoterischer Weisheit, das Streben nach dem höchsten äußern Ruhme mit der frömmsten Liebe zum Vaterlande, Gewandheit mit Sinnigkeit, tragisches Gefühl mit Heiterkeit vereinte. Nur dadurch konnte ihm möglich werden zu leisten, was er geleistet hat, und nur auf diese Weise können wir ahnden, was seinen Tod veranlaßte.

So sind denn auch die alten Deutschen keinesweges starr oder gespreizt, wie sie so oft geschildert worden, sondern, im Vertrauen auf ihre gute Sache, muthig-behaglich, derb-tapfer, fröhlich-leicht, und ehrbar-eigensinnig hinlebend.

Wohl dürfen wir auf diesen Herrmann aufmerksam machen, falls es des Aufmerksammachens bedürfen könnte.

§. 35.

Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Auch hier beziehe ich mich auf eine frühere Anzeige der Erzählungen dieser Dichterin, (s. Freundliche Schriften, Thl. I.) uud will hier nur sehr subjektiv aussprechen, daß, so bedeutsam auch die Welt ist, die sie seitdem geschaffen, meinem Gemüthe dennoch immer die Novelle „Arnold und Marie" das theuerste ihrer Werke ist. Ich fand und finde in derselben die ruhig-tiefe Idee, daß Pflicht und Liebe einen stillen Kreis um uns ziehen sollen, der uns so entschieden heilig sei, daß wir ihn nimmer übertreten. Auf die Fragen der bösen Sphinx da draußen sollen wir uns nicht einlassen, es müßte denn sein, daß wir schon hoch genug stehen, um mit vollendeter Kraft jede ihrer verfänglichen Räthsel lösen zu können. Treibet uns aber ein keckes Gelüsten, einmal einen Riß in unser sittliches Leben zu machen, um doch einmal unselig frech zu versuchen, wie es jenseit der Pflicht aussähe, dann hat der böse Dämon ein Recht auf uns, nnd das Verderben erfaßt uns mit sicher Hand.

Das ist nun freilich eine große Lehre, die uns in dieser Erzählung gegeben ist, und es giebt noch immer ästhetische Osricks genug, welche es wirklich mit vieler Mühe so weit gebracht haben, daß sie selbst früh nüchtern, wo sie

sonst am uninteressantesten sind, geläufig ausrufen können, die Poesie solle eben keine moralische Tendenz haben. Diesen Rufern möchte ich wohl mit gebührender Gelassenheit folgendes erwiedern: Auch an mich, ihr nicht allzu sehr Vortrefflichen, ist seit der Zeit, daß ich überhaupt das Wort Poesie auszusprechen wage, jene Erkenntniß glücklich gelangt, aber in eurem Munde wird jene Wahrheit zu etwas Irrigem, und ihr vergesset ganz, daß die Poesie, als die ewige Lehrerin der Menschheit, obwohl sie nimmer auf das Lehren ausgeht, doch immer das Beste lehrt, so wie die Sonne, der Aether, die Blumen u. s. w. lehren, obwohl sie niemals eine Ethik oder ein didaktisches Gedicht — geschrieben haben.

Wie oft man aber noch immer diese ästhetischen Kiebitze hören muß, die noch mit der halben Eierschale auf dem Kopfe aus dem Nest gelaufen sind, das sei insonderheit den Redakteurs einiger Zeitblätter geklagt, die das quos ego! ihnen zuzurufen unterlassen.

§. 36.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. 1768 zu Königsberg in Preußen, ging zur katholischen Religion über, und lebt seitdem als Ordensgeistlicher zu Wien. Seitdem die Aufklärung verdächtig geworden war, daß sie nicht die wahrhaftige sei, weil sonst durch sie, wie doch geschehen, das Heilige nicht hätte können verletzt und verflüchtigt werden, seitdem man ferner den Menschenverstand, der sich mit seinem Gesundheitsgefühle unaufhörlich breit machte, als kränklicherhitzt und unersprießlich anerkannt hatte, und die Unbescheidenheit an den Tag gekommen war, mit der er sich sowohl der Vernunft als dem Glauben widersetzte, seitdem machten mehrere wackere, und einige — sehr rasche und überschwenglich poetische Schriftsteller

in Deutschland die ernstlichsten Anstalten, das ganze Aufklärungswesen einzusargen, wobei denn auch manche recht witzige Spottlieder gesungen wurden, da billig das Gemeine nicht mit ernster Feierlichkeit in die Unterwelt hinab begleitet werden dürfe. Freilich muß jede unächte Aufklärerei an innerlicher Langweile sterben, und so ist sie denn auch so ziemlich beseitigt worden, obwohl sie noch immer zuweilen hie und da herumspukt, und thut, als sei ihr nichts geschehen.

Aber es war mit jenem Einsargen, wie nun einmal der Welt Lauf ist, keineswegs allem Uebel der Kopf zerbrochen; denn an die Stelle der unächten Aufklärung trat jetzt eine nicht minder unerfreuliche Erscheinung, die unächte Mystik, und leider müssen wir Wernern den gerechten Vorwurf machen, daß er nicht wenig beigetragen habe, sie mit gefährlicher Kraft und gefährlichem Glanze auszurüsten.

Zwar schien sein Auftreten mit den Söhnen des Thales, deren erster Theil manches enthält, was nur ein ächter Dichter hervorbringen kann, zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen; allein nur zu bald zeigte sich, daß er viel zu frühe auf dem Erworbenen behaglich ruhe, und wenn er auch fortschreiten wolle, die Kraft doch nicht ausreiche. Dazu gesellte sich jetzt eine Hinneigung zur Mystik, die wir für eine bloß erworbene und eben deshalb höchst unerquickliche erklären müssen, weit entfernt von der Wahrheit, Innigkeit und Sinnigkeit, mit der sie in manchen deutschen Theosophen des siebzehnten Jahrhunderts, z. B. im Johann Angelus *) erscheint. — Was jetzt

*) Bemerkungen über ihn und Gedichte von ihm gab ich im Frauentaschenbuch für 1819, Seite 117 ff. — Möge der sinnige Dichter von den Besseren nicht unbeachtet bleiben. Seichte bleiben fern.

als Mystik umgeht, ist fast immer ein Gespenst, unwerth sogar, das alte Grab zu bewachen; doch versteht sich, daß hier nur von der gedruckten Mystik die Rede ist, nicht von der im lebendigen Menschen, unter denen sich ohne Zweifel manche finden können, die tiefer gehen als fast sämmtliche Druckschriften.

§. 37.

Erdichtete Personen mit jener Nebelmystik zu verhüllen, hätte noch allenfalls hingehen mögen; aber unmöglich können wir ungerügt lassen, was freilich schon oftmals gerügt worden ist, daß Werner auch unsern ewig theuren, muthigheitern, kraftreich-tiefsinnigen Luther gezwungen hat, in dieser Nebelkappe zu erscheinen. Er hat freilich selbst, was von löblicher Gesinnung zeigt, diese Weihe der Kraft späterhin als eine Weihe der Unkraft anerkannt, doch ist ihm aus bekannten Gründen nicht möglich gewesen, alles wieder gut zu machen.

Wir müssen ferner rügen die Krankhaftigkeit in manchen seiner Darstellungen. Diese verräth sich insonderheit dadurch, daß er die Personen mitunter in so unendlich peinlichen Zuständen zusammenbringt, daß ihm kaum möglich ist, ihnen ein Wort zu leihen. Er hilft sich dann durch kolossale Parenthesen, in denen den Schauspielern vorgeschrieben wird, daß sie „kühne Verzweiflung,“ „durchbohrende Blicke,“ „verschlingende Augen,“ „den Ton der unendlichen Wehmuth,“ „kalt höhnenden Ingrimm“ und genügendes „Zähneknirschen“ bereit halten und ihm damit unter die Arme greifen sollen. Wirklich bedarf er auch dieses Zuhülfekommens sehr, denn die Worte, mit denen er (in der Wanda) jene Parenthesen begleitet, „Rügenherzog! — Polenfürstin! — Auf zum Kampf! — ich bin dabei! — Löwenritter! — Heldenjungfrau! —

Warst du mein? — Ich laß dich frei!" — sind krank und dürftig genug, und haben obendrein durch ihre Gesangartigkeit etwas Komisches bekommen, das der Verfasser gewiß nicht bezweckte.

§. 38.

Von dem 24. Februar wollen wir gern einräumen, daß es in seiner Art ein recht vollendetes Werk ist, aber ein heidnisch unerfreuliches, zu dem ich — wie Orlando in „Wie es euch gefällt" zum Jaques — sagen möchte: „Ich wünsche mir eure entferntere Bekanntschaft." Es ist ein streng hinauf gethürmter Eisberg, der von der Kraft und der Kunst des Aufthürmens zeigt, uns aber keine heimathliche Stätte bietet.

Diesem schauerlich kalten Februartage steht gegenüber „die heilige Kunigunde." Sie ist warm und weich und süß, und nicht-heidnisch. Aber die Wärme ist sichtbar geleitet und mit sichtbaren aromatischen Düften durchräuchert, die Weichheit ist, trotz einigen Anwandlungen von Gesundheit, kränklich, die Süßigkeit wird zur süßlichen Honigartigkeit, deren man sich höchstens im Genusse ein wenig erfreut, keinesweges nach demselben; das Nicht-Heidnische endlich, das Christliche, wird hier nicht selten zur Pracht, zum Prunk, zur bloßen Rede.

§. 39.

Zur Rede! — mit diesen Worten haben wir einen Theil des Jammers unserer Zeit ausgesprochen. Durchwehen, durchglühen, durchleben soll die Religion jedes Kunstwerk, das ein Christ aufstellt; aber der Christ soll das Heilige nicht zu viel besprechen, und nicht glauben, daß wenn es nur häufig genannt werde, es auch schon da sei. Unter allen Koketterien (von Werner ist hier nicht die Rede) ist die Koketterie mit dem

Christenthum die gefährlichste und gräßlichste, und ich möchte nicht Worte nehmen, sondern Flammen, um davor zu warnen.

Wenn übrigens vorhin manches Kranke in Werners Werken gerügt worden ist, so versteht sich, wenigstens bei mir, wohl von selbst, daß diese Rüge überhaupt nur dann trifft, wenn jenes Kranke nicht rein auftritt, sondern sich für Gesundheit ausgeben möchte. Die reine Sehnsucht nach dem ewigen Vaterlande, die eben in ihrer vollendeten Reinheit ächt christlich ist, kann gar leicht als krank erscheinen; doch wollen wir uns stets vor der Sünde hüten, diese Krankheit tadeln zu wollen, die bekanntlich (um doch wenigstens Ein Beispiel anzuführen) auch der kerngesunde Paul Flemming gar wohl kannte. Wer sie nicht kennen sollte, hätte sich selbst das Urtheil gesprochen, und würde in subjektiver heidnischer Befriedigtheit nothwendig unbefriedigend genannt werden müssen.

Wir wollen jedoch diesen Abschnitt mit einem gerechten Lobe für Werner endigen, und ihm gern nachsagen, daß er unsre liebe Sprache wenigstens von Einer Seite, der so oft verkannten musikalischen, nicht selten vortrefflich zu behandeln gewußt hat, wobei wir insonderheit auf den Geisterchor in der obengenannten Wanda verweisen. Auch im Sonett ist er zuweilen glücklich und nicht ohne Wohllaut.

---

§. 40.

Ehe wir die Reihe bedeutender schriftthätiger Männer und Frauen weiter fortführen, mögen hier zuvörderst einige allgemeine historisch-kritische Bemerkungen eintreten.

Es ist gezeigt worden, wie nicht bloß bei jenen Einzelnen, sondern auch im Allgemeinen eine lebendigere Reg-

samkeit eintrat, und wie nicht selten löbliche Kraft mit löblichem Talent und Fleiß vereint erschien. Nur im Ziel wurde häufig geirrt, denn oft schien es, als halte man die reflectirende Kritik über die Poesie entweder für die Poesie selber, oder wohl gar noch für etwas Besseres. Das Reden über die Poesie nahm kein Ende, und, wenn auch oft recht gut über dieselbe geredet wurde, so war doch noch häufiger eine bloße mechanische Zungenfertigkeit, die der Verfasser dieses gegenwärtigen Buchs nicht selten mit seinem Fluch belegt hat, im Spiele. Es war zuletzt in der Mehrheit der vernommenen Redensarten eine völlig lebenlose stereotypenartige Fixirtheit.

Dazu kam der große Uebelstaud, daß unsere Literatur im ersten Jahrfünf des gegenwärtigen Jahrhunderts kaum mehr recht aussah wie eine Deutsche, sondern eher wie eine Portugiesisch-Spanisch-Provenzalisch-Italienische. Und wie der Prinz in der ersten Scene der Emilia Galotti mit betrübtem Herzen seufzt: „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften," so haben wir damals auch wohl zuweilen seufzen müssen: „Uebersetzungen, nichts als Uebersetzungen, Nachbildungen, nichts als Nachbildungen." Da wir aber denn doch stets gerechter sein wollten als jener Hettore, so vergaßen wir nie, selbst im Seufzen, das höchst wichtige Wort f a s t oder b e i n a h e hinzuzusetzen; rühmten auch nach Gebühr, daß die Uebersetzungen meistens von feinem Takt und die Nachbildungen wenigstens von reproducirendem Talent zeigten.

§. 41.

Wir zweifeln nicht nur nicht, sondern wir sind vielmehr fest überzeugt, daß auch in jenen Jahren die Liebe zum Vaterlande bei den Deutschen so fest stand wie immer, aber es fehlte denn doch oftmals die Regsamkeit und Thä-

tigkeit derselben. Ueber dem Sprachstudium ward nicht selten die Geschichte vernachlässigt, und ihre Warnungen gelangten nicht mehr in ihrer ganzen Kraft an das Publikum. Die Franzosen waren wohl jedermann zuwider geworden, aber man wollte überhaupt nicht mehr viel von ihnen hören, und obgleich das linke Rheinufer verloren worden war, so meinte man doch oft, das werde wohl so viel nicht auf sich haben, und an ein weiteres Umsichgreifen von Seiten dieses bedenklichen Nachbarvolks sei nicht zu denken. Die leicht aufzutreibende Kenntniß, daß dasselbe denn doch während des ganzen siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts fast nur im Umsichgreifen und vom Umsichgreifen gelebt hatte, wurde meist abgelehnt, und es sollte nun einmal nicht so gewesen sein, wie es doch gewesen war.

Da weckte das Jahr 1805 und die trüben Namen Ulm und Austerlitz, vor allem aber das unglücklichste Jahr 1806 die Deutschen fast alle, und man hörte den Weltgeist vernehmlicher rauschen als jemals, und sammelte sich still, um wenigstens jetzt in der trübsten Zeit keine seiner Mahnungen zu überhören. Spät war es freilich, doch für deutsche Kraft nicht zu spät.

Was auch die Erinnerung an jene Zeit Peinliches und Schmerzliches habe, und wie mancher äußerliche Verlust auch unersetzlich scheinen möge; immer bleibt es sehr tröstlich, daß wir rühmend sagen dürfen, die Deutschen standen ihrem Unglück wie christliche Männer, und das leidende Vaterland ward jetzt der Gegenstand der innigsten und zärtlichsten Liebe. Im Glücke hatten die verschiedenartigen deutschen Stämme nicht selten vergessen, daß sie ja doch alle aus Einer Wurzel entsprungen seien, und daß ein gemeinsames Mutterland sie alle geboren und gepflegt

habe; im Leiden erkannten sich jetzt alle als Brüder, die nur Ein Ziel haben durften, und zwar ein solches, das nur mit vereinten Kräften erreicht werden konnte.

§. 42.

Die Zeit der Prüfungen dauerte lang, und lange Jahre hindurch war man zu der schwersten Pflicht des Wartens und Duldens gezwungen. Auch sie ward geübt mit Würde und Anstand, und obwohl das Wort unter der fremden Zwingherrschaft verboten war, da diese mit Recht das geflügelte Werkzeug des Gedankens scheute, so verstand man sich doch auch ohne Worte; ja man verschmähte sie oft fast, als bedürfe man ihrer nicht.

So gingen die Jahre, von manchem trüben Jammer bezeichnet, doch unter stetem würdigen Benehmen fast aller Deutschen hin, bis endlich die glückliche Zeit kam, wo edles Dulden in edles Handeln übergehen konnte, und nun wurden die Schlachten geschlagen, aus denen des Vaterlandes Freiheit neu erwuchs, Schlachten, die uns klar zeigen, daß nur die Idee des Guten so siegen konnte.

Kein prunkendes Wort soll die heilige Feier stören, die wir alle bei dem Gedanken an die unvergeßlichen Kriegesjahre 1813, 14 und 15 empfinden; wohl aber werde auch hier die große Frage aufgeworfen: Wie wurde so Großes erreicht? und neue Freude möge uns erfüllen, daß für diese Frage nur Eine Antwort vorhanden ist, und zwar eine, welche die Fürsten und die Völker gemeinsam gegeben haben, und stets geben werden: Mit Gott und durch Gott ist geschehen was damals geschah in den edelsten Befreiungsschlachten.

Nicht Menschenkraft und Menschenklugheit konnte retten, sondern nur das Göttliche im Menschen, das sich in Muth und Demuth offenbart. Manches von dem, woran

sich

sich früher jene Kraft und jene Klugheit oftmals gehalten, war, da ihm innere Dauerhaftigkeit fehlte, zerbrochen worden, und man hatte sich umringt gesehen von den Trümmern einer frühern sogenannten Herrlichkeit, die wohl nicht die rechte mochte gewesen sein, eben weil sie ein Ende nehmen konnte.

§. 43.

In der Schmerzensnacht, die dann über Deutschland kam, wurden selbst dem sinnlichen Auge die ewigen Gestirne wieder klar, die in der Mittagshelle des Glücks nur selten bemerkt worden waren. Man fing wieder an, in reiner Demuth zu ahnden, daß die höchste Ehre und das höchste Glück des Menschen, ein Christ zu sein, wieder erlangt werden müsse; und — die mildeste und entscheidendste Erzählung vom verloren Sohn, der zum Vater zurückkehrt, dessen Gnade unerschöpflich ist, wurde jetzt lebendig bei fast allen, die der Rückkehr bedurften in unserm Vaterland. Es ist seitdem auch viel, sehr viel gesprochen worden unter uns von Religion; aber man soll das im Allgemeinen nicht zu hart tadeln, denn wohl ist wahrscheinlich, daß auch jener Sohn, nachdem er den Vater und sich wiedergefunden, gar oft in heißen Worten sein neu errungenes Glück werde gepriesen haben; und der Vater hat ihn wohl deshalb nicht gescholten, wenn es jenem nur ein recht heiliger Ernst war mit dem Preisen. Wer immer gesund war, kann das Gefühl der Genesung wohl schwerlich ganz so feurig erkennen, und wie dann des heißen Dankes Worte strömen mögen.

Leider müssen wir hier anführen, daß freilich auch wohl zuweilen die frommen Worte nur als rhetorische Uebung gemeint waren; allein es ist mir dieser Gedanke zu empörend und zu widerlich, als daß ich lange dabei

verweilen könnte, und so möge diese arge Heillosigkeit, die jedoch nur selten sein dürfte, mit einem schnellen „Gott bessre's" abgefertigt werden. — Im Ganzen aber waren wir in der That und Wahrheit besser geworden, und das ist nie zu verkennen, sondern stets freudig zu rühmen. Wir hatten das schmerzlichste Läuterungsfeuer erlebt, und waren bestanden in der Prüfung.

§. 44.

Da fiel denn auch der bunte Kosmopolitismus in unsrer Literatur bald zusammen, und gern öffnete wieder das Vaterland die alten, fast verloren scheinenden Schätze. War es auch oft nur die Trauer über die Gegenwart, und der Wunsch, sich in eine schönere, gesicherte Vergangenheit zu flüchten, welche bei manchen Deutschen jetzt das Studium der Geschichte veranlaßte, doch brachte es gute Früchte, denn auch die Wissenschaft ist dem edlen Schmerze hold, und er lernt durch sie hoffen, so wie der Ueberglückliche fürchten, was ihm so noth thut.

Der sich selbst bespiegelnde Hochmuth, der sich so häufig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei uns offenbarte, hatte von gar manchen herrlichen Dichterwerken der Vorzeit nichts wissen wollen, oder, wenn sie von einigen fleißigern Männern gezeigt wurden, das Studium derselben träge abgelehnt; — das ward jetzt alles anders. Unsere nie genug zu liebende Sprache wurde bis in ihre Wurzel verfolgt, und das freundlich-tiefsinnige Volksgedicht von den Nibelungen ging wieder lebendig durch unsre Mitte. Hier ist insonderheit W. Schlegel und von der Hagen mit ausgezeichnetem Ruhme zu nennen, und dem unermüdlichen Fleiße des letztern gelang es, uns das Werk, das früherhin voll Ritzen und Wunden erschien, in seiner vollständigen Gesundheit und Reinheit wieder zu

geben. Aehnliche Verdienste erwarben sich Tieck, Docen, Beneken, Zeune u. a., deren stilles Verdienst nicht unerkannt blieb, weches der Zeit Ehre macht, die für das stille Verdienst Sinn hat *). Mit umfassendem Geist und vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, gaben uns die Brüder Grimm eine im reinsten Ton erscheinende Sammlung von Kindermährchen, die, obwohl nicht alle deutschen Ursprungs, doch ein eigentlich deutsches Volksbuch bilden, da unser Volk zum Glücke das hoch gestellte Wort „Kinder" am richtigsten zu fassen pflegt.

Dieses Zurückkehren in Poesie und Geschichte, in die alte Heimath, war von den günstigsten Folgen für unsre gesammte Literatur. Wir dürften uns darüber noch stärker ausdrücken, denn es ist nicht zu verhehlen, daß wir ohne dieses Zurückkehren, vielleicht bald aufgehört haben würden, eine Literatur zu besitzen. Der Dichter ist kein launiger Schmetterling, kein nestloses flatterndes Geschöpf, son-

*) Bei dem rühmlichen Eifer und Fleiße, der dem theuren Nibelungenliede gewidmet wird, muß indessen in Beziehung auf einige Bestrebungen mitunter auch beseitigende und ablehnende Kritik walten. Unter andern, wenn, wie bereits einigemale geschehen ist, die ruhige Einfalt des Gedichtes durch unerquickliche Ueberwärme hat überboten werden sollen. Ich gebe nur Ein Beispiel, und zwar den Schluß, der bekanntlich lautet:

Ich en sage uch nicht mere von der grosen not,
di da erslagen waren, di lassen ligen tot,
wi ir dinch angefiengen sit der Hunen diet:
hie hat das maer ein ende, das ist der Nibelungen liet.

Die Bearbeitung von einem achtbaren und talentvollen Dichter giebt die Stelle leider also:

Doch Thrän' und Klagen wecken die Todten nicht mehr auf,
Der Erde Kinder hemmen nicht des Geschickes Lauf.
Wir sind am Ziel! wehmüthig ist verklungen
Der letzte Ton des Lieds der Nibelungen.

dern er ist ein edler Bürger im edlen Vaterland, und er soll sich von niemandem in der heiligen Liebe für dasselbe übertreffen lassen. Ein Dichter ohne Vaterland wäre auch ein Dichter ohne Poesie, das heißt: keiner. Ohne Religion giebt es kein Vaterland; in der Religion tritt es sogleich mit hervor. Einen irreligiösen Dichter hat es deshalb nie gegeben und kann es deshalb nie geben; denn wenn auch Millionen Menschen mit dem edlen Wort Misbrauch trieben, seine wahre Bedeutung kann natürlich dadurch nicht geschwächt werden.

§. 45.

Wenden wir uns jetzt wieder zu dem Einzelnen, und hier begegnet uns:

August Apel, geboren zu Leipzig 1775, gestorben am 9. August 1816. Sollte noch irgend jemand so unglücklich sein zu glauben, daß tiefe Gründlichkeit in Wissenschaften und Sprachen, nicht wohl mit anmuthiger Leichtigkeit sich vereine, der kann durch einen Blick auf Apel, sich auf die erfreulichste Weise vom Gegentheil überzeugen. In seinen Dramen: Polyidos, Aitolerinnen, und Kalirroe ist die geglückte Annäherung an die Alten, so wie im Kunz von Kaufungen das mächtige Leben, noch nicht genug erkannt, denn der Verfasser war nie um Zeitungslob bemüht, und so ist es gekommen, daß man fast unbeachtend an diesen Tragödien vorübergegangen ist. Seine Metrik erwartet, so viel wir wissen, gleichfalls noch den rechten, in der Gelehrsamkeit und Musik genügenden Beurtheiler, und auch ein solcher würde stets bekennen wollen, daß er sehr viel aus ihr und durch sie gelernt habe.

Ohne Musik im Innern ist die Sprache überhaupt ja nur bloßes Organ für das sinnliche Bedürfniß. Nur durch Musik werden die Gesetze der Rede und der

redenden Kunst in allen ihren Formen deutlich. Das haben die Alten immer gewußt; geahndet und angedeutet haben es auch ohne Zweifel die Neueren; aber wissenschaftlich ausgesprochen hat es, so viel mir bewußt, Apel zum erstenmale. Und nicht bloß ausgesprochen, sondern genau und entscheidend entwickelt hat er die Gesetze der Metrik als einig mit denen der Musik. Er hatte sie in sich.

§. 46.

Als Dichter ist er insonderheit rühmlich merkwürdig durch die Weise, wie er das Wunderbare einführt. Es ist ihm nämlich, nach meiner Meinung, das eigentliche Leben des Lebens, das siegend eindringt durch den Flor des Zeitlichen und Räumlichen. Oft sind die Menschen mit großem Scharfsinn, zuweilen auch wohl mit liebenswürdiger Bescheidenheit bemüht, das Wunderbare abzuwehren, und machen die sorglichsten Anstalten, daß es ja nicht herein trete; aber es tritt dann desto siegender herein, denn es ist mehr als menschlicher Scharfsinn, und kein metaphysisches Einmal Eins umfaßt und bannet das Wunderbare. Ich führe zum Belege hierbei die Erzählung die beiden „Neujahrsnächte" im Gespensterbuche an, die mir unter allen, was der Unvergeßliche in dieser Gattung geleistet, als das Vorzüglichste erscheint. Auch der „Freischütz" ist hier mit Auszeichnung zu nennen, doch ist das Element, in dem er schwebt, nicht klar genug, und der Schluß nicht ohne Verletzung.

Will man den Genuß noch erhöhen, so wende man die sogenannte scholastische Methode an, und sehe zu, wie so manche andere Schriftsteller das Wunderbare behandelt haben: roh, platt, unbeholfen, sich selbst nicht vertrauend, gleichsam um Verzeihung bittend, daß es sich die unartige Freiheit nahm herein zu treten, u. s. w. Es ist ein

rechter Jammer damit, und zwar ein oft wiederkehrender, denn wie bekannt, sind nicht wenige Autoren, an denen nichts Wunderbares ist, als ihr Hang zum Wunderbaren, auf Gespenster und auf den Teufel selbst versessen. An Anstalten und Citationen fehlt es nicht; doch erscheint meistens nichts Sonderliches. Der Vater der Lüge ist ganz besonders schwer zu zeichnen, und wer kein ewiges Ja in der Brust hat, der vermeide sorgsam die Darstellung des ewigen Nein.

§. 47.

Friedrich **Kind**, geboren in Leipzig am 4. März 1768, lebt zu Dresden. Dieser Dichter, welcher seit etwa 16 oder 17 Jahren eine ununterbrochene literarische Thätigkeit gezeigt hat, erfreut sich einer Fülle von schaffender Kraft, die sich auf mannichfaltige Weise in seinen Novellen kund gegeben. Wir bemerken ferner an ihm das Vermögen des dichtenden Malers, seine Gestalten nicht selten auf eine angenehme Weise zu gruppiren, und in Handlung zu versetzen. Geringer ist die bildende Kraft, und nicht selten vermissen wir, was der deutschen Kunst als charakteristisches Merkmal gehört, eine sorgfältige Entwicklung der Charaktere, so wie er überhaupt zu vermeiden scheint, das Leben in seinen tieferen Räthseln zu berühren, gleichsam als wären dieselben von vorn herein schon gelöst.

Allerdings ist der Dichter bei weitem glücklicher als der Philosoph, denn der letztere hat zuvörderst die Aufgabe, das **Schaffen** der Welt zu zeigen, während der erste dieselbe schon **geschaffen** vorfindet. Möge indeß dieses Wort ja nicht misverstanden werden, denn in jedem Falle wird doch der Dichter stets erst Philosoph und Historiker gewesen sein, und immer sein müssen, ehe ihm die Poesie überhaupt erscheinen kann. Ist aber der Dichter

auch tiefer philosophischer Forscher und reiner Historiker, dann kann sich der ewige Mythus von der Minerva, die in leuchtender Herrlichkeit aus Jupiters Haupte entsprang, an ihm bewähren.

Ich möchte um keinen Preis, auch wenn es mir möglich wäre, keiner Person in irgend einem ächten Dichterwerk, noch viel weniger aber der Poesie selbst die blühend rothen Wangen nehmen, und in tief-blasse verwandeln, sondern im Gegentheil jede wahrhaft blühende Gesundheit als die Frucht geistiger Tiefe geltend machen. In wie weit nun diese Bemerkung auf manche Novelle Kinds passe, darüber möge der sinnige Leser und der geschätzte Dichter selbst mit sich zu Rathe gehn, obwohl wir nicht zweifeln, daß sowohl jener als dieser darüber mit sich selbst schon oftmals zu Rathe gegangen sind.

§. 48.

Mir erscheint noch immer unter allen Novellen dieses Schriftstellers „die Todtenglocke" als die genügendste, in welcher die Decoration historisch richtig und klar, die Charaktere tief, genau und gehalten, und die ganze Erfindung bedeutsam tragisch und doch milde zu nennen ist. Die Erzählung Rosa und Alba hätte vielleicht die allervorzüglichste des Verfassers werden können, wenn die Ausführung dem genialen Gedanken gleich gekommen wäre; doch ist auch jetzt noch zu hoffen, daß eine spätere Auflage manche störende Einzelheit tilgen und das Ganze dem Ideal näher bringen werde.

Noch ist von Kind rühmlich zu erwähnen die große Leichtigkeit der Verse und des Reimes, die selbst bei flüchtigen Arbeiten noch immer einigen Genuß zu bieten weiß. Jenes liebende Sichsuchen und Sichfinden des gei-

stigen Reims (man verstatte das Wort) wird hier nicht selten erfreuend, bemerkt werden können.

Kind ist einer der gelesensten Schriftsteller, dem ein großer Theil des Publikums bedeutende Gunst gezeigt hat. Je größer aber die Wirksamkeit, je strenger möge der Wirkende gegen sich selbst sein, und gerade diese Gesinnung ist es, die wir dem Dichter der Todtenglocke zutrauen.

§. 49.

Friedrich Gustav Schilling, geboren zu Dresden am 25. November 1766. Dieser Dichter ist bereits seit dem Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts als Romandichter vortheilhaft bekannt geworden, denn Erfindungstalent und lebendig rasche Darstellung zeichnen ihn aus. Die nur reflectirende Thätigkeit so mancher Schriftsteller konnte oft nur personificirte Begriffe geben, oder, wenn besonderer Geist und rege Sorgfalt hinzu kam, einzelne poetische Portraits oder Statuen, die jedoch häufig nur an einander herum gehen, ohne sich zu berühren und in einander zu greifen. Dabei wird freilich gar viel von Handlung und Berührung gesprochen, aber das bloße Sprechen hilft nicht, denn es kommt nicht zur That. Ganz anders bei Schilling, denn hier ist fast alles Begebenheit oder Handlung, und der reflectirenden Thätigkeit wird nur selten und auch dann nur ein kleiner Raum gestattet.

Daß dabei nicht selten die ideale Wahrheit der Wirklichkeit geopfert wird, und fast überall, wenn ich mich so ausdrücken kann, die fliegenden Brücken von einem Charakter zum andern lustig erbaut in die Augen fallen, kann nicht verhehlt werden, und der offene, jede Verhüllung vermeidende, mit reichem Talent ausgestattete Verfasser, hat das auch nie verhehlen wollen.

Er lebt mit dem Publikum in einem sehr günstigen Verhältnisse, manche seiner Werke haben zwei oder drei Auflagen erlebt, und es ist seit dem Jahre 1810 eine Ausgabe von seinen sämmtlichen Schriften erschienen, von denen jetzt, (November 1818) wenn ich nicht irre, funfzig Theile herausgekommen sind. Er verdient diese Gunst insonderheit wegen der komischen Parthien in seinen Werken, in denen sich nicht selten ein witzig-kraftreicher Geist offenbart, der nun einmal die Fehler und Thorheiten der Menschen lieber von ihrer lustigen Seite, als Irrthümer, betrachten will, als von ihrer ernsten und trüben, wo die Verletzung, die sie veranlassen, nur durch die höchsten Mittel beseitigt und erst nach langem Kampf heiter ertragen werden kann.

§. 50.

Ernst Wagner, geboren zu Roßberg bei Meiningen, gestorben am 25. Februar 1812.

Unter den Fehlern, an welchen sehr viele Deutsche, Englische und Französische Romane des achtzehnten Jahrhunderts kranken, ist einer der größesten das hitzige Hinaufreißenwollen des gewöhnlichen Lebens gewöhnlicher Menschen zum Ungewöhnlichen und Imponirenden. Wenn etwa der Held im Garten spatzieren gegangen ist, und er hat sich, wie billig, ergötzt an der lauen Luft und den blühenden Apfelbäumen, so reicht ihm augenblicklich der Verfasser einen kleinen Lorbeerkranz dafür, und rühmt des Jünglings köstlichen Sinn für die Schönheiten der Natur, statt daß sich derselbe von selbst verstehen sollte. Ist vollends die Heldin selbst spatzieren gegangen, so mischt sich höchst wahrscheinlich ihre reine Thräne des Entzückens mit dem reinen Thau, der in dem Kelch der jungen Blumen ruht. Auch das, dünkt mich, ist ganz billig und abermals sich

von selbst verstehend; aber der Verfasser geräth außer sich und versichert, solch ein Mädchen gebe es fast gar nicht, und an Zartheit suche sie wohl nur vergeblich ihres Gleichen. Held und Heldin sind auch über sich selbst fast verwundert, und schreiben augenblicklich an einen Freund oder eine Freundin, um diese Empfinndungen nicht umkommen zu lassen, wobei gewöhnlich noch die Freunde etwas unfein in Verdacht gezogen werden, als verständen sie sich nicht allzuwohl auf dergleichen Zartheiten; doch wolle man aus Milde sie ihnen nicht vorenthalten.

Fangen sie endlich, oder auch sehr früh, an zu lieben, so wird vollends ein entsetzliches Aufheben davon gemacht, als sei eigentlich erst nunmehro die Liebe in die Welt gekommen, und die ganze Natur feiere dieses schöne Nunmehro fast auf unterthänige Weise.

Ich kann nicht ohne Betrübniß an den Eindruck denken, den eine solche, vielleicht nicht ohne Talent, dargestellte, sich bespiegelnde Liebäugelei, auf gar manche noch unentschiedene und unsichere Jünglinge und Jungfrauen machte, und machen mußte, und noch macht. Fingen sie nicht wirklich zuweilen an im Stillen zu glauben, sie seien wahrlich zu gut für diese Welt? und würden nur eigentlich nicht genug verstanden? Betrübte es sie nicht, daß sie so zarte Füße auf so rauhen Boden setzen mußten? und betrachteten sie nicht zuletzt die ganze bürgerliche Welt wie einen Kerker, mit dessen Eisenstäben sie nicht spielen mochten?

§. 51.

Ich freue mich, diesen vielen verderblich-hochmüthigen und Hochmuth bewirkenden Schriftstellern, manche gute, besonders aus neuern Zeiten entgegen setzen zu können, Autoren, die, selbst bescheiden und in gemäßigter Kraft

fromm, auch fromme Bescheidenheit zu wirken im Stande waren. Unter ihnen ist mir Ernst Wagner einer der geliebtesten, nicht als wäre er ein überaus vortrefflicher Künstler oder als gehöre er zu den allerausgezeichnetsten Romandichtern, sondern weil in ihm ein guter, stiller und frommer Geist wohnt, der jede Selbstgefälligkeit und Liebäugelei stets fern von sich hält, der die Menschen gar wohl kennt, die Besseren mit Innigkeit an sich schließt, und die Irrenden zur Klarheit führen und zu ihrer eigentlichen Wesenheit steigern möchte, was allein der Liebe gelingen kann. W. ist uns herzlich lieb und ausnehmend theuer, sobald er aus seiner eigenen reinen und tiefen Brust herausspricht, über Leben und Tod, Liebe und Kinderjahre, Winter und Frühling, und Musik und Sehnsucht, und es stört uns nicht nur nicht, daß sich zuweilen eine gewisse gelinde Kränklichkeit in seine Ansichten mischt, sondern wir finden eben, daß diese mit zu ihm gehört. Sie ist zart und leise, durch hoffenden Glauben beruhigt, und eben deshalb dem Witze und Humor nahe, oder vielmehr sie bringt ihn mit.

Wenig oder gar nicht erfreut er uns, wenn er sich zur sogenannten allgemeinen Gesundheit zwingt, oder wohl gar Goethes Spur nachzugehen bemüht ist, was ihm nicht gelingen kann, da seine Natur ihn mehr zu Jean Paul hinzuleiten scheint, den er auch mit großer und gerechter Liebe umfaßt. Jene Manier stört zuweilen in den „reisenden Malern," — so wie in Willibalds „Reisen aus der Fremde in die Heimath" mitunter eine trübe Exaltation, durch die Zeit veranlaßt, die hier nichts veranlassen sollte, eine Ansicht vom Staat erzeugt, die wir nur einer momentanen, sich rasch trösten wollenden politischen Verzweiflung zuschreiben können. Doch gehen auch diese Störungen schnell

vorüber, und der siegende gute Geist des trefflichen Mannes wird am Ende jeden sinnigen Leser freundlich befriedigt entlassen.

Zum Schlusse möchten wir noch auf die Fibel des vierzigjährigen A B C-Schützen (1810) aufmerksam machen, weil sie am wenigsten gekannt zu sein scheint. Hier ist W's. reiner Sinn, wohlwollendes Gemüth, und lebenvoller Geist nach den mannigfaltigsten Seiten hin ausgesprochen, und über allem waltet die Sehnsucht und der Glaube.

§. 52.

Julius von Voß.

Wir bemerken hier nur seine Lustspiele, in denen sich eine seltene Anlage offenbart, die noch nicht genug hervorgehoben zu sein scheint. Es mag dieses wohl mitunter daher rühren, weil vielleicht keines seiner Lustspiele einen ganz ungestörten Genuß bietet, und man wohl durch Verletzung im Einzelnen ein wenig ungerecht werden kann, insonderheit aber auch, weil der Sinn für das Komische so wie für das ganze Lustspiel in Deutschland nicht gar häufig gefunden wird.

Das Komische ist bekanntlich der Gegensatz des Erhabenen. Im Erhabenen — unsre Sprache selbst bezeichnet es sehr genau — ist der Sieg der geistigen Natur, wobei jedoch die sinnliche nicht ganz ohne Schmerzen zu bleiben vermag, da sie nun einmal sich nicht ignoriren läßt. Für die Peinlichkeit, die ihr durch jene großartige Feindin verursacht wird, rächt sie sich dann, sobald sie nur irgend sich Bahn zu brechen vermag, durch das Komische; und so wäre das Lustspiel auf dieser ersten Stufe nichts weiter als die heitere Parodie der Tragödie, und man kann wohl sagen, daß jedes ächte Trauerspiel eine unsicht-

bare, doch durch das Genie hervorzurufende Komödie mit sich bringt.

Jeder unächte Ernst, jede halb oder dreiviertel tragische Tragödie hat nichts so sehr zu scheuen als den Spiegel der Parodie und Komödie; die wahrhaftige Tragödie scheut ihn nicht nur nicht, sondern bringt, der Ueberlegenheit sich bewußt, ihn wohl selbst freundlich mit.

Hier gebe uns Shakspear abermals den erfreulichsten Beleg. Der Prinz Heinrich wird aus seinem lockern und losen Leben plötzlich aufgerissen durch die Nachricht von der ausgebrochenen Empörung und von dem Zorn seines strengen Vaters, der ihn zu dem ernstesten Gespräche rufen läßt. Da erhebt sich Falstaff, und parodirt gleich von vorn herein mit unerschöpflichem Humor die entscheidende Scene, die erst folgen soll, und sicher beunruhigte den edlen Dichter auch nicht der leiseste Gedanken, als könne er dadurch dem spätern Eindrucke schaden. Da die Parodie sogar voran geht, so war sie allerdings die höchste Wagniß; aber Er durfte sie unternehmen, denn sobald wir den König und seinen Sohn in dem tief ernsten Gespräch erblicken, so verschwindet, eben weil hier ganzer Ernst ist, jeder andere Gedanke; ja wenn wir uns der vorigen Scene erinnern, so wird dadurch der Eindruck der spätern nur noch erhöht.

§. 53.

Wie aber steht es hier im Publikum? Ein nicht kleiner Theil lebt im Zustande der Halbheit, und diesem ist der halbe Ernst, das wohlfeile Pathos, mittelmäßige Sentenzen und schimmerreiche Erhabenheitsbeflissenheit sehr willkommen, denn es fühlt sich dabei vornehm. Den Scherz, den Witz und Humor liebt diese Menschengattung nicht, denn er dünkt ihr gefährlich; oder, einiger Gemeinheit

im Innern sich selbst bewußt, wenigstens sich nie recht trauend, ahndet sie hier überall Gemeinheit, und schilt auf die Gemeinheit des Lustspiels, gleichsam um sich selbst zu wehren vor sich selbst. Wir haben das oft und vielmals mit Trauer bemerkt, denn je tugendhafter und gebildeter der Mensch ist, je mehr muß er das Lustspiel lieben, so wie überhaupt der Tiefsinnige am besten und schönsten lachen kann.

Das Shakspearsche Lustspiel — wir stellen es als Ideal — ist indessen noch etwas weit höheres als die Parodie des Tragischen, und wir dürfen es als die reine Darstellung des Lebens in seiner Freiheit, im Siege über Nothwendigkeit und Tod betrachten. — So „Wie es euch gefällt," „Was ihr wollt," „Ende gut alles gut" u. s. w.

Gute Anlage zur Parodie ist Julius von Voß nicht abzusprechen, auch ist sein Witz nicht immer ein Einzelner, sondern zuweilen auch Situations- und Charakterwitz, wobei wir jedoch weniger von denjenigen seiner Lustspiele reden, die unsre Bühnen darstellen, als von einigen, welche nicht zur öffentlichen Darstellung gekommen, es sei nun daß sie überhaupt zu muthwillig erschienen, oder daß einzelnes sehr Verletzende abhielt.

Es wohnt ein lebendiges Leben in seinen Lustspielen, und wenn auch bisher noch keines derselben einen ganz ungestörten Genuß bot, so zweifeln wir doch keinesweges, daß die Summe von Kraft und Talent, die er sein nennt, hinreichen würde, ein solches hervorzubringen.

§. 54.

K. L. Methus. Müller.

Der Geist der Mäßigung und Bescheidenheit verdient freilich stets eine rühmende Anerkennung, ganz besonders aber wohl in einer Zeit wie die unsrige, wo diese

Tugenden bei manchen sonst anziehenden Schriftstellern vermißt werden. Einige seiner Erzählungen, obwohl nicht als Kunstwerke im höhern Sinne zu betrachten, gewähren einen stillen Genuß durch die Anschauung des sittlichen Gemüths, das hier sich ausspricht; da sie aber weder nach Buntheit noch nach Wunderlichkeit haschen, so sind sie von dem sogenannten größern Publikum nicht besonders ausgezeichnet worden, wobei jedoch der Trost waltet, daß sie vielleicht, so wie manche andere von andern Dichtern, auch äußerlich zu leben anfangen werden, wenn jene bunten Sachen längst verbleicht sind, und das Abstruse uud Gemacht-Wunderliche als unbefriedigend und gehaltlos erschienen ist.

Größer noch ist M's. Thätigkeit als Kritiker, und auch hier möchten wir ihn im Ganzen als den Mäßigen und Besonnenen bezeichnen, welcher der Zeitung für die elegante Welt, die er seit einigen Jahren herausgiebt, manchen heitern und sinnigen Aufsatz gewidmet hat. Möge er dieser ächten Kritik einen immer größern Raum auch in jenen Blättern widmen, aber auch der mittelmäßigen uud flachen, die sich doch auch zuweilen durch mancherlei Organe in jenen Blättern Luft macht, mit gebührender Strenge wehren.

§. 55.

Ich kann hier nicht umhin, seiner so eben erschienenen Charakteristik Wielands (im zehnten Band des Conversationslexicons) zu gedenken, weil ich einiges dagegen auf dem Herzen habe, das auch hier eine Stelle finden möge, obwohl der der beschränkte Raum mich nur zu den kürzesten Andeutungen kommen lassen wird. M. scheint der Meinung, daß der Aufenthalt in Bodmers Hause Wielanden genützt habe, während ich überzeugt bin, daß er ihm

höchlich geschadet habe. Wieland war in den funfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in einem edlen Kampfe, und, obwohl erhitzt und flatternd, nicht ohne hoffende Ahndung von dem Unendlichen. Nur fehlte ihm der Boden, er hatte keinen festen Standpunkt auf der Erde, und begriff deshalb nicht das Verhältniß des Himmels zu ihr. Diesen Boden aber hätte Wieland allein gewiß gefunden; so aber ward durch Bodmer, den ewig starren, kleinlich egoistischen, mit dem Heiligen kokettirenden, nie etwas anderes als sich selbst wollenden Schriftsteller, seine Ansicht nur noch mehr verwirrt, und die Erhitztheit traurig verfestigt und versteint *).

Das fühlte W. in den sechsziger Jahren selbst, und der ganze Mann ward ihm nun mit Recht unheimlich. Jetzt lag aber auch das Extrem nahe genug, und für W. ward es um so gefährlicher, da er dasselbe für die reine Mittelstraße hielt. Jetzt ward ihm die Religion zur Wissenschaft, die Wissenschaft zu einem angenehmen Schmuck des Lebens, und die Tugend zu einem halb wehmüthigen, halb lächelnden Optativus. In der Liebe für das Erdengrün, die ihm früherhin leider gefehlt hatte, ging ihm jetzt zuweilen wohl gar das heilige Himmelblau unter, in das er früherhin wenigstens geflattert war. — Es versteht sich von selbst, daß hier nur von Wieland, dem Schriftsteller, die Rede ist; nicht von Wieland, dem Menschen, dem ich

*) Ein sehr genaues und strenges, aber durchaus gerechtes Urtheil über Bodmer findet sich in meiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Theil I, Seite 37 bis 43, und Theil II, Seite 58 ff.) Man wird finden, daß dort jedes Wort des Tadels wohl begründet ist, und ich kann deshalb auch nicht ein einziges davon zurücknehmen.

ich die höchste Tugendreinheit zutraue, die er in seinen Schriften häufig bezweifelt.

§. 56.

Wie anders ist es in Shakspears Werken! — Bei ihm ist die Tugend allein Wahrheit, und die Sünde lediglich Irrthum, oder Thorheit, oder lächerliches Verlieren des Mittelpunkts. Durch alle seine Dramen geht der große göttliche Gedanke: „Die Erde ist überall des Herrn," wenn auch nicht mit diesen Worten ausgesprochen, wie ein beruhigender Chor hindurch. Er hat die Erde, den Himmel und die Hölle rein dargestellt, und mit der Kraft, durch die er sie alle auffaßt, vereint sich die ewige Gerechtigkeit und Liebe. Daher die freundliche Antwort auf jede Frage in der Brust des Lesers, daher Trost für jede Klage.

Können wir — es ist eine wichtige Frage — jenes heilige Wort, dessen ganze Bedeutung nur der stillen Andacht aufgeht, „Die Erde ist überall des Herrn," so wie wir es vor Shakspears, Schillers und Goethes Werke setzen dürfen, auch an den Eingang von Wielands Schriften stellen?

§. 57.

Friedrich August Schulz, bekannt unter dem Namen Friedrich Laun, geboren 1770 zu Dresden. Wir möchten von diesem höchst fruchtbaren Schriftsteller fast sagen, daß er in seiner literarischen Laufbahn zwei Naturen offenbart habe, von denen man eine die bequeme, leicht hingehende, die andere eine künstlerische und sorgfältig erfreuende nennen könnte. Die erste dürfte wohl mitunter für den Leser ein wenig unbequem werden, wenn sie es sich selbst gar zu bequem macht; doch soll man auch ihr im Ganzen nachsagen, daß sie wenigstens eine fröhlich-gesellige sei, was stets mit Lobe anerkannt werden muß. Dennoch möchten

wir jene Bequemlichkeit und Eilfertigkeit, die in manchen Erzählungen des Verfassers waltet, lieber ganz entfernt sehen, da er ja oft genug gezeigt hat, daß er etwas Besseres besitze, welches der erfreulicheren Früchte nimmer entbehren kann.

Sobald er jene künstlerische Natur walten läßt, wird jene Geselligkeits l u s t Geselligkeits t a l e n t, aus der Lustigkeit Heiterkeit, aus der Halb-Naivetät eine gediegene ganze, und aus dem Tändeln um die Kunst herum ein stilles Wandeln im Gebiet der Kunst selbst.

Die reine Freude am Schaffen kann allerdings eine Unzahl von Gemälden und Gemäldchen veranlassen, die indessen ihren Zweck erfüllt haben, sobald sie den Schaffenstrieb befriedigt; in keinem Falle aber möchte ich den harten Rath geben, solche Gemälde oder Novellen zu vernichten, oder, wie schon mancher unglückliche Augenblick verursacht hat, zu verbrennen. Sie sind doch immer zur Geschichte der geistigen Bildung, selbst für den Besitzer dieses Geistes, so wie für nähere theilnehmende Freunde wichtig; ob wir sie aber öffentlich ausstellen, oder wohl gar zwei- bis dreimal ausstellen sollen, möchte zu bezweifeln sein.

§. 58.

Nochmals wollen wir jedoch mit Lobe des Geselligkeitstalents gedenken, das mehrere Schriften dieses Dichters auszeichnet. Es ist dasselbe in Deutschland noch immer keinesweges häufig anzutreffen, obwohl es von vielen genugsam gewünscht wird, und leider sind auch die meisten Schriftsteller eremitisch-monologische Naturen, und da sie helfen sollten, schaden sie; oft ohne es zu wollen.

Unter Launs zahlreichen Schriften hat den tiefsten Eindruck auf den Verfasser dieses Buchs eine sehr kleine

Novelle gemacht, in welcher zwei Kinder geschildert werden, welche im Raum getrennt sind, und ohne sich je gesehn zu haben, wie zwei zusammen gehörende Hälften sich wechselseitig nach einander rührend sehnen, im Traume zusammen kommen und mit einander spielen, bis endlich ein leiser Tod sie hinführt, wo alles durch Raum und Zeit vereinzelte vereinigt wird, da die hemmenden Schranken Gottlob nicht immer walten.

§. 59.

Ludwig Achim v. Arnim. Die meisten Menschen scheinen die Poesie wie einen köstlichen Demantring zu betrachten, der aber für das gewöhnliche Leben zu köstlich sei, und den man deshalb nur an hohen Festtagen anstekken dürfe, um ihn nicht durch zu häufigen Gebrauch abzunutzen, oder wohl gar sich der Gefahr auszusetzen, ihn zu verlieren. Andere, noch enger gesinnt, meinen, die Poesie sei ein köstlicher Wein, der aber zu leicht berausche, oder ein Gewürz, das alle vier Wochen etwa einmal genossen, heilsam sein könne; sonst aber schädlich. Noch andere lieben besonders den nahe liegenden Vergleich mit einer Blume, wobei der Blume einige Fleuretten gesagt werden, mit denen es jedoch kein rechter Ernst sein kann, da es gewöhnlich am Schlusse mit entsetzlichem Witz heißt, man könne die Blume, so schön sie auch sein möge, doch nicht — essen.

Daß die Poesie etwas Göttliches und eben deshalb etwas rein Menschliches sei, daß in der höchsten Erhabenheit, Feierlichkeit und Pracht derselben, stets Heiterkeit, Milde und Kindlichkeit ruhe, daß sie das ganze menschliche Leben in seinen höchsten und kleinsten Beziehungen durchglühen und durchklären müsse, davon wissen sie nichts oder wollen nichts davon wissen. Die Poesie selbst wollen

sie allenfalls — sie erbieten sich dazu in Stunden der Erregung — in Ehren halten; nur ins Leben soll sie nicht gebracht werden, denn das könne leicht gefährliche Folgen haben.

§. 60.

Eine Poesie aber, die nicht ins Leben gebracht werden soll, was könnte sie anders sein als das Unnützeste und Thörichtste, auf das der Mensch je ausgegangen? dann wäre sie wirklich eine prunkende Fantastin, oder wohl gar eine schwarze Kunst und gottlose Zauberei, die der Staat verbieten dürfte. Gehört sie dem Himmel allein an, so können wir nichts weiter thun, als ihrer geduldig harren, und sie hört dann auf ein Gegenstand der menschlichen Gedanken zu sein; stammt sie aber aus der Hölle, so wollen wir gegen sie beten, wie gegen die Mutter, von der sie den Ursprung hat, und sie soll nicht bloß nicht in das Leben gebracht, sondern in die Hölle zurückgestoßen werden.

Nach unserm Bedünken, was wohl das Bedünken eines Jeglichen sein möchte, der sie deutlich anschaut und innig liebt, ist sie die ewige Tochter der Religion, und, als solche, die Vermittlerin zwischen Himmel und Erde, die uns denn auch neue glänzende Waffen gegen die Hölle leiht. Ist sie aber das, so soll nicht bloß die Poesie in das Leben gebracht werden, sondern das Leben soll in die Poesie gebracht werden, eine Aufgabe, die freilich alle unsre Kräfte in Anspruch nimmt, aber auch alle harmonisch befriedigt.

§. 61.

Wir haben diese wohlgemeinten Bemerkungen nicht für überflüssig gehalten, um an dieselben das ganz einfache Urtheil zu knüpfen, daß sich in manchen Parthien der Arnimschen Werke, insonderheit aber in den „Kro-

nenwächtern" (erster Theil Berlin 1817) jenes ruhige Element der Poesie wirklich finde. Diesem letzt genannten Werke darf man überhaupt gar manches Gute nachsagen, vor allen aber ein genaues Eindringen in die deutsche Zeit unter Maximilian, in ihren Beziehungen auf das politische Leben überhaupt und die Verhältnisse der Städte und Bürger. Es ist dieses Erforschen bei weitem schwerer als sich wohl mancher träumen läßt, da die deutsche Geschichte, wie sie bisher bearbeitet worden, meistens nur im Purpurmantel, Harnisch, oder Spanischen Mantel und Federhut einher geht; noch schwerer aber die Ergebnisse jenes rühmlichen Studiums so klar und rund darzustellen als hier geschehen ist. Dieser Max, dieser Treitzsaurwein, dieser Kunz von Rosen, dieser Faust, (von dem jedoch hier nur Eine Seite der Sage aufgefaßt worden), diese Stadt Augsburg u. s. w., sie haben gelebt, und leben wahrhaft in diesem Bilde. Im Hintergrunde steht die Krone Friedrichs Barbarossa, jenes geheimnißvoll großen Kaisers, an dessen Tod die Deutschen kaum glauben wollten, und, wenn sie ihn auch glaubten, sich dennoch die wunderseltsam, tiefsinnig-edle Hoffnung nicht rauben ließen, er werde noch einmal in menschlicher Gestalt zurückkehren in sein geliebtes Land, um es zu alter und neuer Herrlichkeit zu führen.

Möge das treffliche Werk, dessen etwanige Fehler die Feder leicht tilgen kann, ohne ihm an das eigentliche Leben zu kommen, das sehr fest steht, möge es mit gleicher Liebe fortgesetzt und beendigt werden wie es angefangen. Der Liebe wird die Liebe stets begegnen.

§. 62.

St. Schütze. Wir haben von jeher in Deutschland gar viele Schriftsteller gehabt, über die man sich gar nicht freuen konnte, weil sie selbst, wie es schien, sich gar nicht

freuen mochten oder konnten. Fast überall in ihren Schriften zeigten sie eine verdrießliche, grämliche und trübselige Miene, mit der es ihnen entweder ein Ernst war, oder die sie wohl gar nur annahmen, in der Meinung, das sei höchst interessant und bedeute viel und Bedenkliches. Ein Theil des Publikums ließ sich denn auch wohl zuweilen täuschen, und dachte, dahinter müsse denn doch wohl etwas ganz Absonderliches stecken, und es seien gewiß sehr ausgezeichnete Leute, wohl gar fast zu gut für die Erde, weshalb sie wohl mitunter grämlich werden müßten. Das Vorurtheil dauert aber nur eine kurze Zeit, denn da die Verdrießlichkeit nicht selten ansteckend ist, so wird das Publikum der Sache doch auch bald überdrüssig, und läßt den unlieblich trübseligen Mann allein stehn.

Jene verdrießlichen, endlos klagenden, und nie die Antwort findenden Schriftsteller vergessen zuvörderst, daß die Gewöhnung an unklaren Schmerz (Verdrießlichkeit) eine wahrhaftige Sünde sei, sodann auch, daß überhaupt nichts — leichter sein könne als ein finsteres Gesicht zu machen, finstere Dinge auszusprechen und drucken zu lassen. Damit ist Niemandem geholfen, und niemand mag mit dergleichen lange zu schaffen haben.

§. 63.

Es ist angenehm, nach dieser Schilderung auf einen von jenen Schriftstellern zeigen zu können, die sich der genannten Fehler niemals schuldig gemacht, sondern fast immer ein vergnügtes und behagliches Wesen gezeigt haben. Was Schützen dabei fehlt, ist nicht schwer zu erkennen, denn zuweilen möchte doch wohl der Vor- und Hintergrund jener Vergnüglichkeit ermangeln, oder wenigstens nicht genügend gegeben sein. Zuweilen aber — wir setzen es mit Vergnügen hinzu — finden wir bei ihm auch zwi-

schen den Zeilen und hinter dem gedruckten Wort ein sinniges Wesen, und in dem gedruckten nicht selten ein sehr gutes und aus einem erfahrungreichen Leben herausgedachtes Urtheil. Das reiffste seiner Werke scheint mir „der unsichtbare Prinz," in welchem anziehende Erfahrung und Beobachtung über Menschen und Menschenleben in mannichfachen Ständen und Verhältnissen mit freundlichem Sinn und in einem angenehmen Styl gegeben worden sind. Man möchte und könnte es vielleicht den prosaischen Wilhelm Meister nennen, was keinesweges wenig bedeuten will, sondern — sehr viel.

In neuerer Zeit haben wir einige Andeutungen von ihm über die neuere Zeit gefunden, die uns auf einem trüben Misverständnisse dieser Zeit zu beruhen scheinen, und deshalb auch betrüben mußten. Sie sind es, die den besten Aufschluß über jenen oben angedeuteten Mangel geben, weshalb wir herzlich wünschen, es möge dem talentvollen Dichter gelingen, ihm bald abzuhelfen.

§. 64.

Clemens Brentano, geboren zu Frankfurt am Main 1777.

Dieser reichbegabte Schriftsteller hat seit dem Jahre 1800, wo er, wenn ich nicht irre, zum erstenmale (unter dem Namen Maria) öffentlich auftrat, gar Manches geliefert, das, obwohl stets von jener reichen Begabung und mannichfaltigen interessanten Bestrebungen zeigend, dennoch nie befriedigen, oft sogar den Leser verletzend entfernen konnte. Es scheint nicht nöthig, in eine detaillirte Kritik jener früheren Werke einzugehen; wohl aber aufmerksam zu machen auf eine Novelle, die ich nach meiner besten Ueberzeugung nicht nur für das bedeutsamste Erzeugniß dieses Autors, sondern überhaupt für eine gründlich-tiefe,

innig-rührende und lehrreiche Geschichte halte. Es ist die vom braven Kasperl und dem schönen Annerl *). Da diese Erzählung, ganz einfach und gediegen, sich, wie billig, durchaus frei erhalten hat von allen großen Worten, die, immer störend, in einer solchen Novelle am meisten würden gestört haben, so möge denn auch hier nichts weiter stehen, als daß die Charaktere Kaspers und Annens, vor allen aber der vortrefflichen acht und achtzigjährigen Bäuerin neu und doch ewig alt, klar und deutlich vor uns stehen, und daß die Sprache in ihrer Haltung und Gemessenheit, den Eindruck sehr begünstigt. Möge der Verfasser auf dieser schmalen Mittelbahn des Einfach-Schönen und im Einfach-Schönen doch so reichen Lebens stets fortschreiten wollen.

§. 65.

August Klingemann, geb. zu Braunschweig 1777. Wir besitzen von diesem Dichter eine nicht kleine Zahl von Romanen, die, obwohl von Talent zeigend, und zum Theil günstig aufgenommen, dennoch nicht vollständig wirken konnten, da sie der Ursprünglichkeit und des In-sich-selbst-lebens entbehrend, nur durch einzelne romantische Situationen und interessante Gedankenblitze erfreuen konnten. Desto bedeutender war die Wirkung, welche der Dichter durch mehrere seiner dramatischen Werke hervorbrachte. Fast in

---

*) Sie findet sich im zweiten Bändchen der „Gaben der Milde," Seite 7 bis 81. Der Herausgeber dieser für die Bücher-Verlosung „zum Vortheile hülfloser Krieger" veranstalteten Sammlung, F. W. Gubitz, hat sich durch den edlen Zweck des mühvollen Unternehmens ein Verdienst erworben, das stets genügend und gern anerkannt werden wird. Da sich in diesem Werk auch Beiträge von Goethe, Fouqué, Friedr. Kuhn u. a. finden, so sind diese milden Gaben oft auch gar erfreuliche und schöne Gaben.

ihnen allen, (doch zuerst Moses ausgenommen) zeigt sich ein löbliches Talent für die Wahl der Stoffe, eine besonnene Anordnung der Scenen, eine genaue Kenntniß von dem, was auf der Bühne in unserer Zeit sich Wirkung versprechen darf, und eine ruhige, wohl überlegte Sprache. Zwar ist der Fond von schaffender Kraft nur mäßig, zuweilen wohl gar nur gering zu nennen; dennoch hilft hier nicht selten eine gewisse ästhetische Haushaltungskunst und ein stetes besonnenes Zu-Rathe-halten.

Nur für die unvornehmen, aber stets mit Vornehmheit sich brüstenden, schreiend gespreizten Naturen stehe hier die Bemerkung, daß diese Bemerkung nicht ironisch, sondern lediglich historisch anspruchlos gemeint sei, und daß wir in der That jene ästhetische Oekonomie, als solche, nach Maaßgabe zu schätzen wissen und Schätzung für sie verlangen.

§. 66.

Am ungenügendsten ist mir Faust erschienen, denn obwohl diese herrliche Sage in ihrer Unerschöpflichkeit gar manche Blüthen entwickeln kann, so ist doch die Wurzel stets nur Eine, und manches, was hier der Dichter gegeben hat, vermag aus dieser Wurzel nicht entwickelt zu werden, und ist schon um deswillen abzulehnen. Armuth z. B. gehört nicht nur nicht zu dem Geschick des Faust, sondern, sobald er von ihr getrieben handelt, so wird das ganze Bild gestört. Ein Faust, den man im ersten Akt noch mit einigen tausend Thalern dem Teufel abkaufen könnte, ist wenigstens kein Faust mehr, und wenn auch fähig, Mitleiden zu erwecken, doch kein tragischer Charakter. Hier nun vollends ist die Armuth grell hingestellt, und es wird sogar der „Kupferdreier" erwähnt, die noch übrig sind. Kl. scheint jene Dürftigkeit dadurch haben adeln zu wollen, daß er sie entstehen läßt durch die großen Kosten, welche

der unterstützungslose Faust auf den Druck der Bibel gewandt, und allerdings ist die Erwähnung seiner Arbeit und Mühe für das Bibelwerk ein vortrefflicher Gedanke, durch den der erste Abfall wohl vorbereitet wird. Immer aber bleibt die materielle Armuth störend, und, weit entfernt, den Eindruck zu vergrößern, schwächt sie ihn. Es war genug, wenn angedeutet wurde, daß die Welt, an der Faust, troß aller theologischen Beschäftigungen, nur zu sehr hängt, sein mühvolles Werk nicht schätzte oder kaum beachtete, und daß er selbst, zuerst doch immer sich selbst nur wollend, die ewigen Tröstungen nicht verstand, und verstehen konnte, die das Werk enthält, für dessen Verbreitung er so viel gearbeitet. Eben so wenig kann ich mit der Zeichnung des Teufels einig sein, da derselbe hier fast als ein positives Wesen, und das Böse selbst als etwas Positives dazustehen scheint, wobei ich mich jedoch der Kürze wegen, auf die in einigen meiner früheren Schriften gegebenen Mittheilungen beziehe *). Ueber die Peinlichkeit des Tragischen in einigen durch Fausts unglückliche Gattin veranlaßten Scenen, so wie über den letzten Akt, der in zu großer Nähe des Hochgerichts zu spielen scheint, bedarf es keiner Erinnerung. — Dennoch wollen wir diesem Stück nicht jegliches Verdienst absprechen, sondern das Tragische einiger Scenen, so wie die Benutzung einzelner fast vergessener Züge der Sage als löblich anerkennen.

§. 67.

Mit feinerm Sinn sind manche andere Schauspiele

---

*) S. Freundliche Schriften Theil I. S. 150 ff. so wie die Darstellungen des „verneinenden Geistes" in dem Roman „Kampf und Sieg," in der Novelle „die diamantene Kutsche," und (am frühesten) im Octavio von Burgos (Tübingen 1805).

des fruchtbaren Dichters ausgeführt worden, nur daß nicht selten das Streben nach Effekt sichtbar wird, und, sobald es sichtbar geworden, störend eintritt. Den reinsten Genuß hat uns immer das „Vorspiel" zum Columbus gewährt. Freilich war hier nur ein einziger Gedanke nöthig, um dieses ganze Vorspiel zu erzeugen; aber dieser Gedanke war ein rein poetisch-schöpferischer, was nicht übersehen werden soll. Man möchte diesen Gedanken selbst ein ästhetisches Columbus-Ei nennen.

Auch für das Lustspiel ist Kl. nicht ohne Talent; doch bedauern wir, daß es sich nicht selten in das Breite legt, weshalb die Wirkung geschwächt wird. Dem Romandichter kann es wohl begegnen, daß er, wie ein heiterer Spaziergänger, bei gewissen, ihm besonders angenehmen, und am Herzen liegenden Situationen zu lange verweilt, ja zuweilen wohl gar nicht übel Lust hat, sich an einer solchen Stelle häuslich niederzulassen, bis er endlich gewahr wird, daß das nun einmal doch nicht thunlich sei, worauf er dann vielleicht ein wenig trübe weiter fortgeht, und erst nach und nach wieder zu der alten Vergnüglichkeit gelangt. Wie gesagt, es kann einem Romandichter leicht begegnen, und wir wollen es ihm nie ganz ungerügt hingehn lassen, sollte er auch jene Lieblingsplätzchen, wo er zu lange verweilte, mit den duftendsten Blumen bestreut haben. In jedem Falle wird es jedoch dem erzählenden Dichter leichter, jenen Uebelstand einigermaßen wieder gut zu machen, als dem dramatischen, dem das Gesetz des raschen Zum-Ziel-dringens nie aus den Gedanken kommen darf, weshalb ihm denn auch das Hüttenbauen in einzelnen Lieblingsscenen nicht gestattet werden kann.

§. 68.

Auch als ästhetischer Kritiker hat Kl. manches geleistet,

das wegen des guten und freundlichen Geistes, der in den meisten seiner Urtheile waltet, wohl zu loben ist, und es darf deshalb bedauert werden, daß er in der neuesten Zeit als Kritiker nur sehr selten redet. Er sollte das nicht, dünkt uns, am wenigsten in unserer Zeit, wo die Mehrheit der Kritiker keinesweges zu loben ist, weil sie meistens nur das Unlöbliche loben, und über das Vortreffliche wie im Halbschlummer hinfahren.

Polonius ist bekanntlich ein trauriger Recensent, und er bekommt auch auf sein höchst unzeitiges This is too long die gute Antwort: It shall to the barber's, with your beard; doch bleibt er gelassen, und giebt gleich darauf seine Zufriedenheit mit der mabled queen zu erkennen, vor der Hamlet doch ein wenig erschrickt. Der Mann ist indessen nicht allzusehr zu tadeln, da er doch wenigstens seine Urtheile nicht — drucken läßt, aber jene Mehrheit der Kritiker, von denen manche an Geist noch tief unter Polonius stehen, besorgen augenblicklich Glas und Rahmen für ihre seichten oder auch wohl frechen Meinungen. Darum, weil es wirklich so steht, sollten sich die besseren Kritiker jetzt nicht zurückziehen.

In jedem Falle glaube ich meiner lieben Vaterstadt Braunschweig Glück wünschen zu dürfen, daß ein so fleißiger und kenntnißreicher Mann, wie Kl., ihrer neu aufblühenden Bühne vorsteht.

§. 69.

Adam Oehlenschläger, gehört der Geburt nach zu den Dänen, deren Liebe er auch in vorzüglichem Grade und wohl verdient erworben hat. Dennoch darf ihn Deutschland, ohne ihn dem benachbarten Staate entziehen zu wollen, mit Recht auch sich zueignen, da die Richtung seines Geistes eine entschieden deutsche zu sein scheint, deutsche

Bildung ihn fast überall bezeichnet, und fast alle seine Werke entweder ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben, oder doch bald in dieselbe von ihm selbst übertragen worden sind.

Fast überall in seinen Werken: im Aladdin, Palnatoke, Hakon Jarl, Axel und Walburg, zeigt sich ächtes dramatisches Leben, (selten nur verkümmert durch das Uebermaaß rhetorischer Beschreibung) und im Allgemeinen ein nach dem Höchsten und Besten strebender Geist. Dennoch beklagen wir, daß hier mit dem Aufgebot schöner Kräfte nicht selten ein nur momentaner Effekt erreicht wird. Der Verfasser scheint zuweilen lediglich zu versuchen, ob irgend ein schnell aufgefaßter Gedanke sich mit Glück zur Erscheinung bringen lasse, läßt ihn aber halbausgeführt liegen, und versucht dann schnell einen neuen, mit dem er den ersten noch überbietet; doch überbietend vernichtet er ihn fast. So ist z. B. in Axel und Walburg die Gespensterscene vortrefflich gedacht und ausgeführt, leider aber im Wesentlichen für dieses Drama unnöthig. Das Aufprobiren der Krone im Hakon Jarl ist wohlgedacht; aber auch nur gedacht, denn es mahnt in seiner kühlen Berechnung nur zu bald an — Shakspear; und die Fantasie malt sich aus, mit welcher zauberischen Kraft, und wie doch so ganz unschuldig-natürlich Er Scenen dieser Art behandelt haben würde, die hier fast starr und mechanisch künstlich auftreten.

§. 70.

Dennoch sind die Fehler auch in den früheren Werken des Dichters fast alle von der Art, daß wir stets überzeugt gewesen sind, es bedürfe bei ihm nur eines vollendeten Willens, um sie zu entfernen, und diese Hoffnung ist fast erfüllt worden durch seinen Correggio, über den ich

im ersten Heft der Heidelberger Jahrbücher für 1818 das folgende ruhige Urtheil fällte:

Wir wissen alle gar wohl, daß uns Goethe in seinem Torquato Tasso ein Werk gegeben hat, in welchem die große Aufgabe gelöst worden, die Poesie selbst als handelnd darzustellen. Der Dichter, den wir in jenem Werke schauen, in sich selbst schon halb verloren durch innere Verwöhnung, geht vollends unter in der Leidenschaft der Liebe; und, dem strengen Leben, in seinen bestimmten Gesetzen und Formen der Stände und der Sitten gegenüber, verliert er auch des inneren Lebens Freiheit und Freude. Ueber dem ganzen Drama, das allerdings diesen Namen verdient, da es voll der innigsten tiefsten Handlung ist, schwebt gleichsam mit ewigen Buchstaben geschrieben das Wort: „Ernst ist das Leben." — Tasso, dessen Natur eine schwebende und fliegende ist, soll hier auf der gemessenen Landstraße einhergehen, wie andere, oder über einem schmalen Steg den breiten Strom hinüber wandeln. Er vermag es nicht, strauchelt und fällt; doch, schon gefallen, hält er sich noch an dem Felsenriffe fest, das ihn verwundet, ja blutig gerissen hatte. Goethe hat nicht für gut gefunden, uns mit aparten Worten darüber zu beruhigen, sondern lediglich den Dichter und die Welt mit allen ihren Mächten gerade so dargestellt, wie er ist und sie. Der Nicht-Dichter bedarf dabei ganz und gar keiner Beruhigung, denn er findet das alles ganz recht und billig, obwohl er selbst unbillig ist. Der Dichter aber, — es ist, so Gott will, bekannt, daß, um ein solcher zu sein, eben nicht nöthig ist, auch nur eine metrische Zeile geschrieben zu haben — der Dichter, sagen wir, der so etwas lies't oder sieht, wird zu sich selbst etwa Folgendes sagen: Ja, das Leben ist wirklich ernst; aber es kann nicht anders

sein, weil es das Leben ist. Darum nimm Du Dich sehr zusammen, und sei kraftreich und sanft, und voll duldender Menschenliebe. Dann wird er mit Goethe's Tasso sehr befreundet scheiden.

§. 71.

Oehlenschlägers Correggio hat sehr viel Aehnliches mit Tasso, aber er ist dennoch unendlich verschieden von jenem. Hier ist keine eitle Verwöhntheit, und kein Prunk mit einer Kraft, die (bei Tasso) doch nur halb da ist, sondern wir sehen im Antonio eine unendlich liebenswürdige, heitere, weiche, nur leider leiblich-kränkliche Künstlernatur. Wie man das Göttliche am liebsten in der Form des Kindes mahlt, so hat der Dichter hier den armen Mahler als ein reines Kind dargestellt. Er kann nicht begreifen, daß er, als ein schwaches Werkzeug, das Vermögen besitzen soll, das Unendliche im Endlichen abzuspiegeln, er erschrickt selbst freudig vor den herrlichen Gestalten, die sein eigener Pinsel, von einer höhern Macht geleitet, auf die Leinwand wirft, und in unendlicher Liebe für die Kunst vergißt er ganz und gar stolz zu sein, daß er sie besitzt. Er denkt überhaupt wenig an sich selber, und wenn er es ja einmal thut, so ist es mit bloßer Kindesfreude, daß, was er fast ohne Mühe geschaffen, so eben recht sei, wobei wir nur erinnern wollen, daß auch der höchste Stolz doch am Ende nichts anders sagen kann, als er habe das eben Rechte erschaffen.

Ihm zur Seite steht eine liebende Gattin und ein freundliches Kind, denn der Künstler soll nicht los und ledig durch das Leben hinflattern, sondern heimisch sein in dem Familienzimmer und am geselligen Heerd. Ihm gegenüber stehen zwei Künstler, die ein bewegteres und größeres Leben bereits gereift hat. Giulio Romano, hell, freund-

lich, geistreich, und Michel Angelo, im Genusse des Ruhms und des Lebens, stark und gewaltig, befehlend-rauh; aber menschlich wieder gut machend (insoweit das gehen will und kann) was die Zunge einmal gesündigt hat.

§. 72.

Da aber die Natur nicht will, daß der Mensch zu glücklich sei, auch nicht unbekannt sein kann, daß der Künstler nicht wie die Cicade vom bloßen Thau lebt, und der Schmetterling allein das Glück hat keinen Magen zu besitzen, so ist dem lieben Kind-Antonio kein .... Brodt gegeben worden; und als endlich einige Hoffnung aufgeht etwas weniges zu empfangen, so wird statt des Goldes Kupfer gezahlt, dessen Gewicht den lieben Kranken tödtet.

Es dürfte bei dem ersten Blicke das Ansehen haben, als könne ein solches Leben und ein solcher Tod kaum dramatisch behandelt werden, allein der Dichter hat gezeigt, daß es gar wohl angehe, und wir stehen nicht an zu erklären, daß die vier ersten Akte zu den allervortrefflichsten und rein rührendsten gehören, die überhaupt irgend eine Literatur aufzuweisen hat. Leider aber hat er es nicht für gut gefunden, es auch im fünften Aufzuge zu zeigen; denn in demselben geht die Rührung so weit, daß wir sie nicht zu ertragen vermochten, sondern uns gewissermaßen zur Wehre setzen mußten gegen die heißen Sonnenpfeile, die von allen Seiten her des Dichters Kraft in unser Herz werfen wollte. Wir fanden, um es mit Einem Worte zu sagen, nur den verwundenden, nicht aber den heilenden Speer; setzen aber sehr gern hinzu, daß Oehlenschläger, wenn er einst selbst uns diese Bemerkung zugeben sollte, gar sehr leicht im Stande sein würde, den ganzen Akt zu mildern und in jene heiter-tragischen Farben zu tauchen, in denen die ersten vier Akte schweben.

So weit unsre Anzeige, die nur den Zweck hat, diejenigen Leser, die von Correggio noch nichts wissen, aufmerksam zu machen auf das edle Werk. Eine ausführliche Recension wird unseres Erachtens erst dann an der Zeit sein, wenn Correggio nicht mehr von einer deutschen Studierstube in die andere, sondern von einer dentschen Bühne zur andern wandert.

§. 73.

Ueber die Streitigkeiten, die, wie erzählt wird, insonderheit nach der Aufführung des zuerst in Dänischer Sprache geschriebenen Schauspiels „Ludlams Höhle" zwischen Oehlenschläger und Baggesen sich erhoben haben, und mit großem Eifer fortgesetzt werden, wollen wir nur die Bemerkung machen, daß dieser Kampf eigentlich so alt ist — wie die Welt; indem es nicht fehlen kann, daß rüstige Stylistiker (man sehe die Erklärung des Worts in Jean Pauls Aesthetik) gern gegen Poeten anringen. Sind vollends die Stylistiker sich eines sehr langen, an sich sich sehr löblichen philologischen Studiums bewußt, und haben sie noch obendrein die Fähigkeit, regelrechte Hexameter zu machen, so glauben sie sich so ziemlich auf der Höhe, und der arme Poet muß manche schlimme Dinge von ihnen anhören, was ihm jedoch als Fegefeuer seiner Kräfte nicht immer erlassen werden kann.

Ist dann etwa der Poet ein Oehlenschläger, der, bei aller Vortrefflichkeit seines Talents, doch noch nicht vollendet sicher steht, so kann es nicht fehlen, daß auch er wohl von Zeit zu Zeit eine kleine Schwäche äußert, welche dann der Gegner vielleicht nicht ganz ungeschickt benutzt, zur großen Gemüthsergötzung müßiger Zuschauer.

§. 74.

Im Ganzen aber hat dieser Streit, insoweit wir den

Zeitungsberichten folgen dürfen, in dem Lande, wo er geführt wird, wenige müssige Zuschauer gefunden, sondern sehr lebendig theilnehmende, die wohl wissen, daß hier nicht um zeitliches Gut gestritten wird, sondern um ein Höheres, das stehen bleibt und wenn auch gar viele Namen fallen sollten. Möge auch jene Theilnahme sich mitunter etwas unbeholfen äußern; im Allgemeinen wollen wir sie immer herzlich loben, denn ein Volk soll in dieser Hinsicht dem Jünglinge gleichen, von welchem Goethe sagt, daß er müsse

die Flügel regen,
In Lieb und Haß gewaltig sich bewegen.

§. 75.

Karoline Pichler, geborne v. Greiner.

Unter der nicht geringen Anzahl von poetischen Erzeugnissen dieser Schriftstellerin hat sich keines so lange oben gehalten und so viel günstige Leser und Leserinnen gefunden, als der Roman Agathokles in drei Theilen, Wien 1808. Was ihn bezeichnet, ist ein wohlwollendes Gemüth, ein besonnener Verstand, der die einzelnen Charaktere und Situationen wohl ordnet, und stets nach der Herrschaft über den Stoff strebt, die er zuweilen auch wirklich erreicht. Dazu kommt: Eine stille Ahndung von den Segnungen des Christenthums, das hier in eine tief beschattete Welt hineinleuchtet, und, was die äußere Darstellung betrifft, ein mäßiger und gelassener Styl, der der Verfasserin sehr zu Hülfe kommt, ein Werk von diesem Umfang ohne Ermüdung zu Ende zu führen.

Die Briefform, in welcher dieser Roman gehalten ist, bietet dem Dichter manchen Vortheil, indem er auf diese Weise die Charaktere sich selbst aussprechen lassen kann; aber es kann nicht genug wiederholt werden, daß sie nur

zu leicht zur Bequemlichkeit und zur Verwechslung des Beschreibens mit dem Darstellen veranlassen kann. Und es möchte wohl nachzuweisen sein, daß auch die sinnige Caroline Pichler nicht immer ganz frei zu sprechen sei von diesem Mangel im Einzelnen.

Dadurch soll indessen, wie sich von selbst versteht, die geniale Freiheit der Form für den Roman nicht nur nicht beschränkt werden, sondern wir möchten eben diese Freiheit recht hoch erheben, und nur auf die Klippen aufmerksam machen, die bei irgend einer gewählten Form mit besonderer Vorsicht zu vermeiden sind.

§. 76.

Ueber das innere Getriebe des Romans hat sich Goethe im dritten Theil des Wilhelm Meister folgendermaßen erklärt: „Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charakter und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen müssen, es sei auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend sein; von dem Dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarisse, Pamela, der Landpriester von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich; alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.“ —

Dieser Ausspruch hat mit Recht schon um seiner Einfachheit und Kürze willen nicht geringen Eindruck ge-

macht, — wobei nur nie die zu scharf scheinende Gegenübersetzung der Gesinnung und des Charakters Irrung veranlassen möge — und er mag wohl auch der Verfasserin des Agathokles Vortheil bringend vorgeschwebt haben: ganz besonders für den Gang des Werkes im Allgemeinen; weniger günstig bei der Zeichnung einiger Personen, z. B. der Calpurnia und Sulpicia, deren Gesinnung uns wohl mitgetheilt wird, ohne daß indessen eine fest bestimmte Gestalt und Physiognomie erschiene.

In jedem Falle macht indessen dieser Roman, wie der Verfasserin, so auch dem deutschen Publikum Ehre, da es denselben, dessen ruhige Sinnigkeit anerkennend, mit Wärme aufgenommen hat. Er ist ein heilsames Gegengift für so manche erhitzte Schwächlichkeit, mit Reichthum sich brüstende Armuth, zerfahrenden Hochmuth, und Gefühlszerrissenheit, die uns noch immer nur zu häufig in unsrer Romanliteratur begegnet.

§. 77.

C. J. Contessa und C. W. Salice Contessa.

Einer dieser geistreichen Brüder wurde zuerst bekannt, durch ein wohlgehaltenes Miniatur-Lustspiel, „das Räthsel," welches sich bereits zwei Lustra auf dem Repertoire unsrer Bühne erhält und vermuthlich noch lange erhalten wird. Mögen wir immer einräumen müssen, daß Boyeldieu mit seiner Defiance et malice den ersten Ton zu solchen kleinen dramatischen Gemälden angegeben habe; der Ton im Räthsel ist nicht minder fein, und indem es jede durch Verkleidungen und andere materielle Hülfsmittel (den in den Raum fallenden Witz) hervorgebrachte Intrigue verschmäht, giebt es eine reine Charakter-Intrigue, die für das Lustspiel eine würdige Aufgabe ist.

Im Jahr 1814 erschien das zweite Bändchen der dra-

matischen Spiele und Erzählungen, die ich bald darauf sehr einfach und anspruchlos beurtheilte *).

Es ist eine bekannte und unerfreuliche Erfahrung, daß gar manche, sonst geistreiche Menschen, sich selbst und andere durch eine bis zur Grämlichkeit gehende Ernsthaftigkeit quälen; weshalb denn hie und da der seltsame Glaube sich verbreitet hat, für einen gründlichen und scharfsinnigen Mann gehöre nun einmal eine finstere Maske; woraus fast zu folgen scheint, daß der trübe November-Himmel sich — geistreicher mache, als ein freundlicher Mai-Mittag. Ich bin (wie auch sonst wohl schon angedeutet worden) dieser Ansicht durchaus nicht, sondern glaube, und habe es oft mit Freuden gesehen, daß der Gebildetste und Tiefste fast immer der Heiterste war, und daß selbst der Schmerz eines solchen Mannes, (denn ohne den könnte er nicht gebildet sein), von der Schönheit die Form annehme.

§. 78.

Indessen hat sich jene Ansicht von der Nothwendigkeit eines durchaus ernsthaften Wesens bei den meisten Deutschen dergestalt eingeschlichen, daß wir eine gar große Anzahl von traurigen und peinlichen, übellaunigen und finsteren Büchern besitzen. Dieser Klippe zu entgehen, haben einige andere Schriftsteller das reine Gegentheil versucht, und ihre sämmtlichen Scherze, ja sogar ihr sämmtliches

---

*) Die Anzeige findet sich in den Blättern zur Kritik und Charakteristik deutscher Literatur und Kunst, Beilage zu den thüringischen Erholungen 1815 Nro. I, und ist mit F unterzeichnet, wie manches dort Befindliche, was von mir herrührt. Ich erwähne dies, um die Notiz daran zu knüpfen, daß einiges in jener Zeitschrift Befindliche, welches gleichfalls mit F unterzeichnet ist, nicht von mir ist.

Lachen — in den Druck gegeben, woraus denn Bücher entstanden sind, deren leer-lustige Flachheit uns billig fast noch mehr zuwider ist, als jene schwer hinwandelnde Verdrießlichkeit. Was wir verlangen, ist mit Einem Worte: die Heiterkeit, jenes herrliche Fröhlich- und Getrostsein, das der größeste aller Wohlthäter des Menschengeschlechts uns zum Gesetz machte.

Wenn aber diese köstliche Heiterkeit im höchsten Sinne des Wortes nicht immer in der Darstellung poetischer Werke zu erreichen ist: so sollen wir auch schon einen mindern Grad derselben, die Unbefangenheit, die Freundlichkeit u. s. w. rühmend anerkennen, und dies ist es, was wir bei dem genannten Werke recht herzlich thun wollen. Er enthält z. B. ein altdeutsches Mährchen, „Magister Rößlein" (S. 99 bis 169), in welchem sich der fromme und fröhliche Sinn, so wie der köstlich derbe Scherz unserer Vorfahren, der, bei aller Scherzhaftigkeit, doch so tiefsinnig ist, an den Tag legt. Mit dem Teufel zu scherzen, wie hier geschieht, darf in der That nur der fromme Deutsche wagen; und wenn er es wagen darf, so findet er hier den allerreichsten Stoff.

§. 79.

In jener Erzählung hat das deutsche Mährchen mancherlei lehren wollen, was recht schön zusammenhängt, obwohl es sehr verschiedenartig scheint. Es hat in redlicher Einfalt gezeigt, daß unter allem Schlimmen eine böse Frau das Schlimmste sei, und um dies recht eindringlich und ergötzlich zu machen, zeigt es, daß selbst der Teufel es mit derselben nicht aushalten könne, indem er, der auf ein Jahr sich anheischig machte, schon nach zwei Monaten den Kontrakt bricht. Zugleich aber stellt es dar, daß selbst jene höchste irdische Quaal doch nur unbedeutend sei gegen

die eines bösen Gewissens; und wie der Reuige sich selbst jene erstere als Buße gern gefallen läßt, um nur den Banden des Bösen (das der frühere Deutsche sehr gut durch den Namen „Teufel" bezeichnete) zu entkommen. Das höhere Prinzip, welches dabei im Hintergrunde liegt, hat das fröhliche Mährchen nicht einmal zu nennen gewagt, und es bedurfte dessen auch nicht, da es dem sinnigen Leser nicht verborgen bleiben kann.

Wir haben bis jetzt bloß von dem Mährchen gesprochen, das der Verfasser vorfand. Was die Darstellung betrifft, so darf man mit manchen Parthien derselben recht wohl zufrieden sein: doch finden wir noch hie und da eine gewisse Unsicherheit, die mitunter auch wohl Irrwege der Scherzhaftigkeit einschlägt. Das Unangenehmste steht S. 110, und wir wollen dasselbe nicht näher bezeichnen; wohl aber, daß S. 109 ein wahrhaft köstliches Bonmot sich findet: indem der Teufel einen Spruch aus dem Horaz citirt, und nur bedauert, daß ihm so oft die Zeit mangele, dem Studio gehörig obzuliegen. — Daß wir schon noch gelungenere Darstellungen des Teufels haben, ist allerdings bekannt: dennoch verdient es Lob, daß auch Herr C. in dieser Hinsicht Klopstock und Milton durchaus nicht nachgeahmt hat.

§. 80.

„Die Ehen werden im Himmel geschlossen" zeigt gleichfalls die Laune des Verfassers von einer angenehmen Seite. Er stellt uns in dieser Komödie die Poesie selbst dar, und zwar, wobei den Leser ein kalter Schauder überläuft, als eine Schneiders-Witwe, die nach glücklicher Anbringung ihrer übrigen Kinder (die Romanze ist nämlich mit einem Herrn auf Reisen gegangen, die Ode im Waisenhause, die Satire im Taubstummen-Institute, um

das Sprechen zu verlernen u. s. w.) nur noch mit ihren Töchtern, der Tragödie und dem Lustspiele, sitzen geblieben ist. Von allen alten Freunden ist ihr keiner geblieben als der wohlbekannte „Vetter Michel," der in seinem Edelmuthe sich nicht dauern läßt, die drei Treppen zu ihr hinauf zu steigen, um der armen Wittwe zwei Freier, einen Theater-Dichter und einen Schauspiel-Direktor, für ihre Töchter zuzuführen.

Man sieht, daß aus diesem Stücke recht sehr viel hätte werden können: doch hat sich der Verfasser begnügt, nur mehrere witzige Einfälle hinzuströmen, ohne auf ein Ganzes abzuzielen, auf welches der Leser doch billigen Anspruch macht.

§. 81.

Zugleich drängt sich unwillkührlich der Gedanke auf: was wohl Ludwig Tieck, der jene Gattung von freundlich-ironischen Schauspielen am besten behandelt hat, aus diesem Stoffe gebildet haben würde. Ohne Zweifel hätten wir dann eine noch ergötzlichere „Poesie," „Lustspiel," „Trauerspiel" u. s. w. erhalten; auch würde er gewiß den Vetter Michel, in dem man eine gar köstlich allegorische Person anerkennt, und der hier nur leichthin bearbeitet worden, reicher ausgestattet haben. Ferner müssen wir den Verfasser aufmerksam machen, daß der Witz in diesem Stücke zuweilen veraltet ist, und mehr auf die neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts paßt als auf die Gegenwart, obwohl wir ihm seine Ergötzlichkeit nicht absprechen, da wir ja wohl fast alle jene — nicht besonders poetische Zeit noch in frischem Gedächtnisse haben.

Den rechten Ton zu einer Satire auf manche Hinneigungen der deutschen Poesie des neunzehnten Jahrhunderts haben, nach unserm Erachten, nur etwa zwei bis

drei deutsche Humoristen getroffen, und das Streben mancher andern, auf ähnliche Weise auf das Zeitalter einzuwirken, ist fruchtlos vorübergegangen. Hr. C. — des sind wir gewiß — könnte ihn treffen.

§. 82.

Wir übergehen einige andere Aufsätze in dieser Schrift, unter denen Nro. II. uns am unerfreulichsten gewesen ist, um sogleich zu Nro. V, Lebens-Harmonien, überzugehen. Hier zeigt sich das Talent des Verfassers wieder in seiner Klarheit. Der Todtengräber und seine Frau stehen einfach und vortrefflich da; und das blühende Leben des Jünglings und der Geliebten bildet keinesweges einen schroffen Kontrast gegen sie: so daß der Blitz, der das junge Paar in der Kirche trifft, zwar innig rührt, doch nicht hart verletzt. Nro. VII, Almenorade, enthält eigentlich nur einen einzigen witzigen Einfall, aber einen so ausgezeichneten, daß er nothwendig wie ein guter Vater mehrere humoristische Kinder mitbringen muß. Nro. VIII, Gift und Gegengift, ist eine kleine Erzählung voll wackerer Gesinnung, und in anspruchloser Einfachheit gehalten.

Wir haben unsere Ansicht mit derselben Einfachheit über die Herren C. ausgesprochen, und sind dabei der festen Ueberzeugung: daß sie eben, weil sie sich als geistreichstrebende Männer gezeigt haben, die Strenge der Kritik keinesweges als überstreng und lästig betrachten, sondern als solche und als einen Beweis unsrer wahrhaften Achtung anerkennen werden. Wir sind überzeugt, daß ein dritter Theil dieser Spiele und Erzählungen, dem wir mit Vergnügen entgegen sehen, diesen zweiten weit übertreffen werde, denn wir glauben nicht nur an ihr Talent, sondern auch an ihr *stetes Fortschreiten*.

Ich setze jetzt zu dieser alten Anzeige nichts weiter hin-

zu, als daß diese Hoffnung auf ein stetes Weiterschreiten sich gar wohl bewährt hat.

§. 83.

Adelbert von Chamisso, geb. in Frankreich, nimmt eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte unsrer Literatur ein, da seine Bildung als eine entschieden deutsche erscheint.

Man hat häufig gesagt und geklagt, die deutsche Sprache sei bei aller ihrer Vortrefflichkeit denn doch fast endlos schwer zu erlernen; aber es ist damit noch nicht abgethan, sondern ich möchte wohl behaupten, sie sei für viele Millionen Menschen, so lange sie *sie* bleiben, gänzlich unlernbar: denn ohne deutschen Geist und ohne deutsches Gemüth giebt es auch keine deutsche Sprache. Sie ist, als Ursprache, fern von jedem Willkührlichen und Zufälligen, aber auch fern von jedem geländerartig Fixirten. Diese letztere vielleicht etwas fremdartig klingende Bezeichnung paßt insonderheit auf die Französische Sprache, die seit Ludwig dem Vierzehnten völlig abgeschlossen, kaum mehr eine neue Wortbildung und (es ist betrübt zu erzählen) kaum mehr eine neue *Idee* einlässt. *Unsre* Sprache ist frei *und* nothwendig, die Freiheit ist Nothwendigkeit geworden, die Wurzel des edlen Baumes steht ewig fest, und ist stets nur Eine; aber der Blüthen- und Blätterschmuck ist ewig jung und neu, und voll des köstlichsten Reichthums.

Wir wollen deshalb nicht *klagen* über die Schwere der Sprache, sondern fröhlich hinzu setzen: Bringt nur eine innige ächte Sehnsucht nach ihr, und ein reines deutsches Gemüth mit, dann wird die Sprache euch nicht nur nicht unzugänglich bleiben, sondern freundlich entgegen kommend, nach und nach alle ihre herrlichen Schätze euch offenbaren.

So hat A. v. C. das Deutsche gelernt, und es ist nunmehr völlig sein Eigenthum geworden, wie sich dieses in „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte" (Nürnberg 1814) deutlich an den Tag giebt.

§. 84.

„Es trügt mich alles," sagt Fouqué in dem Vorwort zu dem Werk, „oder in unserm lieben Deutschland schlagen der Herzen viel, die den armen Schlemihl zu verstehen fähig sind und auch werth; und über manch eines ächten Landsmannes Gesicht wird bei dem herben Scherze, den das Leben mit ihm, und bei dem arglosen, den er mit sich selbst treibt, ein gerührtes Lächeln ziehen."

Dieses Lächeln ist ein rein ethisches oder rein christliches, mit dem wir der Strenge des Geschicks am Besten begegnen.

Wir halten das Buch für sehr lehrreich, obwohl auf einigen Parthien desselben noch einige Dämmerung ruhen mag, und wollen die Haupt-Idee also aussprechen: Besitze Dich rein und vollständig; nur dann kannst Du Dich frei nennen, und Dein Leben rein und frei genießen. Laß Dir nichts, auch nicht den Schatten von Dir rauben, sonst bist Du aus Dir selbst und aus dem Kreise, der Dich schützend umschließt, herausgerissen, und wie weit kannst Du dann nicht mehr bestimmen, weil im Irrthum keine Gränzen mehr sind. Wirst Du aber gewahr, daß Du wirklich den Schatten von Dir verloren, so scheue kein Opfer, um Dich in Deiner Vollständigkeit wieder zu gewinnen.

Wohl darf man das Buch deshalb ein „grundehrliches" nennen, und den Wunsch hegen, es möge nicht vergessen werden.

§. 85.

Max von **Schenkendorf**, gest. im Januar 1818.

Das große Jahr Dreizehn wird stets in der Weltgeschichte als ein hellleuchtender Punkt da stehen, und in ihm lebt unsre Hoffnung, unser Trost, und unser Stolz, der uns nie verlassen kann, wenn auch noch so viel einzelnes Verletzende uns in der Chronik der Deutschen begegnen sollte. Ein Volk, das dieses Jahr gehabt, und haben konnte, hat eine Quelle von Erhebung und Beruhigung in sich, durch die es sich ewig jung erhalten kann.

Jenen **Thaten** war der **Gesang** nahe, er ging ihnen voran, er war in ihnen, und folgte ihnen. Lasset uns diese Auszeichnung jenes Jahres nicht vergessen, denn wenn es trüb ist, daß auf die Frage: Wo sind die deutschen Heldenlieder nach den herrlichen Schlachten bei Höchstedt und Malplaquet?" alles stumm bleibt, so wollen wir uns trösten, daß, wenn etwa im Jahr 1913 eine ähnliche Stimme fragend sich erhebt, manche fröhliche Antwort wird gegeben werden können.

Ueber Schenkendorfs Kriegs- und Siegeslieder stehe hier kein anderes Urtheil, als das entscheidende, daß Volk und Heer in Liebe und Freude über dieselben bereits entschieden haben, und daß sie deshalb jenes großen Jahrs würdig sind.

Darum lebt er auch unter uns, der theure Heldensänger, obwohl er schon so früh heimgegangen ist.

§. 86.

Amalie von **Hellwig**, geborne von Imhof, trat zuerst im Schillerschen Musen-Almanach für 1800 mit den „Schwestern von Lesbos" auf, einem Gedicht, das theilweise des dauerndsten Beifalls werth ist; nur im Ganzen eine weniger organische als mechanische (zufällige) Form

aufweisen dürfte, was durch den Inhalt selbst erklärbar wird. Späterhin fiel dieses Misverhältniß zwischen Stoff und Form hinweg, da der Verfasserin die Poesie immer klarer ward, zu der die tiefere Neigung und das Talent sie hinzog. Das Christenthum mit seinen großartigen Legenden, das Vaterland mit seinen wunderbaren alten Sagen: das ward der schöne Spielraum ihres Geistes, und auf manches, was sie in dieser Sphäre geleistet hat, werden wir mit stets erneuerter Freude hinblicken. Es wird dauern, weil es überhaupt ist.

§. 87.

Helmina von Chezy. Indem wir das gewöhnliche Lob, in welchem viel von leichtem Talent, leichter Darstellung, leichtem Reim vorzukommen pflegt, u. s. w. ganz bei Seite stellen, da es sich ohnehin von selbst macht, bemerken wir hier, daß uns als ihr reifstes und bedeutendstes Werk erscheine ihre Selbstbiographie, mit der sie das unter der Aufschrift „Aurikeln" erschienene Buch eröffnet.

Wenn wir in den Meßkatalogen blättern, oder in einem Buchladen die entsetzlichen, fast ängstliches Gefühl erregenden bedruckten Papierballen aufgerichtet vor uns sehen, in denen sich meistens nur Armuth und Qual und Leerheit und Langeweile breit machen, so ergreift uns ein gerechter Schmerz über die Hinfälligkeit der Menschen und Bücher, denn nur zu nahe liegt der Gedanke, daß fast alle diese Bücher-Mauern von dem Strom der Zeit schnell hinweg gespült werden, und über Jahr und Tag von hundert vielleicht nur Eins sich oben erhalten und retten wird. Dennoch gäbe es ein ganz einfaches Mittel, selbst für mittelmäßige oder beschränkte Schriftsteller, ein gutes oder doch erträgliches Werk zu schreiben, wenn sie nämlich sich entschließen

könnten, mit dem Aufwand aller ihnen noch zu Gebote stehenden Kraft, ihre — Lebensgeschichte zu schreiben.

Es giebt nämlich schlechthin kein Leben, welches wir durchaus uninteressant nennen dürften, obwohl man mit diesem häßlichen Wort leider oft genug um sich wirft. Wer nur wahrhaftige Menschenliebe besitzt — und die sollen wir besitzen, oder unsre ganze Tugend und Poesie ist ein leerer Schall — der wird selbst für die heterogensten Naturen eine sehr rege Theilnahme fassen, sobald er sie nur dahin bringen kann, daß sie ihm ihre Lebensgeschichte mittheilen.

§. 88.

Eine neue Welt zu schaffen, ist unter hundert tausenden kaum Einem beschieden; aber die Welt, in der wir selbst leben, zu objektiviren, das können unter hundert tausenden doch wenigstens tausende leidlich lernen, und wohl wäre es der Mühe werth, daß ein jeglicher sich diesem Studium hingäbe.

Wenn nun schon bei beschränkten Naturen auf diesem Wege ein günstiges Ergebniß sich hoffen ließe, wie viel mehr müssen wir uns erfreut fühlen, wenn eine reichbegabte Dichterin, wie Frau von Chezy, der nicht selten gelungen ist, eigene anmuthige Schöpfungen vor uns auszubreiten, still und besonnen ihren Lebenslauf erzählt, wobei es an Charakterschilderungen berühmter Personen (z. B. der Frauen von Stael und Genlis) so wie an einzelnen treffenden Bemerkungen über Leben und Kunst nicht fehlen kann. Wir wünschen sehr, diese Selbstbiographie fortgesetzt und bis zu unsren Tagen geführt zu sehen.

§. 89.

Therese Huber, geborne Heyne. Diese Schriftstellerin hat uns vielleicht manches Ausgezeichnete gegeben ohne ih-

ren Namen; aber auch das, was wir mit Entschiedenheit als das Ihrige kennen, verdient größtentheils eine rege Theilnahme. Wir erwähnen hier insonderheit der Darstellung des Lebens ihres Gatten, Leonhard Ferdinand Huber, mit gebührendem Dank, den eine Schilderung, wie diese, erfordert; obwohl wir, wie das nicht fehlen kann, in gar manchem Urtheil mit der Verfasserin uneinig sind. Was sie und ihn auszeichnete, ist eine gewisse innere Wohlhabenheit, Liebe und Kenntniß der Menschen und ihrer Verhältnisse, und jene Fantasie, die durch ein bedeutsames Leben erworben wird. Was wir beklagen, ist der nur zu starke Anhauch von französischer Bildung, die nun einmal der starken und tiefen deutschen Natur nicht zusagt, und die deshalb bei ihr und ihrem Gatten nur wie ein erworbenes Gewand erscheint, das, so heiter und leicht sie es auch tragen, dennoch die Mühe des Erwerbens nicht belohnt. Wenn Therese Huber, die vielerfahrene, liebevolle, fromme deutsche Frau, mit köstlich geselligem und charakterisirendem Talent, als solche redet, der französischen Bildung ganz vergessend, nur dann kann sie eines sehr erfreulichen Eindrucks stets gewiß sein, und gern setzen wir hinzu, daß in dem, was sie bisher geleistet, manches dieser Art zu finden sei.

§. 90.

Diese Schriftstellerin ist, wie man sagt, seit einiger Zeit die Herausgeberin des Morgenblattes, einer Zeitung, die in dem höchst ungünstigen Jahre 1807 beginnend, sich dennoch eine große Gunst des Publikums erworben hat, die sie auch durch manchen geistvollen und scharf eingreifenden Aufsatz verdient. Zuvörderst wollen wir nun der jetzigen Herausgeberin unsre Bewunderung im Allgemeinen darbringen, daß eine Dame sich zu einem so schweren, be-

bedenklichen Geschäft hat verstehen können. Dann aber wollen wir uns freuen, daß sie es gethan, denn wahrlich es ist hohe Zeit, daß edle Frauen sich unsrer Literatur noch mehr als sonst annehmen, damit der heillose Irrthum, der durch die Rohheit einzelner lauter Schreier hie und da Eingang gefunden, als sei die Rohheit ein Theil der Deutschheit, gänzlich vernichtet werde, damit Feinheit und Gewandheit von neuem gelten, und endlich jener oft vermisste reine Geselligkeitsgeist sich immer mehr in unserer Literatur verbreiten möge.

Endlich wollen wir ihr noch die Bitte an das Herz legen, in ihrem geschätzten Blatte der ausländischen Literatur nicht zu vielen Raum zu widmen, denn obwohl wir manche dort gegebene Notizen über dieselbe als löblich anerkennen, so scheint doch das gegenwärtige deutsche Leben und das deutsche Schriftenthum der Aufmerksamkeit theils so werth, theils so bedürftig, daß wir nicht viel Zeit und Theilnahme für die literarischen Angelegenheiten der Ausländer übrig behalten. Der Ueberfleiß, den wir sonst auf das Fremde wandten, kann die jetzige Concentration nicht bloß entschuldigen, sondern völlig rechtfertigen.

§. 91.

Maria Mnioch, geb. 1780, gestorben 1799. Diese Schriftstellerin ist schon um deswillen merkwürdig, weil sie in ihrem Leben nie daran dachte, es zu werden, sondern erst nach ihrem Tode durch ihren sie überlebenden Gatten als Mitrednerin auf unsre Literaturbühne geführt wurde.

Die liebe Frau hatte nämlich, was ihr ein unbefangener Geist und ahndungsvolles Gemüth eingab, oft mitten unter der Fülle von häuslichen Geschäften, mit wenigen Worten auf kleine Zettel hingeschrieben, und diese dann sorglos verstreut, so daß selbst in Waschkörben manche

ge-

gefunden wurden. Die bloße Freude des sich Aussprechens, oft auch nur des leisen Andeutens was sie fühlte und dachte, war ihr genügend: eine Freude, die sich so mancher einseitig schriftstellende Mann, der nur für die Presse arbeitet, und sich stets bald ängstlich, bald hochmüthig fragt: „wie wird sich das wohl im Drucke ausnehmen?“ gänzlich raubt.

Wie gut und lieb, wie freundlich und rein ist fast alles, was uns Maria gab, oder vielmehr nicht gab, sondern durch ihren Gatten uns von ihr zugekommen ist, dem wir dafür auch nach seinem Tode noch danken wollen. Sie findet in der Liebe ihre Welt, und mit Liebe sieht sie die Welt an. Mit Liebe urtheilt sie über ihre Lieblingsdichter Goethe und Jean Paul; ja selbst ihre Irrthümer können anziehend werden, weil sie originell sind.

Alles ist rein weiblich in ihr, und folglich schon um deswillen sehr erfreulich; und so möchte ich sie in mancher Hinsicht und auch um ihres frühen Todes willen, mit der lieben Sibylle Schwarz (geb. 1620, gest. 1637) vergleichen, von der ich im Frauentaschenbuch für 1818 freundliche Nachricht gegeben habe *).

---

*) S. 176 bis 210. Ich führe diese Seitenzahlen an, weil ein Kritiker, der sich sonst halbwege geneigt erklärt, für die bisher gänzlich fehlende Nachricht von Sibyllchens Leben und Kunst zu danken, hinzu setzt: „aber 67 Seiten“ (es schreibt der Mann, um doppelt zu erschrecken, die Zahl mit Buchstaben) „sei denn doch zu viel,“ woraus man fast schließen dürfte, es möge doch wohl zweckmäßig scheinen, wenn ein Kritiker zählen kann. Ein anderer Recensent hat sogar gemeint, es könne mir interessant sein, wenn er mir erzähle, die ganze Sibylle sei ihm nicht interessant; doch lasse er manche meiner bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Bemerkungen gern gelten, und lobe sie hiemit. Da der Mann es gewiß nicht böse meint, so gebe ich die Hoffnung gar nicht auf, er werde das liebe Dichterkind einmal noch recht lieb gewinnen.

§. 92.

Fanny Tarnow. Es gab eine Zeit, so etwa unter Friedrich Schlegels erstem Consulate, in der, da ihm selbst noch die fröhliche Ansicht vom Rein-Sentimentalen und Rein-Subjektiven mangelte, eine nicht geringe Anzahl von Schülern auftrat, welche mit großer Lebhaftigkeit, und nicht selten sehr subjektiv, die reine Objektivität als das nothwendigste Erforderniß, ja als das Wesen der Poesie selbst erklärten, rühmten und vergötterten. Wo sie nur irgend etwas von der Persönlichkeit des Dichters wahrzunehmen glaubten, da machten sie dem armen Manne die bittersten Vorwürfe, daß er es wage, sich selbst blicken zu lassen. Er solle doch, meinten sie (sprachen aber viel vornehmer) mit sich selbst Verstecken spielen, und auf diesem Wege zur objektiven Wahrheit gelangen; dann aber wolle man ihn auch erträglich rühmen, was jetzt nicht zu verlangen sei. Brachte der Mann einige Reflexionen mit, mochten sie auch noch so vortrefflich sein und auf das reichste innre Leben hindeuten, so erklärte man ihm abermals, daß er Unrecht habe, überhaupt zu reflectiren, und man könne ihn nicht eher für einen Dichter halten, als bis er sich dieses schwere Geschäft erlasse.

Man wollte es ihm viel leichter machen, und es muß wohl Eigensinn von ihm gewesen sein, daß er es sich nicht hat erlassen wollen, wobei er es doch würde bequemer gehabt haben. War er vollends sentimental — und er konnte augenblicklich in den Verdacht gerathen, sobald er nur tiefe Menschenliebe und Freude an der Natur zeigte — so wurden schon die Waffen eines gewissen, mit stehenden Lettern gedruckten Witzes gegen ihn gewandt; wenn er aber gar sich unterstand, rührende Thränen zu vergießen, oder von edlen Thränen wie von etwas Schönem und Reinem zu

reden, so war man mit der Geduld am Ende, und fuhr ihn fast grob an, und verlangte, er solle sich auf der Stelle schämen und bessern.

§. 93.

Es giebt hiebei zwei Tröstungen. Zuvörderst daß die wahrhaft vortrefflichen Schriftsteller sich, wie billig, nicht an das thörichte Geschwätz kehrten, und sodann, daß selbst unter jenen schreienden Leuten gar Manche waren, die es so schlimm nicht meinten, sondern nur die Mode mitmachten im Vergöttern und Verfluchen, und im Abhaspeln des einmal zur Mode gewordenen kritischen Garns. Späterhin genügte ihnen selbst die Sache nicht mehr, und sie sehnten sich nach etwas Besserm, z. B. nach der ächten Sehnsucht, was denn auch der ächten — Sehnsucht wohl zu erreichen möglich ist.

Jenes ungebührlich oft wiederholte, auch wohl mit metaphysischen Worten ausgestattete Geschwätz ausführlich zu widerlegen, wäre wohl sehr überflüssig. Habt nur, ihr Lieben, — so möchte ich die Dichter ruhig anreden, — habt nur ein reiches und klares Gemüth, hellen Geist, tiefes Gefühl und anmuthige Darstellungskraft, so mögt ihr ganz nach Eurem Gefallen ein naives, sentimentales, oder romantisches Kunstwerk liefern, ihr möget so viel Reflexionen mittheilen als ihr irgend wollt, sobald sie nur immer gut sind und zur Sache gehören, und ihr mögt jenes Zeichen der wiedererrungenen innern Harmonie und der Demuth gegen Gott, d. h. die Thränen, noch so hoch heben, ihr werdet uns immer gleich willkommen sein, und kein schönerer Kranz soll euch für ein naives Kunstwerk werden, als euch für ein sentimentales zukommt.

§. 94.

Nach diesen Bemerkungen gehen wir nicht zu Fanny

Tarnow über, sondern wir sind durch dieselben schon bei ihr; denn vielleicht hat es nie eine (wenn der Comparativ hier erlaubt ist) subjektivere und sentimentalere Schriftstellerin gegeben als sie ist, und dennoch halten wir sie für eine wahrhaftige Dichterin. Dieses Wort „wahrhaftig" steht hier nicht müssig, oder gar zufällig, sondern wir möchten es noch verstärken, indem wir auf die Nothwendigkeit einer solchen Dichterin aufmerksam machen.

Das Leben der Menschen überhaupt im Großen und Ganzen, so wie die einzelnen Verhältnisse der Menschen zu einander, bietet gar manche große und tiefe Frage, und mit diesen Fragen erheben sich nicht selten die schmerzlichsten Klagen, denen der lebendig fühlende und im Leben wirklich lebende Mensch nicht entfliehen kann. Nicht bloß unsere Currentschriftsteller, welche all dergleichen nicht anficht, sondern auch einige unsrer talentvolleren Romandichter ignoriren jene Fragen gänzlich. Es ist ihnen völlig genug, wenn sie einen erträglichen Stoff ersonnen, einige pseudo-anmuthige Frauen mit Wasserfarbe und einige wilde Männer mit einer eckigen Kohle, nebst einigen Bemerkungen über gute Herzen und schlimme Schicksale, die jedoch von halbschierigen Späßen unterbrochen werden, auf das Papier gebracht haben. Vor allem Tiefern und Bedenklichen scheuen sie sich wie das Kind vor Nesseln, die allerdings wehe thun, wenn man sie nur bestreift; nicht aber, wenn man sie mit starker Hand durchgreifend faßt.

Muthig und edel scheut Fanny nicht nur keine Frage, sondern theils in der Hoffnung, daß doch immer eine beruhigende Antwort vorhanden sein müsse, theils schon im Besitze derselben, verschmäht sie fast immer jegliches Exoterische, und beschäftigt sich nur mit dem innern Kern des Lebens. Wie bedeutsam sind hier manche Gemälde

von leidenschaftlich-hohlen, engherzig-zerstörenden, oder in platter Philisterhaftigkeit behaglich und wohl sich befindenden Männern, im Verhältniß zu edlen, zarten, im reinsten Element der Liebe lebenden Frauen. Wie wahr und tief ergreifend ist nicht von ihr der unsäglichste aller Jammer, der einer ungleichartigen, ewiges Gift hauchenden Ehe geschildert; und wie klar und deutlich tritt hier der Untergang so manches edlen weiblichen Wesens in der Liebe vor unser Auge!

§. 95.

Ich möchte fast ihren Roman „Thorilde" das nächtlichste aller Bücher nennen, die ich kenne, denn hier erscheint selbst die Tugend wie eine schwarz verschleierte erhabene Gestalt, die keine Blumen und keine Kränze mitbringt, ja, deren Sternenkrone selbst von irdischen Wolken umhüllt ist. Doch nur dem irdischen Auge; dem Tieferes ahndenden Geiste wird das geheimnißvolle Mondlicht und der Sternenglanz, der um die Tugend spielen muß, doch nicht verborgen bleiben. Lasset uns bedenken, daß ja die Nacht allein die Gestirne alle enthüllt, und daß wir in der Nacht *schauen* sollen.

Bleibt in dem genannten Werke dennoch fast zu schmerzlich Verwundendes übrig, so wollen wir nicht vergessen, daß auch diese Schmerzen nicht gescheuet werden sollen, weil wir durchaus *keine* ächte Frage ablehnen dürfen, wenn wir nicht bloß Beschwichtigung, sondern Beruhigung gewinnen wollen. Lasset denn also die entschiedene *Nothwendigkeit* dieses Buchs gelten, und weigert euch nicht aus Herzensweichheit der großen Frage. Fanny hat hier nicht vollständige Antwort gegeben; wer aber ihre Schriften *alle* kennt, wird die Lösung in dem Geiste selbst finden, der auch in den Schilderungen der wider-

strebendsten Parthien des Lebens nicht selten mit milder Befriedigung hervorleuchtet.

Ich weiß nicht, wie oft ich es schon gesagt habe; aber das weiß ich, daß es nie zu oft gesagt werden kann, daß die Christen, und so auch die christlichen Dichter nur durch Schmerzen, Blut und Thränen das Wahrhaftig-vortreffliche und Dauernde gewinnen; und niemand, der dieses gewinnen will, darf sich jenes erlassen wollen. Niemand kann, niemand darf von vorn herein fröhlich und behaglich thun; oder diese Fröhlichkeit und Behaglichkeit ist flach und lästig. Hat er aber gerungen und gelitten, und doch stets den Muth und die Hoffnung bewahrt, kennt er die Menschen und liebt er sie dennoch, hat er die mannichfaltigen Qualen des rohen Lebens erfahren und ahndet er dennoch, wie nöthig sie waren für seine Bildung, dann geht ihm die rechte Heiterkeit, Fröhlichkeit und Behaglichkeit auf, die nicht mehr erschüttert werden kann, und ein gewisses stilles und mildes Lächeln, und eine rein-christliche, leise Ironie, die der innigsten Liebe durchaus nicht wehrt, begleitet ihn durch die reine Laufbahn.

So möge denn Gesundheit und Heiterkeit die theure Dichterin stets begünstigen und ein mildes Leben dem edlen Streben begegnen.

§. 96.

E. T. A. Hoffmann.

Die reichste Genialität ist immer gern liebend, und eine solche spricht sich in der Vorrede aus, mit welcher unser theurer Friedrich Richter die „Fantasiestücke in Callots Manier" ausstattete. Es ward hier auch in der Liebe ein sinniges Wort gesprochen über die Liebe und ihre Unentbehrlichkeit, die man wohl die unentbehrlichste nenen

könnte, für den Künstler. So lenkte sich denn eine große Theilnahme und Aufmerksamkeit auf jenes Werk hin, das dieselbe auch in mancher Hinsicht verdient, insonderheit durch einige tiefe Aussprüche über das Wesen der Musik und über ihre herrlichste Offenbarung im Don Juan. Die Anregung in Beziehung auf das letztgenannte ewige Werk war um so löblicher, da sich die Mehrheit der Deutschen nur zu leicht an den Gedanken gewöhnt, dies oder jenes deutsche Kunsterzeugniß sei ein- für allemal vortrefflich, dann aber es dabei bewenden läßt, und endlich wohl gar in einen unerquicklichen Halbschlummer versinkt. Mir selbst war jene Charakteristik der ersten aller Opern, in welcher der Künstler Himmel, Erde und Hölle in den heitern Kreis des harmonischen Spiels gezogen hat, um so erfreulicher, da ich hier vollständig und vortrefflich ausgesprochen sah, was ich bereits 1802 und 3 in der musikalischen Zeitung leise andeutete.

Unter den Novellen des Dichters verdient nach meiner Ueberzeugung die erste Stelle der „Meister Martin und seine Gesellen." Hier ist sichrer Boden, gefällige Decoration, feste Gestaltung der Hauptcharaktere, in genauer Ansicht der Zeitverhältnisse, hier ist dem Scherze und dem Ernst die innere Einigkeit gegeben, und die Liebe bildet den Vor- und Hintergrund, so daß wir, mit reiner Heiterkeit, von dem Werk nicht Abschied nehmen, sondern es gern in uns fortspielen lassen.

Mehrere meiner Freude und Freundinnen haben die Bemerkung gemacht, daß sie durch diese Novelle an eine der meinigen „Leben und Liebe" erinnert worden seien, so wie dies überhaupt bei manchen Novellen von andern Dichtern aus der allerletzten Zeit sich zugetragen habe. Die vergleichende Kritik hierüber eignet sich jedoch wohl am besten für einen Dritten; mir selbst erlaube ich bloß, mich

zu freuen, wenn jene Novelle Freude gemacht hat. Und was den Meister Martin betrifft, so ist es mir angenehm und lehrreich, daß Hoffmann, dessen Talente ich sehr hochschätze, mit mir einen gleichen Stoff bearbeitet hat, wobei der Umstand, daß er meine Erzählung höchst wahrscheinlich nicht kannte, für mich das Interesse nur erhöhen kann.

§. 97.

Adolph Müllner, geb. 1775 zu Weißenfels.

Da vielleicht seit Adam, der, obwohl bekanntlich, nicht selber Schriftsteller, doch sämmtliche Schriftsteller erzeugt und in Bewegung gesetzt hat, über keinen Autor so häufig und so viel und in so kurzer Zeit nach dem ersten Auftreten, geschrieben und gedruckt worden ist, so glaube ich es mir hier in diesem Buche zum erstenmal ein wenig bequem machen zu dürfen, und mit dem, was ich für und gegen „die Schuld" und den „Yngurd" zu sagen habe, so lange in Rückstand zu bleiben, bis jenes unmäßige Geräusch ein wenig nachgelassen hat.

Es möge hier bloß etwas gelobt werden was M. selbst noch nie gelobt hat, nämlich die ersten Scenen in der Tragödie „der neun und zwanzigste Februar," weil in denselben mit ruhiger Sicherheit zwei brave Eheleute und ein liebes Kind geschildert werden, die uns klar und erfreulich scheinen, und von denen wir nach der einfachsten Unterredung, in wenigen Minuten ahnden, sie werden wohl alle untergehen, und mit ihnen das stille Haus, das sie in ernster Heiterkeit und ahndungsvoller Liebe vereinte. Was dann weiter folgt, ist schwach, wie der Dichter selbst sehr wohl weiß.

Was M's. Ansicht von der Musik betrifft, so wollen wir durchaus keinen Lärm schlagen, daß er sie nicht sonder-

lich zu lieben scheint, da dies lediglich ein Privatunglück ist, das im Grunde niemanden angeht, so wie er es ja auch stets in seiner Gewalt hat, jeglichen Umgang mit Shakspears Orsino, dem Herzoge von Illyrien, sorgfältig zu vermeiden. Der Mann, obwohl er überaus Herrliches über die Musik zu sagen weiß, erscheint doch ohne Zweifel ein wenig phantastisch; aber der ganze fünfte Akt vom Kaufmann von Venedig ist in der That so unendlich lieblich, (und nur von dem Lieblichen sei hier die Rede) daß wir noch immer hoffen, es werde derselbe auch M. einmal bezaubern. So würde es auch nach unsrer Ueberzeugung von überaus großem Nutzen für ihn sein, den Don Juan etwa hundertmal mit ganzem Gemüthe zu vernehmen.

Was aber die Ueberschätzung der Opern überhaupt, und der Opern X. Y. Z. betrifft, so versteht es sich recht eigentlich von selbst, daß ich dem Dichter hierein gänzlich beistimme, da ich mein ähnliches Urtheil schon früher in früheren Schriften mitgetheilt habe.

§. 98.

Otto, Heinrich, Graf von Loeben, geb. 1786.

Dieser Dichter, der auch unter dem Namen Isidorus Orientalis bekannt worden ist, hat manches Gedicht und manche Andeutung gegeben, in denen ein frommes Gemüth und ein sinniger Geist anzuerkennen und zu loben ist.

Solche Begabung wohl erschauend und gebührend schätzend, hat man dennoch in einigen seiner Werke mehr festes Land (wenn das Wort erlaubt ist) und überhaupt mehr Gestaltung gewünscht; doch ist zu hoffen, daß bei so regem Streben, wie dieser Dichter zeigt, die Erfüllung jenes Wunsches nahe sei. Ich selbst setze nichts weiter hinzu, als das vielsagende Epigramm von Schiller:

„Klar ist der Aether und doch voll unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug'; dem Verstand bleibt er doch ewig geheim."

Denn wie es anregen und mahnen, beruhigen und trösten kann, so überlassen wir uns wohl alle gern dem Nachdenken über den tiefen Sinn dieser lieben Zeilen.

§. 99.

F. W. Gubitz.

Es ist hier außer seinem Talent für die Holzschneidekunst, das bedeutend genug scheint, um auch in einer Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit Lob genannt zu werden, Anlage für eine gewisse Gattung des Lustspiel-Witzes zu erwähnen, theils weil wir von derselben für die Zukunft manches Gute hoffen, theils weil sie nun einmal in Deutschland nicht gar häufig vorkommt. Es ist durchaus nicht etwa überhaupt Mangel an Witz, weshalb unser Lustspiel im Ganzen noch ein wenig arm dasteht, sondern hauptsächlich das Vorherrschen des lyrischen, epischen und Romanwitzes, welches uns, die wir größtentheils monologische Naturen sind, die Lustspiel-Form praktisch hat oft versäumen lassen.

Wollet ihr, liebe Leser, Trost im Allgemeinen haben, so müsset ihr nicht in Eschenburgs Beispielsammlung nachsehen, denn hier findet ihr meistens nur solche Lustspieldichter, die mit nüchternem und zahmem Geist sich erst an das Parterre wenden und demüthig fragen, ob es wohl verstattet sei, einen kleinen Scherz zu wagen. Diese Erlaubniß wird freilich gegeben; aber Mascarill, der spaßhafte Knecht, hat doch neben Siegmund, dem süßen Amanten, nicht genugsamen Muth, den Witz frei flattern zu lassen. So wie manche sonst gar ehrenwerthe Menschen nicht recht zum Leben kommen vor lauter Anstalten zum Leben, so kamen die meisten deutschen Lustspieldichter

des achtzehnten Jahrhunderts nicht recht zum Witz vor lauter Vor-, Rück-, Hin- und Absichten, und so erschien jene ehrbare, zuweilen auch wohl nicht-ehrbare Wochenvisite, die man einst Lustspiel nannte.

Ich glaube am Besten zu thun, wenn ich bei dieser Gelegenheit ein paar kurze Worte über meine Ansicht von einigen der merkwürdigsten Gattungen des Witzes hier mittheile *).

§. 100.

Es giebt poetischen Witz, d. h. solchen, der seine Wurzel unmittelbar in der Tiefe eines harmonischen Gemüths hat, (S. Shakspear und Jean Paul) Ideenwitz (höherer Vernunftwitz), worüber gleichfalls die eben genannten Schriftsteller, und nächst ihnen Fichte, Hamann, Hippel u. s. w. zu bemerken sind, dann reiner Verstandeswitz, (Leibnitz, Kant u. s. w.) Gefühlswitz, Empfindsamkeitswitz: solcher, der mitunter fast durch Thränen lächelt, ja sogar zuweilen nur um die Thränen zu verhalten, witzig ist, (hier könnten fast zwanzig deutsche Schriftsteller angeführt werden) Charakterwitz, (die höchsten Meister abermals, Shakspear, Goethe und Jean Paul) polemischer und parodischer Witz, (Gozzi, Tieck u. s. w.) reiner Situationswitz (hier steht abermals Gozzi sehr ausgezeichnet da; unter ihm, dem Range nach, Moliere, doch im Einzelnen glücklicher. Auch Kotzebue ist zu erwähnen) Wortwitz, (gar manche ließen sich hier nennen; doch mögen bloß Iffland und Kotzebue bezeichnet werden).

Nicht verhehlen wollen wir, sondern recht hoch her-

---

*) Sie standen bereits in Nro. 8 des dramaturgischen Wochenblatts für 1815, mögen aber auch hier eine Stelle finden, da jenes Blatt bekanntlich nach einer zweijährigen Dauer eingegangen ist.

vorheben, daß wir guten gemüthvollen Deutschen in den bezeichneten höchsten Gattungen des Witzes, die wir mit Einem Worte Humor nennen, alle Nationen, selbst die Engländer, weit übertreffen. Den einzigen Shakspear, dem niemand gleich ist, nehmen wir freilich aus; keinesweges aber Swift und Sterne, die, obwohl sehr bedeutend und des ernstesten Studiums werth, doch theils durch Bitterkeit, theils durch Kränklichkeit, die sich nie zur rechten Behaglichkeit aufschwingen kann, keinen vollständigen Genuß gewähren.

Was ist nun ächter Humor? Wir wollen keine weitläufige Definition geben, sondern lediglich erinnern, daß er ohne vollendete Kraft, Klarheit und Heiterkeit des Gemüths nicht erzeugt werden kann. Ist aber jemand im wirklichen Besitze der genannten köstlichen Dinge, so kann ihn, im Gefühl dieses Besitzes, mitunter das fröhliche Gelüst anwandeln, die ganze Welt, aus reiner Liebe, auch einmal umzukehren, und dann, um es mit Einem Worte zu sagen, ist er dem Humor nahe. Schaden kann dieses Umkehren weder ihm noch der Welt; eben von wegen jenes köstlichen Friedens und jener überaus vortrefflichen Klarheit, die besagter Humorist im Gemüthe hat. Wehe aber, wehe! wenn der Unvollendete, in der Halbheit oder gar in der Gemeinheit Befangene seinen Zustand witzig darzustellen wagt; denn wenn die Gemeinheit sich in der Gemeinheit bespiegelt, so wird die Gemeinheit immer größer. Das klingt sehr gräßlich, aber wir vermögen es nicht anders auszudrücken, und wir könnten dabei einige funfzig französische und leider auch einige deutsche Schriftsteller nennen, hätten wir nicht einen Ekel an gewissen fatalen Namen.

Kehren wir also schnell wieder zu der sehr erfreuli-

chen Anerkennung zurück, daß die höchsten Gattungen des Witzes den Deutschen eigenthümlich sind, wobei wir, um doch auch ja der wackeren früheren Zeiten nicht zu vergessen, des großen Luther, des Hans Sachs, Sebastian Brand, Johann Fischart, Rollenhagen, Moscherosch, Abraham a Sancta Klara u. s. w. mit verhältnißmäßigem Ruhme gedenken wollen.

§. 101.

Und dennoch haben wir so wenig gute Lustspiele? — Wir hatten ihrer, und haben ihrer, besonders aus früheren Zeiten, nicht wenige; nur soll man sie nicht mit jener widrig kleinen Elle der französischen Kritik messen, und dies ist leider seit etwa hundert und dreißig Jahren ununterbrochen geschehen. Wohl möchte man sagen, daß die Franzosen für so unendliche Aufopferungen von Menschen und Ländern, die wir seit 1648 an sie machten, uns kein anderes Gegengeschenk gebracht haben, als eben jene nie genug zu hassende Geschmacks-Elle, die man nur mit einem einzigen festen Blicke zu betrachten braucht, um sie zerbrochen ihnen vor die Füße zurück zu werfen.

Seit jener Zeit haben wir denn allerdings nur wenig ächte und gerechte, tüchtige und flüchtige Lustspiele: denn wer sich einen Maaßstab aus der Fremde borgt, der steht selbst unter dem Maaßstabe, und der Aengstliche vermag nicht mehr die reine Lust und Freiheit des Lebens darzustellen. Dennoch setzte man die Arbeit fort, und es wiederholte sich gar oft das alte Lied vom Sisyphus, der mit vieler Mühe den Stein aufwälzt, bis dieser dann „hurtig mit Donnergepolter" und tückisch wieder herabrollt, und von den Danaiden, die mühselig Wasser gießen in das durchlöcherte Gefäß, und nie zu einem erfreulichen Ziele kommen können.

Darum noch einmal laßt uns nur jenen Maaßstab

ganz wegwerfen — zerbrochen ist er längst durch Lessing, Goethe und Schiller — und das Lustspiel wird sicher ein ächtes deutsches Leben und tüchtige deutsche Farbe gewinnen. Zu einem solchen deutschen Lustspiele ist in früheren Jahrhunderten der köstlichste Anfang gemacht, und wir stehen durchaus nicht an, die altdeutschen Fastnachtsspiele so wie die meisten der leider ungedruckten Puppenspiele, namentlich aber Hans Sachs und Andreas Gryph weit vorzuziehen den meisten jener sogenannten korrekten deutschen Lustspieldichter, die in den neueren Beispielsammlungen sich breit machen *).

§. 102.

Um aber nicht ungerecht zu werden durch zu große Gerechtigkeit gegen das Genie der Deutschen, so wollen wir hier zur Sprache bringen, daß wir unter allen Gattungen des Witzes am spärlichsten ausgesteuert worden sind mit dem Intriguen- und Situationswitz, worüber jeder, der etwa daran zweifeln sollte, nur die Europäische Literaturgeschichte selbst befragen möge, wo er dann finden wird, daß die einzigen Calderon und Lopez de Vega einige hundert deutsche Schriftsteller recht bequem und reichlich mit jener Gattung von Witz aussteuern könnten, ohne dadurch im mindesten arm zu werden.

Wollen wir nun aber neue Lustspiele haben, so mögen zuvörderst diejenigen im Publikum, welche sich bisher in einer gewissen vornehmen Unzufriedenheit gefielen, aufhören wollen „vornehm und unzufrieden" zu sein, sie mögen aufhören, sich bloß nach ungemein korrekten Späßen zu

*) Wenn die redlich-tiefen Deutschen nicht verdienen, ächte Lust- und Freudenspiele zu haben, wo ist dann ein Volk, das sie verdiente?

sehnen, über die sie sich doch nur scheinbar freuen (denn hinterher im vertrauten Kreise ihrer Familie kommt gewöhnlich das böse Urtheil zum Vorschein: „Es war doch einigermaßen grimmig langweilig.“) Sie mögen aufhören, über die Uebertreibungen des Witzes und des Humors zu schreien, denn der Humor will ja nicht nur übertreiben, sondern umkehren, und den Socrates und Kato selbst auf den Kopf stellen. Sie mögen aufhören, über Unsittlichkeit zu jammern, wo oft nichts ist als fröhlicher Muthwillen, und wohl bedenken, daß die ächte kräftige Tugend sich keinesweges vor Scherz und Possen scheut. — Oder war man etwa irreligiös in dem frommen Mittelalter, wo allein die keckſten Fastnachtsspiele, nebst dem „christlichen Ostergelächter“ u. s. w. geduldet und erfreulich gefunden wurden? — Niemand nahm Anstand daran, denn der religiöse Ernst war viel zu tief und sicher, als daß ihm muthwillige Scherze irgend etwas hätten anhaben können.

So weit die allgemeinen Andeutungen. Was davon auf den obengenannten Schriftsteller passe, wird der denkende Leser gar wohl selbst finden.

Noch muß erwähnt werden, und ich erwähne es gern, daß das von Gubitz redigirte Zeitblatt „der Gesellschafter“ schon manches Ausgezeichnete und Anmuthige gegeben hat, obwohl es auch nicht an Irrigem und Zerfahrenem fehlt, wie es der Welt- und Zeit- und Zeitblatt-Lauf mit sich zu bringen pflegt.

§. 103.

Theodor Körner, geboren zu Dresden am 23. Sept. 1791, fand den edlen Tod im Treffen bei Gadebusch am 26. Aug. 1813.

Dieser Jüngling, dem mit Recht das große Glück zu Theil ward, daß eine allgemeine Liebe der Deutschen ihm

in den Tod folgte, und der eben deshalb noch wahrhaftig unter uns lebt, zeigte schon sehr früh eine große Neigung für die Poesie, der in seiner edlen Familie stets ein reiner Altar und ein heiterer Heerd bereitet war. Jener großen Neigung kam ein nicht geringes Talent zu Hülfe; doch möchte ich lieber sagen, daß jene unendliche Liebe stets dem Talente half, und es weit hinaus führte über die Schranken, die es sonst wohl in sich, und bei nur mäßiger Neigung, würde gefunden haben. Das Feuer des Jünglings vertrug sich am wenigsten mit jener unglücklichen Zeit des Wartens und Duldens, die früherhin auf Deutschland ruhte, und er bedurfte einer fröhlicheren Welt, die ihm die gewaltige Kunst hinzauberte.

Aber was er schuf, sollte auch sehr nahe heran treten zu den Deutschen und gewaltig zünden. Dazu bot sich ihm nur Eine Gattung der Poesie, die dramatische, die nicht (wie sonst jede andere) in dem kleinen Cabinet des einzelnen Lesers genossen wird, sondern von den hohen Brettern herab, im glänzenden Schmuck der mimischen Kunst, und umgeben von jeglicher äußerer Pracht, zu der zahlreichen Versammlung redet, die selbst den Wunsch mitgebracht hat, berührt und ergriffen zu werden.

§. 104.

Obwohl nun Körners lyrisches Talent dem dramatischen weit überlegen war, so führte ihn jener Umstand und der reine Wunsch, sich vor einer großen und würdigen Versammlung über manches, was seiner Seele besonders theuer war, in kräftiger Rede auszusprechen, zu dem Schauspiel hin, und da er nicht selten den Punkt traf, der gerade damals am meisten berührt werden mußte, selbst wenn die Berührung schmerzte, so wirkten seine Schauspiele auf eine bedeutende Weise, auch dann, wenn

sie fast nur Gefühle und Reflexionen über die Empfindung enthielten. So Zriny und Rosamunde. Auch dem Lustspiele und der Posse huldigte er, und nicht selten mit Glück, da er sich verständig beschränkte, wie z. B. im „Nachtwächter,“ der zwar in der Composition manches zu wünschen übrig läßt; doch durch die Gesundheit des Scherzes und eine wohlgedachte rein komische Situation ergötzlich wirkt. Ueberall nahm er auf das Talent des Schauspielers Rücksicht, denn, wie oben gezeigt worden, lag ihm insonderheit am Herzen, daß, was er in stillen Stunden gedichtet, auch öffentlich und zur Erscheinung gebracht werde. Die Lustspiele widersprechen dem nicht nur nicht, sondern sie bestätigen es, da, wie in diesem Buch schon oft angedeutet wurde, dem ächten Ernst der ächte Scherz sich gern als Begleiter zugesellt.

Damit aber den Schöpfungen der Poesie die edelste Grundlage werde, bedarf der Jüngling eines thatenvollen Lebens, und ein solches, in der kühnsten Bedeutung des Wortes, fand Theodor Körner in dem ewig unvergeßlichen Jahre 1813. Jetzt wurden seine Gedichte Thaten, und seine Thaten Gedichte.

Das sei das Motto zu jener Sammlung von Kriegsgesängen, die unter der Aufschrift: „Leier und Schwerdt,“ erschienen sind. Sie gehören zu den höchst seltenen Gedichten, die sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, längst von dem Druckpapier und den Buchstaben abgelöst haben, und im Herzen und auf den Lippen deutscher Jünglinge leben.

§. 105.

Ludwig Uhland, geb. 1785.

Es muß doch eine überaus köstliche Zeit gewesen sein, als die deutschen Dichter, fast möchten wir sagen, „alle,“

sich unter einander liebten und diese Liebe auch gern und laut aussprachen. Wir können nicht ohne Rührung und Freude denken an die vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, wo ein Kreis von würdigen Männern aufstand und mit reger Kraft und Besonnenheit eine schönere Dichterwelt gemeinsam erstehen ließ. Wohl waren die Kräfte, die Klopstock und Ebert, Gellert und Rabener, Uz und Gleim u. s. w. aufwenden konnten, sehr verschiedenartig; aber wir finden keinesweges, daß der Grademesser der Talente, der hier ziemlich leicht anzulegen war, auch nur den leisesten Neid, oder irgend etwas Zwietracht-ähnliches hervorgebracht habe. Jedes geistige Vermögen, wenn es mit poetischem Talent vereint war, mochte es auch nur ein sehr mäßiges sein, wurde durch Anregung, Ermunterung, Zurechtweisung freundlich geläutert und erhöht; und indem es sich auf diese Weise zu dem ihm möglichen Ziele hinauf arbeitete, ward es wahrhaft bedeutend durch die Stelle, die es in der Reihe der andern Mitstreitenden einnahm.

Noch erfreulicher leuchtet uns jene Zeit an, wo Dichtkunst und Freundschaft die trefflichen Jünglinge, Hölty, Voß, Bürger, Miller, Stollberg, Claudius, zu einem edlen Bund vereinigte, und wo zuletzt gewissermaßen fast ganz Deutschland (ein paar halb vermoosete Deutsch-Bibliothekare ausgenommen) — sich der reinen Liebe für die Dichtkunst und für die Dichter widmete. Es ist wahr, daß man mitunter zu weit ging im glühenden Enthusiasmus, und auch wohl solche Halb-Dichter, die nur erträglich lallen konnten, freigebig bekränzte; aber der Schaden, der aus dieser übertriebenen Zärtlichkeit erwuchs, war doch nur vorübergehend; denn auf der mittelmäßigen Stirn vertrocknen die Kränze ohnehin bald, oder die zu eifrigen

Bekränzer werden auch wohl selbst hinterher bald wieder besonnen, und fordern das Geschenk zurück.

§. 106.

Wie so ganz anders ist das geworden! Wir wollen keinesweges darüber seufzen, daß es anders werden mußte, sondern mit der höchsten Entschiedenheit erklären, daß die Strenge, welche späterhin in unsrer Literatur waltete, nothwendig war, und sehr heilsame Folgen gehabt habe. Strenge wollen wir, große Strenge; aber eine liebende. Dann kann die Strenge nie streng genug sein; aber hassen und von ganzer Seele verabscheuen wollen wir immer jene ideenlose Härte, jene gemüthlose Rohheit, die wir in gewissen grimmigen Wolfs- und Bärenmonaten unserer Kritik nur zu häufig bemerkt haben und noch bemerken.

Und um welche Freuden bringen sich diese armen und engen Menschen; denn giebt es wohl für den Guten eine reinere Freude als wenn er sieht, daß ein neues Talent oder gar ein neues Genie mit reinem Flügelschlage sich aufschwingt, und neue Lieder tönen und neue Lieder geschaffen werden zur Ehre unseres gemeinsamen Vaterlandes! —

Wir haben oben gesehen, wie häufig die giftigste Gemeinheit und platteste Schamlosigkeit gegen Tieck, Novalis u. s. w. auftrat; aber so überaus widrig das auch war, so gab es doch immer den Trost, daß auch sehr häufig die Opposition kräftig laut und rege wurde. Jetzt hat man zuweilen für einige sehr ausgezeichnete Dichter eine Behandlungsweise angewandt, welche die bequemste und schlimmste von allen ist: man schweigt fast ganz von ihnen; versteht sich, nur im Druck; aber auch das ist traurig-wichtig genug. Ein solches Geschick hat Ludwig Uhland getroffen. Seine Gedichte sind im Jahr 1815 in

Tübingen bei Cotta erschienen, und jetzt, im December 1818, wo ich dieses schreibe, ist, wenn ich nicht sehr irre, auch nicht eine einzige öffentliche Beurtheilung derselben an das Tageslicht gekommen. Zwar ist der Dichter hie und da im Vorbeigehn mit Auszeichnung genannt worden, auch kann ich die Möglichkeit gar wohl zugeben, daß sich vielleicht eine Recension vor mir versteckt habe; dennoch bleibt jene Schweigsamkeit befremdend merkwürdig genug. So will ich denn hier zuvörderst nicht recensiren, sondern mit heller und freudiger Stimme aussprechen, was ohnehin für manche gar liebe Freundinnen und Freunde kein Geheimniß mehr ist, daß dieser Ludwig Uhland ein Dichter sei, das heißt: ein ächter Liebling des Himmels, dem verliehen worden ist, das Unendliche darzustellen in der schönen Begränzung des Bildes, der erfinden kann und beschreiben, schaffen und darstellen, und der in der Romanze, dem verbindenden Mittelgliede des Epos und des Romans, keinem deutschen Dichter weicht, und sehr viele übertrifft. Dabei ist er, Gottlob, auch ein wahrhaft deutscher Dichter, voll edler Liebe und von edlen Zornes, und dem nichts besser steht, als wenn er die Riesengräber deutscher Vorzeit mit Kränzen schmückt. Wir könnten dabei gar manche Romanzen von ihm nennen, denn Uhland ist auch ein sehr reicher Dichter; aber es sei genug, auf das „Kind Roland" und „Karls des Großen Meerfahrt" hinzudeuten.

§. 107.

Das Charakteristische fast aller seiner Gedichte ist vollendete Gesundheit, Einfachheit ohne alle Manier, und Zieltreffende Wahrheit. Wir wollen uns darüber noch deutlicher erklären, indem wir Folgendes erwägen:

Gar viele deutsche Dichter, deren Anlange wir nicht

bestreiten, gleichen solchen Kranken, die, in redlichen Stunden sich selbst krank fühlend, überall nach Gegenmitteln ringen, dabei jedoch sich nicht überzeugen wollen, daß auch bewährte Gegenmittel zuweilen durch die Art des Gebrauches selbst aufhören können, Gegenmittel zu sein. Freilich zündet der Brennspiegel-Focus je schärfer, je besser; will man ihn aber über den rechten Punkt noch weiter hinaus schärfen, so nimmt er an Brennkraft und Helle in eben dem Grade ab, wie er vorher zunahm. Die Natur spricht manch deutliches Wort zu uns; die bösen Kinder folgen nur nicht immer, und repetiren nichts fleißiger als den Sündenfall, wo das Ei zum erstenmale klüger sein wollte als die Henne.

Nicht also Uhland; sondern bei ihm finden wir gerade das schöne Gegentheil. — Um aber nicht gänzlich aus dem Kritiker-Kostum zu fallen, welches nun einmal mit sich bringt, daß auch einiges getadelt werde, so will ich erwähnen, daß die Sinngedichte, welche jene Sammlung enthält, ohne ausgezeichneten Werth sind, was U. gewiß selbst zugeben wird, da er ohne Zweifel die Meister von diesem Stuhl, unter denen ich hier nur den einzigen Logau nennen will, genau kennt und herzlich liebt.

§. 108.

Freimund Raimar (Friedrich Rückert), geb. zu Hildburghausen.

Ein kleiner Band, fast nur Heft von Gedichten, in einer Zeit erschienen (1814), wo alles sang um den Baum der Erfüllung und der Hoffnung, enthielt so manches Lebendigtüchtige und Kraftreiche, daß dem Jünglinge mit den deutschen Liedern Männer und Jünglinge freudig grüßend entgegen kamen. Es wehte in den Blättern der frische Odem der Gesundheit und Jugend, und in der

farbigen Flamme des Zorns, der sich hier Bahn brach, wurde selbst das reine Salz der kriegerischen Satire knisternd und flackernd vernommen und gern vernommen. Die beste Beurtheilung erlebten die Gedichte dadurch, daß sie, die überhaupt erlebt und gelebt wurden, bald in das Gedächtniß und auf die Lippen vieler guten Landsleute kamen.

Aber ganz besonders muß hier noch rühmend anerkannt werden, daß R. das Sonett, welches bekanntlich so oft nur weich gelallt hatte, geharnischt auftreten ließ, in ächter alter Sprach- und Formkraft. Sonette wie das:

Was schmiedst du, Schmid? — „Wir schmieden
Ketten, Ketten —“

werden stets nicht bloß die guten Freunde, sondern auch die guten Feinde des Sonetts erfreuen und belehren.

Jenes satirische Kraftfeuer, das sich hier mit Erfolg gezeigt, erreichte ihn weniger in der Komödie „Napoleon und der Drache,“ da es in derselben einen zu weiten Weg zu durchlaufen, und (wenn ich so sagen darf) einen zu großen Scheiterhaufen von noch zu jungem und grünem Holz zu durchbrechen hatte, um stets auch angenehm leuchten zu können.

§. 109.

Um so erfreulicher ist Rückerts Humor, wenn er sich selbst mäßiger begränzt, und wir besitzen einige kleinere Gedichte in dieser Gattung von ihm, in denen das frischeste Leben den tiefen Gedanken freundlich umarmt hält, so daß beide vereint dauernd wirken. Ich nenne hier insonderheit den „Apotheker“ (siehe das Taschenbuch Urania für 1818, Seite 413 ff.), der wie eine Jahrhundert-alte allegorische Person noch immer durch Deutschland zieht, und sämmtlichen Blumen und Blüthen Gefahr droht, da

er sie theils austrocknen, theils auskochen möchte zu medizinisch-nützlichem Gebrauch. — Der Schluß des Gedichts:

„Als so weit beklommen
Er gekommen;
Sah ich Bäume wanken
Wie die Kranken,
Daß von welken Stielen
Blätter fielen,
Und am Boden klebten
Gleich Rezepten.
Als fortfuhr das Mustern
Ward zu hustern
Aller Nachtigallen
Liederschallen;
Und die Rosenhecken
All vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber —“

Dieser Schluß könnte fast ein Thränenlächeln erregen, wenn wir ein so herbes Schicksal betrachten; doch wird das Lächeln wohl die Oberhand behalten, da zum Glücke die ächten menschlichen Nachtigallen, Blumen und Blüthen ihre Stimme und Farbe fröhlich behalten, wenn sie auch noch so oft von einem solchen Apotheker bedroht werden. Sie machen es dann wie R. selbst, und heben den Mann auf, wenn er die Mühe des Aufhebens lohnt, zu einem ergötzlichen Kabinetstück.

§. 110.

Franz Horn. Es wäre vielleicht wohlgethan, wenn ich hier, da dieses Buch sich dem Schlusse nähert, auch noch Gericht hielte über meine eigenen Schriften; aber ich verspare das lieber bis zu einer andern Gelegenheit. Im

Allgemeinen lassen sich nämlich, meines Erachtens, Selbstkritiken eben sowohl rechtfertigen als Selbstbiographien, sobald nur der Name des Selbstkritikers dabei steht.

Aber, wie gesagt, ich will hier keine Kritik über mich selbst liefern, und ich schreibe diese Zeilen lediglich, weil ein sehr geachteter Freund behauptete, man könne ein gänzliches Schweigen, von meiner Seite, über mich, an dieser Stelle für Ziererei halten. Da ich nun gern nicht bloß das Böse, sondern auch den bösen Schein meide, so folge ich der Anmahnung, und so möge hier denn das Eine unschuldige Wort stehen, daß ich unter allen meinen Romanen „die Dichter“ (3 Theile, Berlin 1817 und 18) am meisten liebe, und sie deshalb hiemit allen meinen bekannten und unbekannten, deutsch redenden, denkenden und fühlenden Freunden und Freundinnen zur heitern Prüfung empfehlen will. Das Buch erscheint mir wie lebendig, und so möge ihm das Lebendigste, die Liebe, begegnen: ein alter Wunsch, der aber stets jung bleibt.

---

§. III.

Wir dürften und möchten dieser Reihe von schriftthätigen Männern und Frauen noch mehrere namhaft gewordene, anonyme und pseudonyme hinzufügen, die uns in mancher Hinsicht theuer geworden sind, z. B. den Verfasser des Buchs: „Wahl und Führung,“ L. v. Starklof, Leander, dessen zum Theil höchst anziehende Novellen Fr. Laun herausgegeben, Gustav Schwab, sehr schätzbar durch das, was er gegeben, noch schätzbarer durch die Hoffnungen, die er erregte, und die bei dem Verfasser dieses Buchs längst Gewißheit sind, G. W. Fink,

August Gebauer, und einige andere; allein, da sie erst seit kurzem aufgetreten sind, so bleibe das genauere freundliche Urtheil über dieselben spätern Jahren vorbehalten.

Hier möge nur noch Raum geöffnet werden für einige Mahnungen, Andeutungen und Tröstungen im Allgemeinen.

Wenn wir nun jene Reihe von schriftthätigen Männern und Frauen überblicken, so erkennen wir mit Freude, daß die Summe von Kraft und Talent, welche in ihnen wohnt, gar wohl genügend sein möchte, um eine wahrhaftige und glänzende Literatur zu bilden. Es möge jedoch nicht vergessen werden, daß manches, was als Fehler oder Mangel im Einzelnen erscheint, hier mit Fleiß entweder übergangen oder nur leise berührt worden ist, weil jenes Fehlende überhaupt viel leichter zu erkennen ist, als manches Gute, welches zuweilen fast ohne Dank und wie etwas bloß-Natürliches und Gewöhnliches betrachtet wird.

So bietet sich denn hier Stoff zu manchen Betrachtungen, die nicht immer ganz erfreulich sind; hier aber doch wohl angeregt werden müssen, obwohl sie zum Theil bereits hie und da in diesem Werke angedeutet worden sind. Wir geben nur einige, und diese, wie billig, ohne alle Pedanterie und Steifheit.

§. 112.

Jede Literatur soll etwas Republikanisches haben; doch Anarchie sei immer fern. Trägt aber nicht wirklich unsere jetzige Literatur in manchen Aeußerungen die Farbe der Anarchie?

Jene Kräfte und Talente wären freilich hinreichend, um eine fast vollständige Literatur zu bilden, aber sie stehen fast vereinzelt da, und kein Band der Liebe umschließt alle.

Die meisten Autoren halten gleichsam Monologen, und zwar oft recht interessante. Aber fast niemand antwortet; sondern wenn ein Sprecher fertig ist, so tritt ein anderer auf das Katheder, den abermals wenige hören, weil sie während dessen schon mit der Ausarbeitung ihrer eigenen zweiten, dritten, hundertsten Rede beschäftigt sind. So aber kommt kein Literatur d r a m a zu Stande.

Es fehlt an einem größeren Dichterbunde, den edle Liebe allein erzeugen kann. Erinnert euch an die Herzoge Johann Ernst den Jüngern, Friedrich und Wilhelm von Weimar, und die Fürsten Ludwig und Johann Casimir von Anhalt, an Dietrich von dem Werder, Friedrich von Kospoth, Caspar von Teutleben, und Christoph von Krosigk, und was sie begannen im Jahr 1617. Nicht fehlt es Gottlob an ähnlich gesinnten, aber umschlingt sie a l l e ein ähnliches Band der Liebe wie jene? Lasset es euch nicht irren, daß jene theuren Männer doch nur sehr Mäßiges erreichten, sondern lasset uns ihnen danken auch für das wenige Gute, welches sie veranlassten. Nicht sie tragen die Schuld, daß es nur wenig war, sondern jener gräßlichste aller Kriege, der sich fast zu derselben Zeit entzündete, als die fruchtbringende Gesellschaft gestiftet wurde.

§. 113.

Einige Dichter, die anfangs vorzüglichen Eifer und treffliche Anlage zeigten, lassen sich jetzt, da sie die Gunst des Publikums erworben haben, in gestaltloser Bequemlichkeit hingehen, und meinen, was sie nur so hinhauchen oder im Halbschlummer so hintändeln, sei für die Leser gut genug. Ein solcher Gedanke ist aber recht eigentlich — gottlos, denn nur mit dem Aufgebot aller schönen Kräfte in uns sind wir würdig, der Poesie zu huldigen. Aber auch nicht einmal klug ist jener Gedanke, denn das

Publikum verzeiht seinen Lieblingen zwar vieles, doch nur auf eine gewisse Zeit; wird es erst wirklich gewahr, daß man es leichtsinnig und mit unstatthafter Ironie behandelt, so kann es auch, wie billig, recht gründlich hassen und verachten.

Selbst das Ruhen auf alten Lorbeeren ist deutschen Dichtern oft mehr zu gönnen als anzurathen; das Publikum will stets frisch duftende Kränze. Es verlangt gewissermaßen, seine Dichter sollen stets bei der Hand sein, ohne des alten Worts zu gedenken, daß arbeiten zwar des Künstlers Lust ist; zu viel arbeiten müssen aber ihn leicht um den Namen eines Künstlers bringen kann.

§. 114.

Der Künstler soll, wie bekannt, die Zuschauer und Zuhörer heraufheben in das reine Gebiet der Kunst, dafür ist er der Künstler, und nicht fragen, was sie etwa gern haben mögen, sondern bildend sorgen, daß ihnen das Schöne allein theuer werde. Vergessen wir überhaupt nie den alten Ausspruch, daß, wo die Kunst gesunken, sie stets nur durch die Künstler gesunken ist. Hat aber die Mehrheit der Schriftsteller die Mehrheit der Leser zu verwöhnten Kindern gemacht, so sind freilich die wenigeren besseren und strengeren Dichter übel daran, und sie können nur auf eine kleine und stille Gemeine rechnen. Es tröstet sie nur die Kunst selbst, und jene kleine überaus theure Gemeine, deren Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden mögen.

Auf wie manche Art aber ist jene Mehrheit der Leser wirklich verwöhnt und verzogen worden!

Einige Schriftsteller, welche sich haben sagen lassen, daß das Romantische doch etwas gar Herrliches sei, und sehr geliebt werde, jagen nun demselben nach, wie einem

edlen Hirsch; fangen ihn aber billigerweise nicht, sondern bringen nur die Fratze des Romantischen mit. Sie meinen, wenn sie nur recht Buntes durcheinander arbeiten, und mit bedenklich stolzer Miene selbst erklären, das sei das Rechte, so müsse es am Ende wohl geglaubt werden. Aber dergleichen Vieles wird doch nie zu einem ächten Etwas. Manche — es ist betrübt zu erzählen — glauben selbst nicht mehr recht an die Poesie, und an ihr eigenes Hervorgebrachte; meinen aber, es sei selbst den größten Dichterheroen nicht besser] gegangen. Für eine Sünde, wie die letztere, möchte jedoch wohl kaum eine Vergebung möglich sein.

§. 115.

Andere gehen lediglich auf das Wunderbare aus, da man ihnen abermals gesagt hat, daß dergleichen die meisten Leser findet, die gern in ihr gewöhnliches, etwas farbloses Lebensgespinnst ein wenig imponirend türkisches Garn von fantastischer Spindel hineinlaufen lassen. Man könnte das allenfalls hingehen lassen, wäre nur nicht das meiste Wunderbare, welches geboten wird, so wunderbar schlecht, verfehlt und gehaltlos. — Der Geist des Ninus in Voltaires Semiramis stört eine ehrbare Rathsversammlung gegen zwölf Uhr Mittags, und es ist fast, als bitte er um Vergebung, daß er sich die Freiheit nehme, als ein bloßer Geist, der eigentlich gar nichts mehr gilt, unter die betitelten Männer herein zu treten, die Gottlob noch alle einen Körper umhaben. Dieser Revenant ist ergötzlich genug; aber er hat leider eine Menge nur nicht so witzige Brüder und Schwestern in unsern Deutschen Romanen und Schauspielen, obwohl diese, wie gewiß auch Voltaire, bei jenem Gespenst nur an Haarsträuben; nicht an Ergötzung gedacht haben.

Andere geben von dem geisterhaften Leben nur das Umgekehrte, nämlich den Nebel, ohne zu bedenken, daß dieser alte Sprachscherz von Leben und Nebel und Nebelleben in Beziehung auf die neblig Hinarbeitenden eine sehr ernste Bedeutung gewinnt.

Und doch liegt das rein Wunderbare dem ächten deutschen Geiste so nahe, ihm, der das Wesen der Menschheit längst als auf dem Unbegreiflichen gegründet, anerkannt hat, und ein Leben und einen Menschen, die sich nach dem Einmaleins berechnen ließen, mit Recht gehaltlos und leer finden muß. Wie es nun aber einmal in Deutschland zu gehen pflegt, so finden sich neben einigen der herrlichsten Muster in der Erfindung und Gestaltung des Wunderbaren, eine Unzahl von gehalt- und gestaltlosen Nachahmern. Ach, man möchte sie alle, besonders die noch einige Hoffnung zur Besserung gebenden, dringend bitten, doch ja recht bald in sich zu gehen, (denn in diesem In-sich-gehen finden sie die Welt der Wunder mit) und dann zu lesen und zu studiren bei Tage und bei Nacht: erstens Shakspear, zweitens Shakspear, und drittens Shakspear.

§. 116.

Andere Autoren legen sich fast alpartig auf die Satire, meinen jedoch, sie seien über die Maaßen kurzweilig, zierlich und schalkhaft, wodurch sie einen fast gräulichen Anblick gewähren: denn in Wahrheit, etwas Widerwärtigeres kann kaum gedacht werden, als wenn die Rohheit und Plattheit vor dem Spiegel steht, und muthwillig heitere Gebärden täppisch versucht.

Doch, wie sich von selbst versteht, nur einige Wenige bieten einen so schlimmen Anblick, andere sind nur eng und arm, ringen aber dennoch nach Satire, die nur dem Reichst-gebildeten möglich ist. Die Form ihrer Ironie ist

gewöhnlich von der Art, wie man sie auf allen Märkten und Landstraßen hören kann. Sie sagen nämlich das reine Gegentheil von dem, was eigentlich ihre Herzensmeinung ist. Wenn nun dieser Satyr das Gegentheil ironisch gelobt hat, so lacht er selbst schalkhaft in das Fäustchen und spricht: Ihr werdet mich wohl verstehen was ich eigentlich habe sagen wollen. Allerdings verstehen es die Leser gar wohl; tragen aber oft einige Langeweile mit davon. Es kann freilich zuweilen Lächeln erregen, wenn auf jene gewöhnliche Weise (um doch eine genaue Vorstellung davon zu geben) ein häßlicher Mensch ein Apoll, ein Dummkopf ein Leibnitz, ein seichter Schwätzer ein Demosthenes genannt, wenn der Geiz, der Hochmuth, die Liederlichkeit u. s. w. gepriesen wird, ja es kann diese Ironie moralischen Nutzen haben; aber auf die Länge ermüdet sie gewiß *). In dieser Art der direkten Satire ist besonders Rabener zu nennen, der es darin am weitesten gebracht, und fast nie eine andere geübt hat. Diese Rüge ist ihm, dem sonst recht stattlichen Manne, nicht zu erlassen, aber noch weit trauriger ist es, daß die meisten deutschen Satiriker, die ihm seit 1741 nachgefolgt sind, fast zu glauben scheinen, es gebe gar keine andere. Jean Paul und Tieck mögen diese Nachtreter vielleicht gar nicht kennen, oder wenn sie sie zu kennen meinen, so heißt dies wohl nur so viel als: sie lesen sie, und gehen dann erschreckt oder hochmüthig lächelnd, und in jedem Fall misverstehend an ihnen vorüber.

---

*) Vergl. Dramaturgisches Wochenblatt für 1816, S. 19. f., wo ich zugleich meine Achtung für Rabeners dennoch schätzbare Kraft und Talente ausgesprochen habe.

§. 117.

Und nun der gewöhnliche Stoff des Scherzes und der Satire! — Advokaten, Aerzte, Gerichtshalter, Informatoren und deren Mängel: mit denen war Rabener und zuweilen nicht ganz ohne Ergötzlichkeit so ziemlich fertig geworden; und was etwa noch übrig geblieben, ist bereits bis gegen des achtzehnten Jahrhunderts Ende durstig ausgeschöpft worden. Was blieb der Mehrheit der Neueren nun übrig? Die neueste Literatur und die — Kleinstädterei.

Das Wesen der ersteren war ihnen ohne Zweifel ganz fremd, dennoch gab es hier einige Richtungen, deren Irrthum selbst dem blödesten Auge auffallen mußte, vorzüglich die Sonettenwuth und der unächte Mysticismus. Hier hatten sie ein erträglich leichtes Spiel; aber sie machten es sich noch leichter als es schon war. Statt den fehlerhaften Organismus, den undulirenden Inhalt, und die poröse Form der meisten Sonette aufzudecken, begnügten sie sich nur, in blinder Wuth gegen die ganze Gattung hinzuschelten, und gingen dann sogleich mit stolzen Siegesschritten zur Bekämpfung der Mystik, von der sie jedoch durchaus nichts weiter aufgegriffen hatten, als den vielberühmten Karfunkel. Der war freilich, seitdem Novalis ihn gepriesen, auch von manchen täppischen Händen angefaßt worden, und wohl hätte hier eine fröhlich rasche Satire gut thun mögen; aber auch nur eine solche. Was man statt ihrer bot, war meistens roh oder fade, und das Publikum sagte sich bald sowohl von den gewöhnlichen Karfunkelfreunden als Karfunkelfeinden los, da allerdings manche breite und langweilige Gesellen mit darunter waren.

§. 118.

Was die Kleinstädterei, als den zweiten Hauptstoff der

Satire, betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß einige talentvolle Schriftsteller ihn mit Lust und Laune behandelt haben. Leider aber ist sie bald darauf ein Feld geworden, das auch die plumpsten Hände beackert haben. Von dem was eigentlich großstädtisch ist, wissen überhaupt wohl nicht sehr Viele, und vom — Cicero wäre hier wohl manches zu lernen, damit dieselbe mit mehrerer Besonnenheit, und, wo möglich, auch mit Anmuth betrieben werde. Fängt die Großstädterei vollends gar an, sich mit sich selbst liebäugelnd zu besprechen, wobei man einige Individuen ertappt haben will, so wird sie selbst höchst kleinstädtisch, und hat billig die wahrhafte Kleinstädterei, die mitunter doch etwas Naives und Ergötzliches mitbringt, zu scheuen. Sie will aber nichts scheuen, sondern fährt gelassen fort, über die Bürgermeister, Kirchenvorsteher, Untersteuereinnehmer u. s. w. in kleinen Städten mittelmäßig zu lächeln, nicht bedenkend, daß man gar wohl den ästhetischen Spieß auch umkehren könnte, wenn man sonst nur wollte. Das wahrhaftig Großstädtische ist frei und liebenswürdig.

Es gab eine Zeit in unserer Literatur — es war die der Wochenschriften, — wo manche Schriftsteller sich nicht ruhig schlafen legen zu dürfen glaubten, wenn sie nicht einige Späße gegen die Pedanterie und die Pedanten losgelassen hätten, welches denn auch meistens mit süßem Lächeln geschah. Dennoch gab es wohl niemals mehr Pedanten als in jener Zeit, nur hatte jeder Einzelne den Trost, daß er denn doch eine Satire gegen die Pedanterie geschrieben habe, die ihn schützen könne. Daß man auch mit Pedanterie gegen die Pedanterie fechten könne, war ein zu bedenklicher Gedanke, als daß man ihn nicht schnell hätte abwehren sollen. Die Anwendung auf unsre Zeit ist leicht.

§. 119.

Ferner wird das Publikum verwöhnt durch eine Unzahl von Monatsschriften und Tageblättern, von denen manche nur da zu sein scheinen, damit die Leser blättern lernen, was sie ohnehin längst können. Es ist ganz fern von mir, diese Blätter alle in eine gleiche Reihe zu setzen, denn wirklich giebt es einige, die noch mehr Beifall verdienen als sie schon haben. Aber die meisten: was enthalten sie? Erzählungen, die niemand wieder erzählen möchte, und deren Anfang man längst vergessen hat, wenn das oft traurige Wort „die Fortsetzung folgt" in Erfüllung geht; — Anekdoten, von welchen in der Mehrheit die Mittheiler zu glauben scheinen, daß sie zum sieben und siebzigstenmale vorgebracht, und vielleicht mit neuen Lettern gedruckt, sich besser ausnehmen als beim sechs und siebzigstenmale, wo die Lettern vielleicht nicht so erfreulich lächelten; — abgerissene Halb-Gedanken von abgerissenen Viertel-Gedanken, zum Theil wohl gar aus abgerissenen Gemüthern; — Recensionen, die fast so lange leben, als der Tag, an dem das Blatt ausgegeben wird, dauert; — Gedichte, die nicht selten wie Tabaksdampf aufsteigen und mitunter auch wohl von Verfassern herrühren, die die Poesie sich angewöhnt haben wie etwa das Tabakrauchen, u. s. w.

Was aber nicht unter dieses u. s. w. summirt werden kann, sondern was als stehendes Labsal und immer süßer Trost im Leiden geboten wird, das ist nichts anderes als Theaterkritik, und Kritik des Theaters, und des Theaters Kritik. Die Redactoren sind genügend versehen mit Correspondenten in jeder deutschen Stadt, die ein Theater besitzt, oder doch wenigstens zuweilen von reisenden Schauspielern besucht wird. Diese statten treulich Rapport ab, ob das Schauspielhaus wohl erleuchtet gewesen ist, ob das

Publikum sich mäßig verhalten, oder empfindsam, oder erhitzt, oder unrührbar; sodann beurtheilen sie die Stücke, welche aufgeführt werden, das heißt: sie nennen sie sehr hübsch, oder amüsant, oder ennuyant, oder für's Herz oder gegen dasselbe. Zuweilen auch klagen sie, manche Autoren hielten nicht Schritt mit dem Publikum und wären eigensinnig und unartig. Zuweilen versteigen sie sich sogar in die höhere Kritik, und erzählen, Lessing sage so und so und da und da, und Schiller vollends hier und dort viel Gutes. Einige haben sogar aparte Gedanken, die aber vielleicht wegen der kleinen Schrift, mit der diese neuen Theorien gedruckt, noch mehr aber wegen des Kaffeehaus-Geräusches, unter welchem sie gewöhnlich genossen werden, nur selten das gehörige Glück machen. Auch gehen die meisten Leser rasch weiter und wollen schnell erfahren, wie es mit den Decorationen stehe und ob diese auch genug gekostet haben, ob der Mondstrahl mit genügendem Halbzittern in den See gefallen, und ob die Kleider hinlänglich brillant, und ob nicht gar ein Stück, dessen Handlung etwa in das Jahr 1699 fällt, im Herbstkostum des Jahres 1698 aufgetreten sei, denn über so etwas kann man begreiflicherweise nicht geduldig hinweg sehn. Dann aber kommt das Allerinteressanteste: und der Kritiker erzählt, köstlicher und superber als Madame X. in Solothurn oder Raab, könne Rosamunde von Corfu durchaus nicht gegeben werden, und es habe auch neulich Herr Y. in Helsingör die eigentlichen Grundlinien im Charakter des Vipernfängers in der Oper „der Spiegel von Arcadien" mit anmuthiger Virtuosität mimisch hingetuscht. Dies alles lesen wir nun nicht etwa nur einmal, sondern wir dürfen darauf rechnen, es binnen vier Wochen etwa zwanzigmal zu genießen zu bekommen; so

daß wir zuletzt den genauesten Bescheid wissen und thun können, als wären wir mit dabei gewesen.

§. 120.

Ich habe dabei an diesem Ort nur Folgendes zu sagen: Erstlich möchte ich fragen: Glaubt ihr wirklich, daß unsere großen dramatischen Schriftsteller und unsere großen Schauspieler und Schauspielerinnen — gottlob wir haben einige solche, die wir innig zu ehren wissen, und manche talentvolle, von denen wir das Beste hoffen — an dergleichen Gerede Gefallen finden?

Zweitens: Ist es billig, daß dieses Gerede einen so großen Raum einnehme, da doch so viele tausend gute deutsche Dörfer, Flecken und kleine Städte, die keine Bühne unterhalten, auch lesen wollen; nur nicht das, was ihr meistens bietet *).

Drittens versteht es sich zwar von selbst, doch will ich es auch gern ausdrücklich hinzusetzen, daß ich bei diesen kurzen Andeutungen über die meisten Theaterkritiken eben nur die meisten, aber keineswegs alle gemeint habe, meine, und meinen werde.

Endlich möchte ich denn auch die meisten Correspondenten in den Tagsblättern herzlich fragen: Wisset ihr uns denn von gar nichts anderm zu erzählen als von dem Theater? Es kann dasselbe Niemandem bedeutsamer und in mancher Hinsicht auch nicht erfreulicher sein als mir, aber ist es euch denn das einzig Bedeutsame? Habt ihr denn gar nichts zu berichten über so manche Aeußerungen in dem öffentlichen Leben? über Gesetz und Verfassung

*) Diese und die nächstfolgenden Bemerkungen sind bei mir keineswegs von vorgestern. Beziehungen darauf finden sich schon in meinen frühesten Büchern; nähere Andeutungen in dem Aufsatze: „Zwei Worte über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton" (geschrieben 1814) und in meinem Roman: „Die Dichter."

und Herkommen und Gebrauch? wobei ihr ohne Zweifel viel Nützliches und Freundliches anmuthig vorbringen könntet. Wisset ihr nichts zu sagen über den geselligen Ton? über einzelne ausgezeichnete Männer und Frauen? von denen das Mittheilbare auch mitgetheilt werden möge.

§. 121.

Aber nicht bloß die gewöhnliche Theaterkritik, sondern auch die gewöhnliche Kunstkritik überhaupt in den meisten Tageblättern unterliegt gar manchem Tadel. Hier werde insonderheit des Misverhältnisses in der häufigern und seltnern Kritik in Beziehung auf die Werke selbst gedacht. Nichts in der Welt ist leichter als ein ganz schlechtes Buch zu beurtheilen, denn selbst der mittelmäßige Mensch treibt wohl einen erträglichen Scherz über dergleichen auf; doch ist eben nicht nöthig, daß sämmtliche erträgliche Scherze gedruckt werden.

Außerdem wird nichts so häufig recensirt als dramatische Werke, was der vorige §. bereits ahnden ließ. Mit sämmtlichen Urtheilen über Kotzebue könnte man recht gut eine Bibliothek füllen; die über Hamann, Herder und F. Jacobi, würden weder ein Taschenbuch zum geselligen noch ungeselligen Vergnügen ausstatten können.

In neueren Zeiten ist dieses Misverhältniß noch viel ärger geworden. —

Es war einmal ein reicher Engländer; ohne Zweifel ein Lord, da diese am liebsten in deutschen Anekdoten vorkommen. Der Mann hatte ein ganz eigenes Leiden, das ihn fast koboldartig verfolgte, und es war dieser Kobold das alte wohlbekannte Lied: Marlborough s'en va - t - en guerre. Ging er spatzieren, so summten es die Spatziergänger, wollte er lesen, so tönte es in die Gespräche Fernandos und Miranda's, Benedikts und Beatrice's, wollte er schlafen, so bediente sich die Nachbarin des Chansons

als Wach-Mittels. Das ward dem Mann zu viel, und in einem Anfall von Halb-Verzweiflung schiffte er von Dover nach Calais; doch ward er leider hier gleich im Zollhause mit dem in den Krieg ziehenden Marlborough begrüßt und bekriegt. Er trieb ihn über den Rhein nach Deutschland, aber auch hier flatterten die Töne, die den Helden feierten, und ich weiß nicht genau zu sagen wie weit sie ihn trieben und wo endlich der Jammer aufhörte. — Der Verfasser des gegenwärtigen Buchs ist bei weitem nicht so empfindlich als jener Lord, und er glaubt jenen Gesang allenfalls ein paar hundertmale aushalten zu können, obwohl leidend; aber ihm ist auch ein viel härteres Schicksal geworden, denn ihn verfolgt das Schicksal selber, und zwar das unendliche Gerede über dasselbe in den Tageblättern.

§. 122.

Als Schiller von dem großen gewaltigen Schicksal gesprochen, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, da glaubten freilich auch manche schriftstellende Leute, die sonst weder nach Freiheit noch nach Nothwendigkeit gefragt hatten, die Verpflichtung zu haben, es zu citiren. Aber es ward doch auch manches Gute von Besseren darüber gesagt; ja man hätte glauben mögen, die Sache wäre so ziemlich in das Reine gebracht. Da ist es aber nach funfzehn oder sechszehn Jahren von neuem wieder aufgewacht, und es zeigt sich in seiner ganzen Härte, indem es jetzt nur sehr Wenigen erlaubt (doch sollen diese Wenigen desto inniger geschätzt werden) etwas Bedeutendes über es, das Schicksal, zu sagen. Freilich kommt das wahrhaft tragische Schicksal wie der Geist von Hamlets Vater in so „fragwürdiger“ (questionable) Gestalt, daß es wohl begreiflich wird, wenn auch Z. und Tz. es anzu-

reden gelüstet. Marcellus hat gar den freventlichen Plan, nach ihm mit der Hellebarde zu schlagen; wird aber zum Glücke noch davon abgehalten. Selbst dem sonst wackern, doch in diesem Augenblick nicht bescheidenen, und überhaupt ein wenig prosaischen Horatio antwortet es nicht, und nur dem Hamlet, der es mit unendlicher Liebe und unendlichem Schmerze fragt, steht es Rede. — Möge doch das nicht vergessen werden.

Wo aber das Schicksal ist, das heißt hier: das Gerede über dasselbe, da ist auch gewöhnlich die „Ahnfrau“ nicht fern, und der Verfasser dieses Buchs muß laut klagen, daß er sich kaum retten kann vor den Kritiken, Ueber-Kritiken und Wider-Kritiken dieses Schauspiels und ähnlicher, wobei er abermals zu erkennen geben muß, daß jenes mittelmäßige Lied von Marlbourough, auch zum hundertstenmale wiederholt, ihm erträglicher dünke als jene ewigen Repetitionen des — Wiederholten. Ist es denn so schwer, über dieses Stück in das Reine zu kommen? Kann es irgend Einem, der das Wunderbare in sich selbst und im Shakspear gefunden hat, noch zweifelhaft sein, daß diese Ahnfrau fast nur als harter Scherz gegen die gewöhnlichen Pseudo-Geister zu betrachten sei, da sie selbst einer der schlimmsten Pseudo- und Titulargeister ist? Ein solches Wesen, welches so ganz aus dem Geistercostum geht, daß es den armen alten Grafen Borotin, an dem ohnehin nicht viel zu tödten ist, schon um halb acht Uhr Abends, da er sich eben ein wenig zum Schlummer hingelegt, um bei der Nachtmahlzeit desto munterer zu sein, zwecklos grausam aufweckt, so daß dieser Herr nie zu Kräften kommen kann, da er sich in seinen besten Schlafplanen gestört sieht, ein solches Wesen erscheint so platt und überlästig, daß wir an der Stelle des Grafen

im Nothfalle selbst die — Polizei zu Hülfe rufen würden. — — Gegen die Geister Shakspears würde dieselbe nicht viel vermögen, und man kommt auch nicht in Versuchung, an menschliche Hülfe gegen dieselben zu denken, so daß es fast scheint, als habe der theure Mann die ganze Sache doch besser verstanden.

§. 123.

Ernstlicher zu nehmen ist das trübe Misverständniß, in welches Grillparzer und ähnliche neuere Dramendichter in Beziehung auf das Schicksal gefallen sind, indem sie es weder auf heidnische, noch auf christliche Weise nehmen. Es ist dasselbe bei ihnen nicht selten ein bloßer schwarzer Höllenmann, der als solcher nothwendig einige Bosheit und Tücke mitbringt, obwohl es ihm auch nicht darauf ankommt, zu behaupten, er sei innerlich höchst tugendhaft, und wolle nur das Böse rächen, wobei er denn fast als bekannt voraussetzt, daß ihm, dem schwarzen Höllenmann, Himmel, Erde und Hölle gehöre, wo er allein die Plätze zu vergeben habe. Innerhalb dieser Stücke ist denn auch wirklich kein Trost wider den Argen zu finden, sondern nur außerhalb derselben, d. h. im Gebiet der ächten Poesie und Wahrheit.

Wenn ich deshalb hier nicht ausführlich über diese und ähnliche dramatische Werke rede, so wird dies um deswillen unterlassen, weil sie bereits durch zu häufiges besprochen werden fast als zersprochen und zerbrochen erscheinen, wobei ich jedoch nicht bloß das auch hier waltende Talent gern anerkenne, sondern auch die entschiedene Hoffnung festhalte, es werde Grillparzer, dessen gute Anlagen nicht zu bezweifeln sind, recht bald auf sein früheres Schauspiel mit einigem Lächeln herabsehen.

Da die dramatische Poesie fast die einzige ist, die das größere Publikum beachtet, so ist auch jedem dramatischen

Dichter, außer der allgemeinen heiligen Pflicht noch eine ganz besondere gegeben worden, die ihm außer der höchsten Sorgfältigkeit noch die — allerhöchste auflegt.

§. 124.

Diese Sorgfalt fehlt aber auch sonst in unsrer neuern Literatur gar häufig, und statt ihrer waltet — wie bereits oben bemerkt wurde — nicht selten ein bequemes sich Gehen-lassen, oder Ueber-Eilfertigkeit, oder Trotzen auf alten Beifall, oder Mechanismus, oder Manier.

Ueber das letztere stehe auch hier ein gelassenes Wort, das ich bereits 1815 drucken ließ: Man erzählt von einem Englischen Schauspieler, daß er ein besonderes Talent gehabt habe im — Niesen, Husten, Schluchzen und der Nachahmung der Gebärden, welche Menschen zu machen pflegen, die an katarrhalischen Beschwerden leiden. Gar vielen Zuschauern hatte jene Virtuosität dermaßen gefallen, daß der Mann sich ordentlich darauf etwas zu Gute that, und, damit das Talent nicht verroste, auch Hamlet und Romeo, Castalio und Catilina niesend und katarrhalisch auftreten ließ; wobei er noch die Entschuldigung haben mochte, daß manche jener Personen durch ihre nächtlichen Wanderungen sich dergleichen Beschwerden leicht zuziehen konnten.

Wir wollen nicht verhehlen, daß wir durch manche Erscheinungen in unsrer Literatur-Welt an diesen Virtuosen erinnert werden, glauben aber vor einer solchen engen Manier recht sehr warnen zu müssen. Es giebt der Gründe viele, die davon abhalten können; wären sie aber auch (um mich einer Redensart aus Shakspears Heinrich IV. zu bedienen) so häufig wie Brombeeren, so kann ich mir doch die Aufzählung derselben erlassen, da sie Jedermann hell genug ins Auge fallen.

§. 125.

Doch genug von allen diesen einzelnen Verfehltheiten, Seltsamkeiten, Trübheiten und Lächerlichkeiten, denn wir wollen durchaus nicht klagend schließen, sondern mit gutem Muth, Trost und Hoffnung. Schon um deswillen, weil jene Mängel doch nur als Einzelnheiten dastehn, dürfen sie uns nicht zu sehr betrüben, und bei einigen derselben ist es doch auch sehr anziehend, die Summe von Kraft und Talent zu berechnen, die für den Irrthum aufgewandt worden. Es sind doch meistens Krankheiten von Ueberkraft, die gute Hoffnung für die Zukunft erlauben. Nur Nüchternheit und Zahmheit — und diese sind jetzt viel seltener als sonst — geben keinen Raum zur Hoffnung.

Wir wollen ferner mit inniger Freude hervorheben, daß jetzt im Ganzen bei weitem mehr religiöser und vaterländischer Sinn herrsche als sonst, und daß jene Leidensjahre Deutschlands gar manchen Leichtsinn zur Festigkeit gesteigert, gar manche Zerstreutheit zur Concentration geführt haben. Mit irreligiösen Frechheiten, zuchtlos-sinnlichen Ueppigkeiten, hoffärthig witzelnden Anfeindungen des Christenthums wagen doch jetzt nur sehr wenige aufzutreten, die man entweder mit schweigender Verachtung oder raschem offenen Tadel abfertigt, und wir dürfen mit gerechtem Stolz sagen, daß, wenn Lamettrie und Voltaire jetzt ihre Anfeindungen des Heiligen vorbrächten, ein fast allgemeines verwerfendes Misfallen ihr Lohn sein würde.

Das philosophisch-ästhetische Franzosenthum ist jetzt fast allgemein als hochmüthige Zerfeztheit anerkannt. Die deutsche Sprache wird fast durchgängig hochgeehrt und mit rühmlichem Fleiße betrieben; und Wieland und Zimmermann würden jetzt keine französische Briefe mehr schreiben, wie sie und so viele andere ihrer geistreichen Zeitge-

nossen zu unser aller Bedauren gethan haben. Der unächte Cosmopolitismus, die Allerweltsweisheit und (wie Fichte sich ausdrückte) das Allerlei-Raisonnement kommen freilich auch heut zu Tage noch zuweilen vor, dürfen sich jedoch nicht mehr so breit machen wie sonst, und scheinen mitunter selbst zu ahnden, daß ihre Zeit vorübergegangen sei.

§. 126.

Möge die Poesie immer mehr und mehr anerkannt werden in ihrer Heiligkeit und Reinheit, und daß ohne innere Harmonie kein Streben nach ihr gelingen könne, und möge deshalb immer tiefere und heitere Demuth die Brust desjenigen erfüllen, dem Gott verliehen hat, die süßen Geheimnisse des Schönen und des Guten zu erschauen. „Und des Guten" wiederhole ich, denn willst Du wagen, nach dem Schönen zu ringen, so habe zuvörderst ein reines Gemüth, denn niemals — glaubet dem einfachsten aller einfachen Worte, — niemals hat es einen großen Dichter gegeben, der nicht auch ein sehr edler Mensch war.

Ihr kennt alle das Testament Johannis, an das ich so gern erinnere mich selbst und andere, und ihr wißt, daß es nichts enthielt als die drei ewigen Worte: „Kinderchen, liebt Euch." Waget nur, Euch unter einander zu lieben, was jetzt manche von Euch, Ihr Dichter, nicht wagen, und ihr werdet inne werden, welch' eine Fülle von Segen in der Liebe ist.

Dann reget die Schwingen mit bescheidener Zuversicht, und sprecht muthig-fröhlich aus, was euch verliehen worden ist zu ahnden und anzuschauen, und die wackeren Deutschen werden sich um euch versammeln wie gute Söhne um die geehrten Väter.

Ich kann mit keinem freundlichern Worte schließen, und so möge denn mit demselben diese Schrift beendigt werden.

Kant, Fichte, Schiller
50 ff; 56 ff:
Windelb. 197/8

[illegible] [illegible] [illegible] —
[illegible] [illegible] [illegible] Loue

[illegible]

[illegible] [illegible] — [illegible] — Bone

[illegible] [illegible] — [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, wä
hrend der Jahre 1790 bis 1818

Bd.: [1]

Berlin (1819)

P.o.germ. 651 c-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111546-3